

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895

Im Auftrag des Vereins für Volkskunde herausgegeben von
Timo Heimerdinger, Konrad Köstlin, Johanna Rolshoven
(bis Heft 1+2), Brigitta Schmidt-Lauber

Redaktion

Abhandlungen, Mitteilungen, neuerDings
Birgit Jöhler

Chronik der Volkskunde
Magdalena Puchberger

Literatur der Volkskunde
Herbert Nikitsch, Johann Verhovsek



Neue Serie Band LXX
Gesamtserie Band 119
Wien 2016
im Selbstverlag des Vereins für Volkskunde

Gedruckt mit Unterstützung von
Land Burgenland
Land Niederösterreich
Land Oberösterreich
Land Steiermark
Land Tirol
Land Vorarlberg



Eigentümer, Herausgeber und Verleger
Verein für Volkskunde, Laudongasse 15–19, 1080 Wien
www.volkskundemuseum.at, verein@volkskundemuseum.at
Satz: Lisa Ifsits, Wien
Druck: Novographic, Wien
AUISSN 0029-9668

Jahresinhaltsverzeichnis 2016

Abhandlungen

- 3 *Thomas Thiemeyer*, Sammlung verpflichtet. Wie das Wiener Museum für Angewandte Kunst 1993 sein Depot neu zur Geltung brachte
- 41 *Ove Sutter*, Alltagsverstand. Zu einem hegemonietheoretischen Verständnis alltäglicher Sichtweisen und Deutungen
- 183 *Birgit Jobler und Magdalena Puchberger*, Wer nutzt Volkskunde? Perspektiven auf Volkskunde, Museum und Stadt am Beispiel des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien
- 221 *Alessandro Testa*, From folklore to intangible cultural heritage. Observations about a problematic filiation
- 245 *Sarah Nimführ*, Living Liminality. Ethnological insights into the life situation of non-deportable refugees in Malta
- 273 *Manuela Bojadžijev*, *Doing commons*: Gentrifizierung oder das Ringen um das Gemeinsame im städtischen Raum in Berlin
-

Mitteilungen

- 73 *Herbert Nikitsch*, »Volkskunde für Jedermann« & Adolf Mais. Zwei fachgeschichtliche Assoziationen
- 295 *Jens Wietschorke*, Die restaurierte Ruine. Ein paradoxales Denkbild zur Pluralität des Historischen
-

neuerDings

- 95 »Industrie und Glück« – ein Tarockspiel aus Wien
(*Nora Witzmann*)
-

Chronik der Volkskunde

- 113 Jahresbericht Verein für Volkskunde und Österreichisches Museum für Volkskunde 2015 (*Matthias Beitzl*)
- 121 »Dimensionen des Politischen«. Internationale Tagung für Kulturanthropologie, Europäische Ethnologie und Volkskunde (*Alexandra Rabensteiner und Raffaella Sulzner*)
- 129 8. Jahresmitgliederversammlung des Vereins netzwerk mode textil mit Begleitprogramm (*Annina Forster*)

- 135 »Wir und die Anderen«. Ausstellung des Ungarndeutschen
Museums in Tata (*Konrad Köstlin*)
- 137 Tamás Hofer 1929–2016 (*Konrad Köstlin*)
- 305 Tagungsbericht »Narrationsanalyse in der Europäischen
Ethnologie« (*Laura Wehr*)
- 310 Volkskunde im Museum – ein Auslaufmodell?
Die 25. BBOS-Tagung in Augsburg (*Christine Schmid-Egger*)
- 317 Bericht über die 24. Generalversammlung von ICOM
mit dem Titel »Cultural Landscapes and Museums«
(*Kathrin Pallestrang*)
- 323 Bericht über die Tagung »Das vergessene 20. Jahrhundert.
Zeitgeschichte sammeln« (*Kathrin Pallestrang*)
- 329 Tagungsbericht »Forschungswerkstatt Nahrungsregime«.
Ein Workshop des Forschungsschwerpunktes »Wirtschaft und
Gesellschaft aus historisch-kulturwissenschaftlicher Perspektive«
der Universität Wien und des Instituts für Geschichte des
ländlichen Raumes (*Lukasz Nieradzik*)
- 336 Gareth Kennedy. Die unbequeme Wissenschaft.
Volkskunstmuseum (*Magdalena Puchberger*)
- 344 Dr. Gertrud Heß-Haberlandt (1923–2016) (*Olaf Bockhorn*)

Literatur der Volkskunde

- 145 Thomas Schindler: Handwerkszeug und bäuerliches Arbeitsgerät
in Franken. Bestandskatalog des Fränkischen Freilandmuseums
Bad Windsheim (*Helmut Sperber*)
- 150 Ingo Schneider, Martin Sexl (Hg.): Das Unbehagen an der
Kultur (*Jens Wietschorke*)
- 156 Novák László Ferenc: A Három Város néprajza (Volkskunde der
drei Städte) (*Balázs Németh*)
- 159 Rodney Harrison: Heritage (*Konrad Köstlin*)
- 163 Geoff Stahl (Hg.): Poor But Sexy. Reflections on Berlin Scenes
(*Bianca Ludewig*)
- 349 Katharina Eisch-Angus (Hg.): Unheimlich heimisch.
Kulturwissenschaftliche BeTRACHTungen zur volkskundlich-
musealen Inszenierung (*Reinhard Bodner*)
- 353 Felicia Sparacio: Pendeln im Alter. Eine Fallstudie zu
transnationaler Migration zwischen Deutschland und der Türkei
(*Claudius Ströhle*)

- 356 Johann Traxler, Anton-Joseph Ilk: Liedgut und Bräuche aus dem
Wassertal. Weltliche und geistliche Lieder der Oberwischauer
Zipser, eingebettet in deren Traditionen
(*Olaf Bockhorn*)
- 359 Heinz Kröll, Carmen Brugger (Hg.): Defereggien in Osttirol.
Josef Schett. Fotograf, Ansichtskartenverleger und Zeitzeuge.
Chronist des Lebens in einem Gebirgstal. Aufnahmen von
1920 bis 1970 (*Olaf Bockhorn*)
-
- 167 Eingelangte Literatur (*Hermann Hummer*)
- 362 Eingelangte Literatur (*Hermann Hummer*)
- 176 Internationale Zeitschriftenschau (*Hermann Hummer*)
- 373 Internationale Zeitschriftenschau (*Hermann Hummer*)
- 179 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
- 376 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
- 180 Impressum
- 377 Impressum

Abhandlungen





Sammlung verpflichtet. Wie das Wiener Museum für Angewandte Kunst 1993 sein Depot neu zur Geltung brachte

Thomas Thiemeyer

Das Wiener Museum für Angewandte Kunst (MAK) zeigte von 1993 bis 2013 einen Teil seiner Bestände als Studiensammlung. Im deutschsprachigen Raum war es damit eines der ersten Museen, das ein in Kanada und den USA etabliertes Format nutzte. Dieses Format nenne ich *Depotausstellung*. Depotausstellungen sind Museumspräsentationen, die besonders viele Dinge zeigen, die sie (zunächst) nicht erklären, sondern als großes Schaubild in Räumen präsentieren. Diese Schauräume sollen optisch und/oder erkenntnistheoretisch dem Depot ähneln.

Der Beitrag will am Beispiel des MAK einen genaueren Blick auf diesen Ansatz werfen und fragt, weshalb das Museum ausgerechnet 1993 zu einer Präsentation als Studiensammlung zurückkehrte bzw. inwiefern sich dieser Studiensammlungsansatz von früheren ähnlichen Präsentationsformen unterschied und wo er diese (unter neuen Vorzeichen) fortsetzte. Die ersten beiden Teile des Beitrags setzen historisch an, fragen nach der Logik der MAK-Sammlungen und nach dem Selbstverständnis dieser Institution während ihrer Gründungszeit. Teil drei widmet sich der MAK-Studiensammlung (1993–2013), bevor am Ende dieses Beispiel in den größeren Kontext der Depotausstellungen der Gegenwart eingeordnet wird.

Das Österreichische Museum für angewandte Kunst/Gegenwartskunst (MAK) zeigte von 1993 bis 2013 einen Teil seiner Bestände als Studiensammlung. Im deutschsprachigen Raum war es eines der ersten Museen, das ein Format nutzte, das in Kanada und den USA etabliert worden war und in den 1990er und 2000er Jahren in Deutschland, Österreich und der Schweiz zunehmend populär werden sollte. Dieses Format nenne ich *Depotausstellung*. Depotausstellungen sind Museumspräsentationen, die das Depot zum Thema machen (das Schaudepot ist die bekannteste Variante):¹ Sie zeigen besonders viele Dinge, die sie (zunächst) nicht erklären,

sondern als großes Schaubild in ihren Schauräumen präsentieren. Diese Räume sollen optisch und/oder erkenntnistheoretisch dem Depot ähneln. Von den Schaudepots im Vitra Design Museum in Weil am Rhein (2016), im Museum für Gestaltung in Zürich (2014), dem kulturhistorischen vorarlberg museum in Bregenz (2013) oder dem Jüdischen Museum in Wien (1996, überarbeitet 2011), über das »offene Depot« im Berliner Museum der Dinge (2007), das Schaulager in Basel (2003), das Schaumagazin im Überseemuseum Bremen (1999) oder das Historische Museum Luzern, das sich 2003 gleich ganz in *Depot* umbenannt hat, bis zum Berliner Humboldt-Forum (mutmaßlich 2019), das seine ethnologischen Objekte von 2019 an u.a. in einem Schaudepot zeigen soll: Das neue Interesse am Depot ist nicht zu übersehen.²

Der folgende Beitrag will am Beispiel des MAK einen genaueren Blick auf diesen Ansatz werfen und fragt: Warum kehrte dieses Museum ausgerechnet 1993 zu einer Präsentation als Studiensammlung zurück (und verabschiedete sich von ihr 2013 wieder)? Was versprach man sich davon? Inwiefern unterschied sich der Studiensammlungsansatz von früheren ähnlichen Präsentationsformen, und wo setzte er diese (unter neuen Vorzeichen) fort? Was sagt das über sein Verständnis eines zeitgemäßen kunstgewerblichen Museums? Dieses Museums-Portrait analysiert die grundlegenden fachwissenschaftlichen Erkenntnisinteressen, aus denen die Studiensammlung entstanden ist und wirft einen tiefen Blick in das Depot und auf die Depotschau des MAK. Am Beispiel eines Leitexponats – einer Goldkanne aus dem Schatz der Deutschordensritter – analysiert es, wie Dinge in diesem Museum wanderten und sich veränderten.

- 1 Der Begriff deckt unterschiedliche Formate ab, von Studiensammlungen, die aus ursprünglichen Forschungskontexten übrigblieben, über bewusst neu inszenierte räumliche Depotnachbildungen bis zu Ansätzen, die das Depot zum inhaltlichen Bezugspunkt nehmen, ohne sich primär auf seine räumliche Optik zu beziehen. Was ich Depotausstellung nenne, ist also kein homogenes Phänomen, sondern im Gegenteil sehr divers. Gemeinsam ist den diversen Ansätzen aber, dass sie Neuschöpfungen sind, die mit ähnlichen Techniken das Depot und die Sammlungen wieder stärker ins Bewusstsein bringen wollen. Sie sind bewusst als alternativer Ausstellungsansatz konzipiert worden.
- 2 Vgl. dazu Thomas Thiemeyer: Das Depot als Versprechen. Warum unsere Museen die Lagerräume ihrer Dinge wiederentdecken, 2017 (in Vorb.).

Die ersten beiden Teile des Beitrags setzen historisch an, fragen nach der Logik der MAK-Sammlungen und nach dem Selbstverständnis dieser Institution während ihrer Gründungszeit, in der es seine Bestände aufbaute. Teil drei widmet sich dann der jüngsten Studiensammlung (1993–2013), bevor ich am Ende ein Fazit ziehe und das Beispiel der MAK-Studiensammlung in den größeren Kontext der Depotausstellungen der Gegenwart einordne.

Gottfried Sempers Ideales Museum

Das Wiener Museum für Angewandte Kunst besitzt eine goldene spätgotische Kanne aus dem Schatz der Deutschordensritter. Das bauchige Gefäß mit dem Griff in Form eines Drachens und einem grün emaillierten »wilden Mann« auf dem Deckel ist nicht das Original aus dem 15. Jahrhundert. Dieses befindet sich im Metropolitan Museum of Art in New York. Die Kanne im MAK mit der Inventarnummer G082 ist eine galvanoplastische Reproduktion. Das Museum erwarb sie 1868 als Illustrationsobjekt mittelalterlicher Goldschmiedekunst. Heute steht sie im *MAK Design Labor* und zeigt – zusammen mit Pokalen, Tellern und Trinkgefäßen zu einem Schaubuffet arrangiert – die Entwicklung der Tischkultur. Bevor das Museum sie als kulturhistorischen Zeugen aufbot, präsentierte es die Kanne in der Studiensammlung Metall als repräsentatives Beispielobjekt für die reichen Gold- und Silberschätze in den Depots, die nach Materialien geordnet waren. Diese Ordnung ging auf den Architekten Gottfried Semper zurück, der für die kunstgewerblichen Museen ein wichtiger Vordenker war.

Semper war ein angesehener Architekt, als er 1849 überstürzt aus Dresden floh. Er hatte sich mit den demokratieverzückten Revolutionären seiner Heimatstadt eingelassen, weshalb er nun Sachsen verlassen musste. Nach Stationen in Zwickau, Hof, Karlsruhe, Straßburg und Paris gelangte er 1850 schließlich nach London, wo er Henry Cole begegnete. Cole organisierte die für 1851 geplante Londoner Weltausstellung, und Semper durfte für ihn verschiedene Länderkojen gestalten.

Der Beginn in London war für den erfolgsverwöhnten Architekten gleichwohl schwierig. Seine Aufträge waren kleiner als erhofft, so dass Semper sich andere Arbeit suchen musste. Sein Kontakt zu Cole half ihm auch hierbei: Der Erfolg der Weltausstellung 1851 hatte diesen zum

Direktor des *Department of Practical Art* befördert. Semper ersuchte ihn um eine Stelle. Cole fasste Semper zunächst als Lehrer für den Keramikunterricht ins Auge, ließ von diesem Plan aber ab, weil er an der Kompetenz des Aspiranten auf diesem Feld zweifelte. Stattdessen verlangte er eine Schrift, die Semper selbst als »eine Art illustrierten und raisonnierenden Catalog über das ganze Gebiet der Metallotechnik«³ definierte und im August 1852 unter dem Titel *Practical art in metals and hard materials* bei Cole einreichte. Einen Monat später stellte dieser ihn als Lehrer für »principles and practice of Ornamental Art applied to Metal Manufacturers«⁴ ein.

Dieses Manuskript, das zunächst als Lehrexposé angelegt war, sollte später die Grundordnung der Sammlungen wichtiger kunstgewerblicher Museen bestimmen,⁵ unter anderem im *South Kensington Museum* in London (1851, heute *Victoria & Albert Museum*) und im ersten kunstgewerblichen Museum des Habsburgerreichs, dem *k.k. Österreichischen Museum für Kunst und Industrie* (dem heutigen MAK), das 1864 in Wien eröffnete. Das Manuskript ist später unter dem Titel *The Ideal Museum. Practical art in metals and hard materials* berühmt geworden.⁶

Sempers Ideales Museum ist der utopische Entwurf eines (kunstgewerblichen) Museums, das alle Gegenstände nach ihren Materialien sortiert. Die Grundeinheit dieses Museum ist ein rechteckiger Raum, der in vier quadratische Einheiten unterteilt ist. Die Vierteilung entspricht Sempers These der vier grundlegenden Bearbeitungstechniken im Kunstgewerbe: der Stoff-, Keramik-, Holz- und Steinbearbeitung.⁷

3 Zit. nach Isabella Nicka: »Even the Question of Material is a Secondary One...«. In: Rainald Franz, Andreas Nierhaus (Hg.): Gottfried Semper und Wien. Die Wirkung des Architekten auf »Wissenschaft, Industrie und Kunst«. Wien 2007, S. 51–58, hier S. 51.

4 Ebd., hier S. 52.

5 Vgl. Barbara Mundt: Über einige Gemeinsamkeiten und Unterschiede von kunstgewerblichen und kulturgeschichtlichen Museen. In: Bernhard Deneke, Rainer Kahsnitz (Hg.): Das Kunst- und kulturgeschichtliche Museum im 19. Jahrhundert. Vorträge d. Symposions im German. Nationalmuseum (Nürnberg). München 1977, S. 143–149.

6 Gottfried Semper: *The Ideal Museum. Practical Art in Metals and Hard Materials*, hg. v. Peter Noever. Wien 2007.

7 »The roots or fundamental Motives of all human Works are identical with the first Elements of human Industry, which are the same every where (sic!), namely (A). Twisting, Weaving and Spinning (production of thin and pliable tissues by Art) (B).

Diese vier Klassen ergänzte er um eine fünfte, die sich der vier erstgenannten bediente, um sie zu neuen Kunstwerken zusammenzuführen »the blendig together of the four Elements, for High Art and Architecture«.⁸

Sempers Ziel war es, möglichst sinnfällig die wichtigsten Arbeitstechniken des Kunsthandwerks an Objekten demonstrieren zu können, denn er konzipierte sein Ideales Museum von der Warte des Lehrenden am Londoner *Department of Practical Art*. Die verschiedenen Materialien räumlich zu trennen ermöglichte es ihm, sie einfach, klar und didaktisch sinnvoll zu sortieren. Die Präsentation reagierte optimal auf die Bedürfnisse der einzelnen Handwerksgruppen, der Schreiner, Steinmetze und Goldschmiede, die viel Anschauungsmaterial aus ihrer Disziplin zu sehen bekamen. Sie ermöglichte ihnen zudem – durch die fünfte, Materialien übergreifende Objektgruppe – eigene Arbeiten mit den Techniken benachbarter Disziplinen zu verknüpfen. Das Material dominierte also die Struktur dieses imaginären Museums. Es war aber nicht sein Erkenntnisziel: »Konkreten Einfluss auf die Einordnung eines Exponats hat der Werkstoff nur insofern, als stoffliche Voraussetzungen eine Bearbeitung durch eine oder aber mehrere der vier Urtechniken zulassen.«⁹

Das Ideale Museum war mehr als eine bloße Vorbildersammlung, die dem Handwerker zeigte, wie gute Produkte auszusehen hatten, wie er sie zu fertigen hatte und die den Konsumenten für hochwertige Produkte sensibilisierte. Es war zugleich historisch und ethnologisch angelegt: historisch, weil es eine Stilgeschichte bot, die Motive, Materialien und Techniken früherer Zeiten dokumentierte; ethnologisch, weil es den Betrachter mit dem vermeintlich »Primitiven«, »Urtümlichen« konfrontierte: »The earlier the Periods of Art, the nearer the products of Art approach to the fundamental motives, and therefore the proposed plan also includes one historical and ethnographical.«¹⁰ Diese Lesart entwickelte sich zu einer Zeit, in der europäische Künstler wie Paul Gauguin

Ceramic art. Working out the forms of Soft Plastic Materials and hardening them afterwards. (C) Carpenters (sic!) Art. (combination of bars into Systems of construction) (D) Masonery. (cutting of hard Materials into given forms and combining small hard pieces into objects of construction)”. Semper 2007 (wie Anm. 6), hier S. 56 f. (MS 12).

8 Ebd., hier S. 57 (MS 15).

9 Nicka 2007 (wie Anm. 3), hier S. 55.

10 Semper 2007 (wie Anm. 6), hier S. 57 (MS 13).

die Werke der vermeintlich »primitiven« Naturvölker im Südpazifik als Anleitung zu einfachen, unverfälschten Formen rezipierten und in der die Völker- und Volkskundler die Indigenen der Südsee und die heimischen Bauern studierten, um in diesen – wie sie glaubten – von der Zivilisation noch unverdorbenen Gruppen die »ursprünglichen« Denk- und Verhaltensweisen, Formen und Gebärden der Menschen zu finden. Dieser »Primitivismus« suchte im Urzeitlichen und vermeintlich Unzivilisierten nach den Ur- und Erstformen volkstümlicher Darstellungs- und Verhaltensweisen und hatte eine evolutionäre Zielrichtung: Die gegenwärtige, eigene (in der Regel bürgerliche) Kultur stand an der Spitze des Fortschritts, tat aber gut daran, sich ihrer Anfänge zu erinnern, um Auswüchse zu korrigieren und sich von der Vergangenheit inspirieren zu lassen.¹¹ Allen voran die später so geheißene Volkskunst erlebte zu dieser Zeit ihre (kurzfristige) Nobilitierung zur »nationalen Hausindustrie«, die dem modernen Kunstgewerbe neue »ornamentale und formelle Motive« liefern sollte.¹²

Die Grundordnung der Sammlung des MAK¹³ folgte der Intention der Vorbildsammlung für das Handwerk und Kunstgewerbe, und sie bestimmte auch die öffentlich zugänglichen Ausstellungen (Schau-

- 11 Bernd Jürgen Warnken: Volkskundliche Kulturwissenschaft als post-primitivistisches Fach. In: Kaspar Maase, Bernd Jürgen Warnken (Hg.): *Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft*. Köln, Weimar, Wien 2003, S. 119–141. Vgl. zu den Bezügen des Wiener Kunstgewerbemuseums zur österreichischen Volkskunde und zum Primitivismus Reinhard Johler: Alois Riegl, die Volkskunst und die österreichische Volkskunde. Eine Vorgeschichte der Europäischen Ethnologie. In: Peter Noever, Artur Rosenauer, Georg Vasold (Hg.): *Alois Riegl revisited. Beiträge zu Werk und Rezeption*. Wien 2010, S. 21–28.
- 12 Vgl. Bernward Deneke: Die Entdeckung der Volkskunst für das Kunstgewerbe. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 60, 1964, S. 168–201, hier S. 177.
- 13 In Wien oblag es Jacob von Falke, seinerzeit Kustos und später Direktor des Museums, die Museumssammlungen nach dem Vorbild des South Kensington Museums in London – das Gottfried Semper maßgeblich geprägt hatte – zu gliedern. Von Falke führte eine Systematik mit 24 nach Material und »Technik« (d.h. Verarbeitung des Materials) organisierten Klassen ein (mit einzelnen Ausnahmen): »I. Das Geflecht, II. Spezielle textile Kunst und ihre Nachbildungen, III. Lackarbeiten, IV. Email, V. Mosaik, VI. Glasmalerei, VII. Malerei, VIII. Schrift, Druck und graphische Kunst, IX. Außere Bücherausstattung, X. Lederarbeiten, XI. Glasgefäße und Glasgeräth, XII. Thongefäße, XIII. Arbeiten aus Holz, XIV. Geräte und kleinere Plastik in Horn, Bein, Elfenbein, Wachs u. dgl., XV. Gefäße, Geräth und Sculptur in Marmor, Alabaster und sonstigem Stein, XVI. Kupfer, Messing, Zinn, Zink,

sammlungen). Das lassen u.a. die massiven schwarzen Holzvitrinen erahnen, in denen das MAK heute noch Teile seiner Textilsammlungen zeigt und die früher schon als Schaumöbel fungierten. Sie stammen aus den Gründerjahren des Museums. Holztüren mit Glasscheiben, hinter die der Kustos Textilien einspannen konnte, um nach außen zu zeigen, was sich im Schrank befindet, verschlossen die Schränke, in denen der gesamte Bestand dunkel und vor Zugriff geschützt verwahrt werden konnte.¹⁴ Exponieren und Deponieren vollzogen sich im selben Raum. Die Ordnung des Depots bestimmte den Aufbau der Ausstellungen, für die sich die Materialordnung gleichsam von selbst ergab. Indiz dafür sind die schwarzen Holzvitrinen, die eine ganz andere Sprache sprechen als die Lager- und Schaumöbel, die 100 Jahre später die Studiensammlungen von 1993 kennzeichnen sollten: Statt leicht und transparent waren sie dunkel, hermetisch und verschlossen. Sie zeigten Auswahl statt Fülle, verhießen Schutz statt Offenheit. Die Exklusivität des Besitzens und Benutzens der Dinge wird in diesen Schränken – vor allem konservatorisch bedingt – sichtbar. Sie folgen der konservatorischen Zurückhaltung des Depots, nicht der Extrovertiertheit der Ausstellung.

Bis heute ist das Museum seiner initialen Sammlungsordnung verhaftet, trennt seine Bestände nach Materialien.¹⁵ Die gotische Galvanoplastik Go82 findet sich entsprechend im Depotraum der Metallobjekte mit ihren rund 20.000 Gegenständen vom 14. Jahrhundert bis in die Gegenwart. D.h. die *epistemische Logik* der Sammlung nach Materialien bestimmt im MAK auch die *logistische Struktur*, weil das Material das

Blei, XVII. Eisenarbeiten, XVIII. Glocken und Uhren, XIX Gefäße, Geräth, Reliefs in Bronze, XX. Goldschmiede, XXI. Bijouterie, XXII. Graveurskunst, XXIII. Allgemeine Zeichnungen für plastische Ausführungen, XXIV. Sculptur im Grossen.« Zit. nach Kathrin Pokorny-Nagel: Zur Gründungsgeschichte des k.k. Österreichischen Museums für Kunst und Industrie. In: Peter Noever (Hg.): Kunst und Industrie. Die Anfänge des Museums für angewandte Kunst. Ostfildern-Ruit 2000, S. 52–89, hier S. 73.

14 Gespräch mit Kathrin Pokorny-Nagel, Leiterin der Bibliothek und Kunstblätter-sammlung/Archiv, am 18.11.2015.

15 Das Inventar folgt dieser Material- und einer thematischen Ordnung. Christian Reder bemerkte in seiner umfassenden Sammlungsanalyse dazu 1991: »Die 30 [...] Fachinventare werden offensichtlich seit Jahrzehnten unverändert fortgeführt, ohne daß ihre Systematik neuen Erfordernissen angepasst worden wäre.« Zit. nach Christian Reder: Neue Sammlungspolitik und neue Arbeitsstruktur. Analysen und Konzeptionsgrundlagen. Wien 1991, S. 31.

konservatorisch maßgebende Kriterium für die Lagerung ist. Auch die museumseigene Bibliothek sortiert ihre Bücher entlang der Materialien: Sie stellt Bücher, die Holz und seine Bearbeitung behandeln, nebeneinander und verfährt so auch bei Druckwerken zu Metall oder Textil.¹⁶ Die Zuständigkeit der Kustoden für Metall, Keramik, Möbel etc. folgt dieser Ordnung ebenfalls, was sich in der kuratorischen Praxis niederschlägt. Bis zur Neuordnung des Museums 1980 waren die Schausammlungen im Haus größtenteils gemäß der vom Material bestimmten Sammlungsbereiche getrennt präsentiert und innerhalb dieser dann chronologisch sortiert. Auch die 1993 eröffnete Studiensammlung wählte diesen Ansatz nicht nur, um die Sammlungsordnung nachzuvollziehen, sondern auch, weil »sie der Spezialisierung der Sammlungsleiter [entspricht]«. ¹⁷ Das heißt, die in den 1860er Jahren etablierte Sammlungsordnung prägt die Struktur und Praxis des Museums bis heute, und zwar bei der Sammlungs- wie bei der Ausstellungsarbeit.

Eine Vorbildersammlung, die zum Museum wird

Die erste Londoner Weltausstellung von 1851 hatte die Repräsentanten des Habsburger Reichs konsterniert. Erstmals ermöglichten es diese Leistungsschauen der Nationen, Industrieprodukte international in großem Stil zu vergleichen. Die Bilanz des österreichischen Handwerks und seiner Manufakteure fiel betrüblich aus: Insbesondere den Produkten aus Frankreich sah man sich hoffnungslos unterlegen. Die Kunstschaffenden wurden dort hervorragend im 1794 gegründeten *Conservatoire des Arts et Métiers* mit seiner *Ecole polytechnique* geschult. Es war die erste Vorbildersammlung mit Kunsthandwerk und Maschinen, die zugleich als Lehrbetrieb diente. Bei der Pariser Weltausstellung vier Jahre später bot sich dasselbe Bild: Habsburger Produkte konnten mit den französischen nicht

16 Gespräch mit Kathrin Pokorny-Nagel am 17.8.2011.

17 Aus dem Raumtext zur Studiensammlung. Diesen Eindruck bestätigen zudem einige Interviewpartner. Vgl. dazu auch das Pressegespräch mit Peter Noever: Architektur eines Ortes als Verpflichtung. Die Institution Museum im Spannungsfeld zwischen Kunst und Kommerz. 8 Jahre Museumsarbeit. Wien, 1.2.1994 (MAK-Archiv, Index 1994): »Je nach Konzept des Sammlungsleiters sind innerhalb der materialbezogenen Studiensammlungen die kunstgewerblichen Objekte in typologische, historische oder funktionale Zusammenhänge gestellt.«

konkurrieren. Schlimmer noch: England hatte im selben Zeitraum die Qualität seines Kunstgewerbes erheblich verbessert, was u.a. dem 1851 gegründeten South Kensington Museum zu verdanken war, das über *Schools of Design*, Bibliotheken und Mustersammlungen verfügte.¹⁸ »Der Weg, der zur Besserung führte oder aber führen konnte«, schrieb seinerzeit der spätere Direktor (1885–1895) des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie, Jakob von Falke, »war nur ein einzig möglicher. Einen eigenen Stil der Zeit gab es nicht und erfinden lässt er sich nicht. Man konnte nur und einzig nur auf dem Wege der Lehre, des Kunstunterrichts vorgehen. Man mußte an den Mustern der Vergangenheit das Schöne lehren und Sinn und Verständnis für Form und Farbe ausbilden; man mußte die verloren gegangenen technischen Kunstweisen wieder finden und erneuert einführen; man mußte künstlerische Kräfte bilden, reif zur Erfindung und reif zur Ausführung; man mußte endlich im Volke, in Reich und Arm, nicht bloß das Verständnis, sondern Liebe und Leidenschaft zum Schönen erwecken.«¹⁹

In von Falkes Argumentation gibt sich eine Haltung zu erkennen, die wir heute als Historismus bezeichnen, »ein Bewußtsein oder ein Denken, dem es ganz besonders um Geschichte geht, das sich ganz auf Geschichte konzentriert und damit anderes (Nicht-Geschichtliches) übersieht oder unberücksichtigt lässt«.²⁰ In diesem Denken liefert die Geschichte reiches Anschauungsmaterial für die Gegenwart. Im Kunstgewerbe verkauften sich großformatige und bunt kolorierte Vorlagenwerke wie Auguste Racinet's *L'Ornement Polychrome* (1872) oder Owen Jones *The Grammar of Ornament* (1856) in großer Zahl, weil sie mit ihren Abbildungen von historischen Ornamenten an Säulen, Gefäßen und Textilien das zeitgenössische Kunstgewerbe inspirieren sollten. Aus diesem Geist entstand das Wiener Museum.

Am 12. Mai 1864 wurde das *k.k. Österreichische Museum für Kunst und Industrie* in den Räumen des Wiener Ballhauses, dem ehemaligen Turnsaal des Kaisers, eröffnet. Der Kaiser selbst hatte Teile seiner Sammlung

18 Vgl. dazu etwa den Bericht Englands Kunstindustrie. In: Mittheilungen des k.k. Österreichischen Museums für Kunst und Industrie, 20, 1867, S. 337–340.

19 Jakob von Falke: *Aesthetik des Kunstgewerbes*. Ein Handbuch. Stuttgart 1883, S. 54.

20 Friedrich Jaeger, Jörn Rüsen: *Geschichte des Historismus*. Eine Einführung. München 1992, hier S. 5.

gestiftet. Andere Bestände kamen aus Klöstern, Kirchen, Adels- und Privatbesitz. Das Ballhaus war von vornherein ein Provisorium: Schon 1867 plante das Museum einen Neubau am Stubenring, wo es noch heute steht. Es folgte der industriepolitischen Idee, Österreichs Kunstgewerbe international konkurrenzfähig zu machen. Diese Institution ist nicht als Museum »im Sinne einer Musealisierung des Vorhandenen gegründet [worden], sondern als lebendige vitale Institution zwischen Praxis und Lehre, zwischen Kunst und Industrie, zwischen Produktion und Reproduktion«. Eine Kunstgewerbeschule war von 1867 an ein Teil des Museums, bis sie sich 1900 abspaltete. Den Geschmack von Produzenten und Konsumenten zu schulen war erklärte Absicht des neuen Kunstgewerbemuseums, das zu diesem Zwecke vorbildhafte Objekte sammelte, ausstellte und an die Fachschulen der Monarchie verlieh. An ihnen sollten die Handwerker lernen, mit welchen neuen Maschinen und Techniken sie welches Material bearbeiten konnten und an welchen historischen Vorbildern sie sich dabei zu orientieren hatten. Zeitgleich zielte das Museum auf allgemein interessierte Besucher als potenzielle Käufer. Die Mustersammlungen dienten der Geschmacksschulung und Konsumentenerziehung, auf dass der Kunde qualitativ hochwertige Produkte erkenne, wertschätze und kaufe.²¹ »Das k. k. Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie hat die Aufgabe«, hieß es in Paragraph 1 der Museumssatzung von 1864, »durch Herbeischaffung der Hilfsmittel, welche Kunst und Wissenschaft den Kunstgewerbern bieten, und durch Ermöglichung der leichteren Benützung derselben die kunstgewerbliche Thätigkeit zu fördern, und vorzugsweise zur Hebung des Geschmacks in dieser Richtung beizutragen.«²²

Die Rede von der »Hebung des Geschmacks« war symptomatisch für eine Zeit, die Kunst, Kunstgewerbe und Volkskunst normativ beurteilte und zwischen »richtig« und »falsch« schied.²³ Was in Werkbund

21 Noever 2000 (wie Anm. 13), S. 9–11, Zitat S. 10; Pokorny-Nagel 2000 (wie Anm. 13); Gespräch des Autors mit Rainald Franz, Kustos der MAK-Sammlung Glas und Keramik, am 6.9.2013 in Wien; Reder 1991 (wie Anm. 15); zu den Wanderausstellungen vgl. Mittheilungen des k.k. Österreichischen Museums für Kunst und Industrie, 15, 1866, S. 255–257.

22 Statuten des k.k. Österreichischen Museums für Kunst und Industrie. In: Mittheilungen des k.k. Österreichischen Museums für Kunst und Industrie, 1 (1865), hier S. 4f.

und Bauhaus später »die gute Form« heißen sollte, kündigte sich in der angelsächsischen Arts-and-Crafts-Bewegung ebenso an wie in den volks- und gewerbepädagogischen Vorbildersammlungen und ihrem Versuch, gelungene Kunstgegenstände zu kanonisieren. 1852 präsentierte etwa das Londoner *Museum of Manufactures* 84 Objekte schlechter Kunst in einer »Schreckenskammer«.²⁴ Bei Jakob von Falke paarte sich diese erzieherische Attitude mit einem Verständnis von Geschmack und Schönheit als etwas Rationalem, von der Vernunft Gestiftetem: »In diesem Sinne hat schon Hegel den Geschmack als den gebildeten Schönheitssinn definiert, er ist der Takt, sei er nun ein mehr angeborner oder durch Uebung und vergleichendes Studium ausgebildeter, sofort und überall sofort das Schöne zu treffen«, schrieb er 1860 und fuhr fort, »daß auch im Reich des Geschmacks Gesetz und Ordnung, das heißt die Vernunft herrscht, wenn wir sie auch noch nicht erkannt haben«.²⁵

Diese Idee einer rationalen, »vernünftigen Ästhetik« (von Falke), die sich mit naturwissenschaftlichen Methoden berechnen und definieren lässt, wurde in der Zeit zwischen 1885 und 1895, in der von Falke das Wiener Museum leitete, dominant. Von Falke war ein Strukturalist *avant la lettre*, überzeugt, dass die gute Form nicht primär am genialen Einfall des Meisters oder Gestalters hänge, sondern auf tiefer liegenden, untergründig wirkenden Strukturen fuße. Beim Kunstgewerbe waren das neben der Funktion des Objekts die Affordanzen des Materials und die Technik, es zu bearbeiten. »Der Zweck also ist es, der zuerst die Form schafft, die allgemeine Form, die Form der Gattung.« Innerhalb dieser Grundform kommen dann weitere »Momente der Gestaltung« zum Tragen, die die Grundform differenzieren: Material, Technik und der »Wille des Künstlers«. Ihr Verhältnis hierarchisiert von Falke: Das Material folgt der Funktion, die Technik dem Material. Erst innerhalb dieses Dreiecks kann sich der Künstler verwirklichen: »Am letzten Ende ist somit der Gegenstand des Kunstgewerbes das Resultat aller drei Factoren, des Zweckes, des Materials und der Technik, wozu denn als vier-

23 Gustav Pazaurek: *Guter und schlechter Geschmack im Kunstgewerbe*, Stuttgart, Berlin 1912; Adolf Loos: *Ornament und Verbrechen* (1908). In: Ders. (Hg.): *Sämtliche Schriften 1897–1930*, Bd. 1. Wien u.a. 1962, S. 276–288.

24 Vgl. Pazaurek 1912 (wie Anm. 23), hier S. 15.

25 Jakob von Falke: *Ueber Kunstgewerbe* (Auszug aus der *Wiener Zeitung* Nr. 169, 170, 171, 174, 175, 176 und 177). Wien 1860, hier S. 5 und 6.

ter Faktor, jenen dreien zusammen entgegengesetzt, die Idee, die Absicht des Künstlers hinzutritt.«²⁶ Für von Falke und das Wiener Museum folgte daraus eine Philosophie, die den Gestaltungsprozess wesentlich als vom Material bestimmt sah. »Diese Annäherung war«, so sieht es Diana Reynolds, »an einer Institution wie dem Museum für Kunst und Industrie besonders brauchbar. Angesichts der Anonymität einer Sammlung angewandter Kunst war es unmöglich, die traditionellen biographischen Methoden auf die Kunstobjekte anzuwenden. Und: Die Vorstellung von materiellen und technischen Voraussetzungen war äußerst kompatibel mit Sempers Grundidee und der Vorstellung von verfügbaren Materialien und Techniken.«²⁷ Alois Riegl sollte dieser Philosophie, die er als »Semperianismus« brandmarkte (vor der er Semper ausdrücklich in Schutz nahm), später deutlich widersprechen und seine Kritik um einen Gegenbegriff aufbauen, der in der Kunsttheorie Karriere machen sollte: das »Kunstwollen«.²⁸

Zweckmäßig war das Denken vom Material her, weil die Vorbildersammlungen des Wiener Kunstgewerbe-Museums von Beginn an heterogen waren. Hier reihten sich Spitzenstücke wie Orientteppiche, japanische Farbholzschnitte und kostbare Bücher neben industriell gefertigte Vorbildobjekte, Kopien von vorbildlichen Objekten und bestandslose Einzelstücke. Die Kategorie »Kunstgewerbe« war offen für Vieles, auch für Stücke, die sich in andere Sammlungen nicht integrieren ließen. In der materialbasierten Ordnung ließen sie sich auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Viele Objekte kamen durch Zufall ins Haus, wurden dem Museum geschenkt oder bei Gelegenheit erworben.²⁹ Entsprechend schnell wuchsen die Sammlungen – vor allem nachdem das Museum 1871 neue Räume am Wiener Stubenring bezog. »Endlich kann die materialgerechte Aufstellung der Sammlungsobjekte nach dem System der 24 Klassen umgesetzt werden, großzügige Depots ermöglichen ein freizügiges Sammeln, die Räume bieten Platz für Objekte großen Ausmaßes,

26 Falke 1883 (wie Anm. 19), hier S. 61 f.

27 Diana Reynolds: Semperianismus und Stilfragen. Riegls Kunstwollen und die »Wiener Mitte«. In: Rainald Franz, Andreas Nierhaus (Hg.): Gottfried Semper und Wien. Die Wirkung des Architekten auf »Wissenschaft, Industrie und Kunst«. Wien 2007, S. 85–96, hier S. 88.

28 Vgl. dazu Reynolds 2007 (wie Anm. 27).

29 Vgl. Reder 1991 (wie Anm. 15), hier S. 24, S. 203 und S. 212.

eine umfangreiche Ausstellungstätigkeit beginnt.« Erst jetzt intensivierte sich der Kontakt zur österreichischen Industrie, die im Museum neue Fertigungstechniken zeigen und neue Produkte wie Emaille und Terracottaglasuren ausstellen konnte, die in der angeschlossenen Schule mit entwickelt wurden. Das Museum kaufte mehr denn je zeitgenössische Produkte und veranstaltete von 1874 an jährlich Weihnachtsausstellungen, die de facto Verkaufsmessen neuester kunstgewerblicher Produkte waren. Museum und Schule waren Umschlagplätze für neue Entwürfe und Materialstudien und vermittelten ihre Schüler und Entwerfer an die Industrie, die im Gegenzug Objekte für die Sammlungen spendete.³⁰ Vom offenen Sammlungsansatz des Wiener Kunstgewerbemuseums profitierte auch der Verein für österreichische Volkskunde: An prominenter Stelle durfte er hier 1895 einen Teil seiner Sammlungen zeigen und hoffte, »dass die Anregungen, welche von dieser ersten Sammelleistung des Vereins ausgegangen sind, dazu beitragen werden, die Idee der Begründung eines ÖSTERREICHISCHEN VOLKSKUNDE-MUSEUMS in der österreichischen Bevölkerung zu verbreiten und zu befestigen«³¹.

Im Jahr 1900 gliederte das Museum für Kunst und Industrie die Kunstgewerbeschule aus. Die Trennung war Fanal eines neuen Selbstverständnisses: Als Museum widmete es sich nun vor allem der Geschichte des Kunstgewerbes und weniger der praktischen Ausbildung von Gestaltern. Verzichtete man in Wien anfangs darauf, mit den Sammlungen des Hauses, den Möbeln, Textilien, Entwurfszeichnungen und Büchern, einen möglichst geschlossenen Überblick über die Geschichte etwa der österreichischen Möbelproduktion zu geben, weil praktische Anforderungen und nicht das geschichtliche Erbe im Zentrum standen, so änderte sich das nach 1900. »Das historische Objekt ist nun nicht mehr in erster Linie Vorbild im Rahmen einer Mustersammlung, sondern Vertreter seiner selbst und somit seiner eigenen Geschichte.«³² Aus Exemplaren wurden historische Zeugnisse (die oft aber auch exemplarisch genutzt

30 Pokorny-Nagel 2000 (wie Anm. 13), S. 75–80, Zitat S. 78.

31 Zit. aus Herbert Nikitsch: *Auf der Bühne früher Wissenschaft. Aus der Geschichte des Vereins für Volkskunde (1894–1945)*. Wien 2006, S. 93.

32 Christian Witt-Döring: *Geschichte als Mittel zum Zweck. Die Möbelsammlung des k.k. Österreichischen Museums für Kunst und Industrie*. In: Peter Noever (Hg.) (wie Anm. 21), S. 130–136, hier S. 131.

wurden, weil sie historische Genealogien illustrieren sollten). Der Funktionswandel der Dinge hing nicht zuletzt damit zusammen, dass das österreichische Kunstgewerbe um 1900 einen eigenen, zeitgenössischen Stil gefunden hatte. Die Wiener Moderne mit ihren Vorzeigeprodukten aus der Wiener Werkstätte hatte nun zeitgenössisches Kunsthandwerk zu bieten, das museumswürdig war (zumal die Protagonisten Koloman Moser und Josef Hoffmann in der Schule des Museums für Kunst und Industrie ausgebildet worden waren) und sich nicht länger hinter historischen Vorbildern zu verstecken brauchte.³³

In der Zusammenschau zeigt sich das Wiener Museum für Kunst und Industrie als eine Institution, die als Instrument der Industriepolitik gegründet wurde und sich erst im Laufe der folgenden Jahrzehnte immer mehr als Museum verstand. Die Dinge ordnete sie nach Materialien, weil sie den Schreibern, Schmieden oder Webern gewerbespezifische Vorbilder liefern sollten. Als das österreichische Kunstgewerbe um 1900 einen spezifisch modernen Stil ausgebildet hatte, separierte sich die Kunstgewerbeschule vom Museum, und das Museum wurde »musealer«: Als Vorbilder benötigte das Kunstgewerbe der Wiener Moderne die historischen Vorläufer immer weniger, so dass die Museumsausstellungen die Dinge jetzt vor allem kultur- und kunstgeschichtlich einsetzten – und dafür nach wie vor Kopien nutzten, um historische Vollständigkeit zu erzielen. Sie dokumentierten Entwicklungen und Stile, erhellten die Vergangenheit, statt in die Zukunft zu weisen. Die Grundordnung der Sammlung blieb davon unberührt: Metall, Holz, Textilien oder Keramik/Glas waren getrennte Bestände mit eigenen Kustoden, ergänzt um thematische Bestände zu Wiener Werkstätte oder asiatischer Kunst. Diese Grundordnung übersetzte sich in die öffentlichen Schausammlungen, die ebenfalls – zumindest in der Grundanlage – lange Zeit noch der Materialordnung der Sammlungen folgten.

Seit den 1930er Jahren mischte das Museum immer wieder Dinge aus unterschiedlichen Sammlungsteilen und sortierte sie nach Epochen. Doch auch innerhalb dieser chronologischen Ordnung ließ sich die Zuständigkeit der Kustoden ablesen, da einzelne Sammlungsbestände die Räume

33 Schön erkennbar wird dieser Emanzipationsprozess von der Vergangenheit in der aktuellen Schausammlung des MAK »Wien 1900«. Vgl. dazu auch den Katalog Christoph Thun-Hohenstein (Hg.): MAK/Guide Wien 1900. Design/Kunstgewerbe 1890–1938. Wien 2013.

in der Regel dominierten.³⁴ 1980 wagte das Museum, das sich seit 1947 Museum für Angewandte Kunst nannte, eine chronologische Neuaufstellung, die Objekte unterschiedlicher Materialgruppen in Epochenräumen vom Frühmittelalter bis zur Wiener Moderne zusammenführte. In der offiziellen Verlautbarung war die Rede von der »größte[n] Umstellungs-Aktion, die seit Jahrzehnten an einem Museum der Alpenrepublik durchgeführt wurde: 17 Säle werden neu adaptiert, die Kunstschätze in völlig geänderter Form dem Publikum zugänglich gemacht und die Bestände komplett umgeordnet.«³⁵ Kulturhistorisch angelegt, schien sie Interimsdirektor Gerhart Egger die »nach neuen Erkenntnissen einzig berechnigte Art der Ausstellung, die auch in verwandten Museen des Auslandes überall bereits durchgeführt ist, [...] hier [in Wien, tt] aber nicht vollständig verwirklicht [wurde]. Dieser Fehler muss bei einer Neuaufstellung korrigiert werden.«³⁶ Aber auch diese Sammlungen wurden von einem Materialproporz ausgedacht und angelegt, in dem sich die in den Habitus dieser Institution eingeschriebene Denke in Materialgruppen zu erkennen gab. Die Teppiche, Glas- und Keramiksammlungen bekamen eigene »Studiensammlungen« in separaten Räumen, »der Materialfülle wegen« und weil sich die eingebauten Kachelöfen nicht ausbauen ließen, ohne sie zu beschädigen. Schon 1980 führte das MAK also jene Doppelstruktur aus chronologischen Hauptsälen und ergänzenden Studiensammlungen ein, die es in den 1990er Jahren mit anderem Zuschnitt ausweitete. Die Idee umfassender Studiensammlungen war schon 1980 in der Diskussion: »Sicherlich wäre es am Platz, noch weitere ›Studiensammlungen‹ auch für andere Materialien einzurichten. Doch dafür fehlt es an Platz.«³⁷

34 Gerhart Egger: Die Neuaufstellung des Österreichischen Museums für angewandte Kunst in Wien 1980. In: *Alte und moderne Kunst*, 169, 1980, S. 1–4; Gespräch mit Christian Witt-Döring am 19.3.2014; Christian Witt-Döring: Die Lust am Objekt. Sammeln für das Österreichische Museum. In: Peter Noever (Hg.): *Tradition und Experiment. Das Österreichische Museum für angewandte Kunst*, Wien. Salzburg, Wien 1988, S. 48–54.

35 Kunstsammlung wird umgekrempelt, Bericht des Informationsdienstes für Bildungspolitik und Forschung vom 26.2.1980 (MAK-Archiv, Akt 54-1980).

36 Vgl. das Konzept im Brief des Vizedirektors und Interimsleiters Gerhart Egger an das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung zur »Neuaufstellung der Sammlungen des Österr. Museums f.a.Kunst.« vom 16.8.1979 (MAK-Archiv, Akt 583/79).

37 Ebd.; Egger 1980 (wie Anm. 34), hier S. 4.

Studiensammlung und Design Labor

1986 trat mit dem Designer und Kurator Peter Noever ein neuer Direktor an die Spitze des MAK. Dem Museum ging es zu dieser Zeit schlecht: Das Gebäude war baufällig, die internen Strukturen verkrustet, der Sammlungsansatz unklar, die Besucherzahlen mäßig.³⁸ Noever begann, das altherwürdige Museum von Grund auf umzukrempeln, »geleitet von der Vision, durch innovative Ausstellungs- und Vermittlungskonzepte sowie ein erweitertes Verständnis der traditionellen Sammlungsaktivitäten das Museum zu einem maßgeblichen Ort der gesellschaftlichen Begegnung und Diskussion über Kultur zu machen.«³⁹ Das Gebäude wurde von 1989 an generalsaniert, die internen Organisationsstrukturen überprüft, der Sammlungsansatz des Museums begutachtet⁴⁰ und die Ausstellungsphilosophie verändert. Statt allein auf das klassische Kunstgewerbe in den Sammlungen zu setzen, versuchte Noever das Museum als »Ort der Produktion von Kunst und Kunstvermittlung« zu profilieren, das Tradition und Experiment (so auch der Titel des Katalogbuchs von 1988⁴¹) in Einklang bringen sollte.⁴² Als »Kunstmuseum im weitesten Sinne« wollte Noever das MAK von einem »Ort der Vergangenheit« zu einem »gegenwartsbezogenen Ort einer lebendigen Auseinandersetzung mit zeitgenössischen Kunstformen« machen,⁴³ gekennzeichnet durch das »fruchtbare Aufeinanderprallen von traditionellem Bestand und aktuellen Kunstströmungen«. ⁴⁴ Dafür engagierte das Museum – hier seiner Zeit voraus – Künstler, die die Bestände für die chronologisch sortierte Dauerausstellung (Schausammlung) in Szene setzten: Barbara Bloom inszenierte den Raum zu Historismus und Jugendstil mit einer Reihe von Stühlen, die sie hinter einer transluzenten Gaze im Gegenlicht

38 Vgl. Reder 1991 (wie Anm. 15); Gespräch mit Christian Witt-Döring am 19.3.2014.

39 Memorandum von McKinsey: Strategische und organisatorische Neuausrichtung des MAK – Österreichisches Museum für angewandte Kunst, Juli 1993 (MAK-Archiv, Akt 17-94).

40 Reder 1991 (wie Anm. 15).

41 Peter Noever (Hg.) 1988 (wie Anm. 34).

42 Zit. aus Memorandum von McKinsey 1993 (wie Anm. 39).

43 Pressegespräch mit Peter Noever am 1.2.1994 (wie Anm. 17).

44 Peter Noever: Die künstlerischen Interventionen. In: Ders. (Hg.): MAK & Wien. Prestel Museumsführer (Katalog zur Ausstellung), München 2002, S. 16 f, Zitat S. 16.

aufstellte, so dass aus der Raummitte nur ihre Silhouetten als Schattenrisse auf dem Stoff zu sehen waren. Jenny Holzer kuratierte den Raum zu Empire und Biedermeier und ergänzte ihn um ihre LED-Leuchtbänder. Donald Judd durfte Objekte aus Barock, Rokoko und Klassizismus rund um das Porzellanzimmer aus dem Brünner Palais Dubsky im repräsentativen Hauptsaal des Museums anrichten, das im MAK als eigener Raum im Raum ausgestellt wurde. Dieser Ansatz, Künstler (zusammen mit den Museumskuratoren) Ausstellungsräume kuratieren zu lassen, war 1993 neu und bescherte dem Museum viel Aufmerksamkeit.⁴⁵

Teil des neuen Konzepts war eine Studiensammlung im Untergeschoss des Museums, das erst durch die Sanierung als Ausstellungsraum nutzbar geworden war und nun den nötigen Platz bot, um das Studiensammlungskonzept auf alle Bestände auszuweiten. Sie setzte sich von 1993 bis 2013 aus mehreren Räumen zusammen, die jeweils getrennt Möbel (zwei Räume), Metall, Glas & Keramik (in einem Raum, aber durch massive Betonstützen in der Raummitte deutlich voneinander getrennt) sowie Textilien zeigten, also »die alte Museumsordnung nach Material in einer dichten, seriellen Präsentationsform« nachbildeten.⁴⁶ Die Studiensammlung ergänzte die Ausstellungen in den Haupträumen, die – radikaler ausgedünnt als 1980 – nur einige ausgewählte Meisterwerke zeigten. Räumlich im Abseits, war sie über eine unscheinbare Treppe an der Stirnseite des Lichthofs zugänglich, die man leicht übersehen konnte.

Die Beschränkung auf erlesene Spitzenstücke in der Schausammlung rückte das Museum in die Nähe der Kunstmuseen mit ihrer Konzentration auf die herausragenden Werke berühmter Künstler. »Das MAK«, hieß es programmatisch im ersten Satz des Mission Statement, »ist ein Ort der KUNST.«⁴⁷ Nicht zufällig hoben die Objektbeschriftungen neben dem Objektitel den Namen des Urhebers/Entwerfers/Produzenten in fetten Lettern hervor.⁴⁸ Das Museum entfernte sich von seinem Gründungsfokus auf Gebrauchskunst. Es präsentierte seine Dinge

45 Vgl. Noever 2002 (wie Anm. 44); Gespräch mit Christian Witt-Döring am 19.3.2014.

46 Noever 2002 (wie Anm. 44), hier S. 16.

47 Version von 2011 auf der MAK-Website.

48 Vgl. dazu die Faltsblätter »Objektbeschriftungen«, die in jedem Raum auslagen und i. d. R. die Inventarangaben zu den Objekten auswiesen sowie einzelne Objekte ausführlicher erklärten.

der angewandten Kunst mit Betonung auf »Kunst« (Werk) und nicht auf »angewandt« (Funktion). Seine Schausammlung stand in denkbar großem Kontrast zur Objektfülle aus früheren Zeiten, was dem MAK sogleich den Vorwurf einbrachte, zu wenige Objekte aus der Sammlung zu zeigen⁴⁹. Dieser Eindruck hatte sich nach der Sanierung verstärkt, weil das Museum die Künstler-Schausammlungen bereits im Mai 1993 eröffnete, die materialreichen Studiensammlungen aber erst im Dezember desselben Jahres unter dem etwas schiefen Titel »Der Blick in die Tiefe«. Zu sehen war de facto die Breite der Bestände, nicht deren Tiefe, denn die Studiensammlung exponierte den Fundus des Museums anhand repräsentativer Stücke quer durch die einzelnen Sammlungsteile. Der Begriff Tiefe freilich suggerierte, in die hintersten Winkel der verborgenen Depots vorzudringen, dorthin, wo das Museum sich bar jeder didaktischen und vordergründig inszenierten Schaustellung zu erkennen gibt. Ihn umgab der Ruch des Verborgenen, Geheimnisvollen. Er verhielt Einblicke in die untergründige Struktur des Museums, das sich hier zu erkennen gebe, wie es eigentlich sei. Eine »nahezu vollständige Offenlegung der bisher verborgenen Bestände« versprach Noever und annoncierte »eine bewußt nüchterne Gestaltung und Präsentation«, die »hinter den Variationsreichtum der Objekte zurück[tritt], deren Geheimnis sich erst in diesem Akt der Entblößung uneingeschränkt entfaltet«.⁵⁰ Dank der ergänzenden Studiensammlung konnte die Schausammlung sich auf wenige Spitzenstücke konzentrieren, weil sie nicht mehr in der Pflicht stand, den Reichtum der Sammlungen zu zeigen.⁵¹

49 Exemplarisch etwa *Die Presse*: »Nun zu den schlechten Nachrichten: Die vorhandene Sammlung des Museums für angewandte Kunst, eines der bedeutendsten Europas, wird arg vernachlässigt und ist nicht allein durch den Umbau nur mehr zu einem Minimum sichtbar.« Zit. aus Barbara Petsch: Ich bin der Meinung, Noever muß sich ändern. In: *Die Presse*, 2.12.1989. Die öffentliche Kritik, dass zu wenige Objekte gezeigt würden, erwähnten auch zahlreiche Museumsmitarbeiter im Gespräch.

50 Peter Noever: Der Blick in die Tiefe – wohin? In: *Der Standard* – Album Spezial: Der Blick in die Tiefe. Die neue MAK-Studiensammlung, Dezember 1993.

51 »Im Mittelpunkt der gesamten Neuaufstellung steht die gegenseitige Ergänzung von Schausammlung und Studiensammlung, das Nebeneinander von gegenwartsorientierter Präsentation ausgewählter Einzelobjekte und einer umfangreichen Studiensammlung, die sich als eine Dokumentation von Vielfalt und Variantenreichtum des Museums versteht.« Zit. aus Pressegespräch mit Peter Noever vom 1.2.1994 (wie Anm. 17).

Diese »Dokumentation von Vielfalt und Variantenreichtum« in einer separaten Studiensammlung wurde also erst durch das neue Konzept der Künstlerräume in der Schausammlung nötig. Die Presse lobte artig die Möglichkeit, »die Bestände des Hauses in nie dagewesener Fülle zu erleben« – was so nicht stimmte.⁵² Bis dato hatte das MAK stets seine Sammlungen in großer Fülle gezeigt. 1993 aber war diese Fülle auf einmal bemerkenswert, weil sie im Vergleich zu den ausgedünnten Schausammlungen und der vorhergehenden Debatte einen Wert an sich darstellte, den die Öffentlichkeit als solchen erst wahrnahm, nachdem er zeitweilig verloren schien.

In den Schausammlungen hatte das Museum die Objektzahl reduziert und unterschiedliche Bestände in Epochenräumen zusammengeführt. Im Epochenraum zu Romantik, Gotik und Renaissance stellte es den Kabinettschrank aus Süddeutschland neben die bunte Majolikakanne aus Urbino und das Pluviale aus seidenbesticktem Leinen. Die ursprüngliche Materialordnung der Museumsdinge war in den Schauräumen weitgehend unterlaufen.⁵³ An sie erinnerte die separate Studiensammlung als Referenz an die Geschichte des Hauses und seine historisch begründete Sammlungsstruktur.⁵⁴

Nicht von ungefähr nannte das Museum diesen Ausstellungsteil »Studiensammlung« und bezog sich damit auf die ursprüngliche Funktion der Objekte als Vorbildersammlung, die es für das genaue Studium der Materialien und Handwerkstechniken im 19. Jahrhundert zusam-

52 Dieses Zitat dürfte aus der Presseabteilung des Museums stammen, findet es sich doch wortgleich in verschiedenen Zeitungsartikeln, z.B. in *Wiener Zeitung*: MAK. Eröffnung der Studiensammlung, vom 27.11.1993 oder in *Neue Vorarlberger Tageszeitung*: MAK. Eröffnung der Studiensammlung, 28.11.1993.

53 Je nach zuständigem Sammlungsleiter des Museums, der mit dem Künstler gemeinsam den Raum einrichtete, dominierten bestimmte Schwerpunkte die Räume. So bestand der von Barbara Bloom und Christian Witt-Döring (Sammlungsleiter Möbel) eingerichtete Raum zu Historismus, Jugendstil, Art déco einzig aus Stühlen. Auch im Raum Barock, Rokoko, Klassizismus (Donald Judd, Christian Witt-Döring) dominierten die Möbel, während der Epochenraum Renaissance, Barock, Rokoko (Franz Graf und Angela Völker, Sammlungsleiterin Glas/Keramik) Glas und Textilien zeigte.

54 Gespräch des Autors mit Reinald Franz am 6.9.2013 und mit Kathrin Pokorny-Nagel am 18.8.2011.

mengetragen hatte. Diesem Zweck dienten die Dinge 1993 freilich nicht mehr. Sie sollten nicht mehr Handwerker belehren und Konsumenten erziehen, sondern waren kunst- oder kulturhistorisch geordnet und sollten »den Besucher [...] zu vergleichender Betrachtung anregen«⁵⁵. Die Ordnung der Objekte variierte in den Studienräumen: »Je nach Konzept des Sammlungsleiters sind innerhalb der materialbezogenen Studiensammlungen die kunstgewerblichen Objekte in typologische, historische oder funktionale Zusammenhänge gestellt.«⁵⁶ Entsprechend bunt waren die kuratorischen Ansätze und die didaktische Einhegung der Dinge: Die Möbel zeigten sich als Typologie der Stühle und Sessel, die zu Paaren in Hochregalen oder in drei Reihen aus 69 Stühlen an der Wand angebracht waren und als Anschauungsobjekte zur Geltung kommen sollten.⁵⁷ Die Metallsammlungen versuchten sich an einer Typologie der Kerzenleuchter, Becher, Kannen und Schüsseln, um einen »Eindruck ihrer stilistischen und funktionalen Entwicklungsstufen« zu geben. Dabei griff die Kuratorin Elisabeth Schmuttermeier auch auf galvanoplastische Kopien zurück, um die Entwicklungen möglichst dicht nachzuzeichnen. Sie kommentierte Ensembles und wichtige Einzelstücke mit Bereichs- und Exponattexten und ergänzte die Studiensammlung um vier Tischvitrinen, in denen sie im regelmäßigen Wechsel Bestände als kleine Ausstellungen präsentierte.⁵⁸ Glas und Keramik hingegen waren bei regelmäßig wechselnden Präsentationen für gewöhnlich chronologisch aufgestellt und in den ersten Jahren ebenfalls mit vereinzelt Hinweisschildern kommentiert.⁵⁹ Die Textilsammlung

55 Aus dem einleitenden Raumtext der Studiensammlungen (vgl. auch Noever 2002 [wie Anm. 44], hier S. 130.).

56 Zit. aus Pressegespräch mit Peter Noever 1.2.1994 (wie Anm. 17).

57 Gespräch mit dem Kurator der Studiensammlung, Christian Witt-Döring, am 20.3.2014. In einem zweiten Raum gab es wechselnde Präsentationen von Möbeln, zu der auch die permanent aufgebaute Frankfurter Küche zählte.

58 Zit. aus den Raumtexten zur Studien- und Metallsammlung. Auch abgedruckt in Noever 2002 (wie Anm. 44), hier S. 130 und 144 f.

59 Vgl. die Abbildung in Noever 2002 (wie Anm. 44), hier S. 139; Gespräche mit Christian Witt-Döring und mit Elisabeth Schmuttermeier, Leiterin der Sammlung Metall und des Wiener-Werkstätte-Archivs, am 20.3.2014.

schließlich wechselte in ihren hölzernen Vitrinenschränken aus dem 19. Jahrhundert öfter die Bestände und ihre Ordnungen, um die farbinintensiven Stoffe nicht zu lange dem Licht auszusetzen. Kurzum: Nicht alle Kuratoren folgten der Idee einer weitgehend unkommentierten Sammlungsnachbildung, sondern vertexteten Dinge und Ensembles zuweilen, fügten kleine Ausstellungen ein und richteten ihre Präsentationen inhaltlich verschieden aus: kulturhistorisch, typologisch oder als primär sinnliche Wahrnehmungsräume.

So disparat die Objektordnungen und ihre Didaktik waren, ihre gemeinsame Linie fanden die Studiensammlungen in der gut erkennbaren Grundordnung nach Materialien sowie in ihrer Ästhetik. Anders als die Schausammlungen in ihren repräsentativen Räumen im Erd- und Obergeschoss gaben sich die Studiensammlungen im Keller architektonisch bescheiden. Ihre gesamte Raumsemantik suchte den Bezug zum Depot, versuchte die Lageratmosphäre mit Material-, Licht- und Farbanalogien in den Ausstellungsraum zu übersetzen: Als funktionale Räume mit weißen oder Sichtbetonwänden durchschritt man sie auf schwarzem Asphalt statt auf warmem Parkett (einzige Ausnahme war die Stuhlsammlung). Die silbernen Metallgehäuse der Lüftungsrohre und Kabelkanäle unter der Decke verstärkten die funktionale Atmosphäre ebenso wie die Leuchtstoffröhren, die den Raum in weißes Licht tauchten und alle Exponate gleichmäßig beleuchteten. Die Rückwände der raumhohen Wandvitrinen, die die meisten Studiensammlungen dominierten und ihnen eine stets wiederkehrende ästhetische Signatur gaben, waren wie die Kompaktanlagen im Depot des MAK mit verzinktem Weißblech ausgekleidet. Diese Vitrinen strahlten Leichtigkeit und Transparenz aus, symbolisierten jene Offenheit, die die Studiensammlungen *in toto* zu geben versprachen. Die Didaktik tat das Ihre: Idealtypisch umgesetzt erklärten einzig die Raumtexte Intention und Zusammenhänge der jeweiligen Studiensammlung. Die Objekte waren lediglich mit Nummern ausgewiesen. In den Räumen lagen Kladden aus kopierten DIN-A4-Blättern aus, die Informationen aus den Museumsinventaren preisgaben. Die gothische Kanne war hier unter Nummer 122 verzeichnet als »Kanne, Wien 1868 / Karl Haas / Galvano / Go82 / 1868«. Mehr Informationen erhielt der Besucher nicht. In den Anfangsjahren unterstützten in den Studiensammlungen Glas und Metall allerdings Exponat- und Bereichstexte die gewünschte Lesart und wiesen auf Entwicklungslinien hin. Diese stärkere Kontextualisierung wurde im

Laufe der Zeit reduziert und grenzte die Studiensammlung deutlicher von der Schausammlung ab.⁶⁰

In der Metallstudiensammlung war die gotische Kanne Go82 in der Mitte der langen Weißblechvitrine neben Pokalen und Trinkgefäßen arrangiert, stand neben dem größten Objekt, einem Goldpokal. Auf bis zu vier Glastablarreihen reichten sich die Metallarbeiten – vereinzelt ergänzt um Keramiksteller oder -tassen – zu einem typologisch geordneten Panorama aus Gold und Silber. Vier Tischvitrinen gegenüber wichen von diesem Ansatz ab, zeigten abwechselnd Sammlungsbestände in kleinen Ausstellungen und zeitgenössischen Künstlerschmuck. Die Studiensammlung Metall mischte also verschiedene Präsentationen, verließ sich nicht allein auf die Depotanalogue, sondern ergänzte diese um klassisch inszenierte Präsentationen einzelner Bestände.

Die Dinge in den Weißblechvitrinen präsentierte sie sehr anmutig entlang eines untergründigen Narrativs: einer Entwicklungsgeschichte der Formen und ästhetischen Darstellungsmuster entlang einzelner Objekttypen. Die Kelche, Pokale, Schalen und Trinkgefäße ließen sich gleichermaßen als Serien und Tableau lesen. Als horizontale lineare Serien zeigten sie Evolutionsreihen, als Tableau, das verschiedene Tablarebenen gleichzeitig in den Blick rückte, also horizontal und vertikal verglichen, zeigten sie die Fülle der Bestände und Artenreichtum. Trotz der Fülle ließen die hochwertigen Materialien und das nüchterne Ambiente die Dinge als Preziosen, als wertvolle Einzelstücke erscheinen, die auf ihren Glastablarreihen gleichsam im Raum schwebten, wenn auch die Kuratorin bewusst Kopien in die Ensembles eingereiht hatte, um Entwicklungsreihen dicht nachzuzeichnen.⁶¹ Einzig das kalte Raumlicht verhinderte die totale ästhetische Überhöhung der Dinge.

60 Bei meinen Besuchen von 2011 an existierten nur noch einige dieser Schilder. In der Regel war die Didaktik auf die Nummerierung der Objekte zurückgestutzt. Zum früheren Zustand der Glassammlung vgl. die Abbildung in Noever 2002 (wie Anm. 44), hier S. 139.

61 Gespräch mit Elisabeth Schmuttermeier am 20.3.2014. Hier vermischten sich das Selbstverständnis der Vorbildersammlung aus dem 19. Jahrhundert, für die galvanoplastische Reproduktionen nicht kategorial von Originalen geschieden werden mussten, weil sie exemplarisch eingesetzt wurden, um Entwicklungen zu belegen, mit der kunstgleichen Präsentationsästhetik und modernen Wahrnehmungsgewohnheiten, die im Kontext von Kunst und Museum inzwischen Originalstücke erwarten (wenngleich das für Design und Kunstgewerbe mit Abstrichen gilt).



Abb. 1: Studiensammlung Metall im MAK, 1993–2013. © Gerald Zugmann/MAK – Österreichisches Museum für angewandte Kunst/Gegenwartskunst

Die Berichte zur Eröffnung der Studiensammlung würdigten die »karge Nüchternheit«⁶² der Räume, die in »bewußt nüchterner Umgebung zahlreiche Kostbarkeiten aus den Depots«⁶³ zeigten. »Asphaltböden, Aluplatten als Unterlage für die Exponate, Glas und Rohrgerüste vermeiden den feierlichen Charakter der Schausammlung in den lichten oberen Geschossen und lassen die Pracht der Exponate ungehindert in den Vordergrund treten.«⁶⁴ Auch der Raumtext sparte nicht mit metamusealer Erklärung: »Die einfache Präsentation der Objekte in einem für alle Sammlungen einheitlichen Vitrinensystem unterstreicht den spezifischen Charakter der Studiensammlung und dient der übersichtlichen Zugänglichkeit möglichst zahlreicher Objekte.« Offensichtlich musste die Ausstellungsästhetik als Teil des Konzepts erklärt werden, um nicht als dürftig, sondern als kalkuliert reduziert wahrgenommen zu werden. Dieser Argumentation zufolge traten die Räume bewusst hinter die Dinge zurück, um die Wirkung der Exponate bestmöglich zu steigern (»lassen die Pracht der Exponate *ungehindert* in den Vordergrund treten«). Sie verbanden visuell den Ausstellungs- mit dem Lager- oder Depotraum und sollten eine neue Wahrnehmung der Dinge ermöglichen, zu Assoziationen anregen durch »kühne Kombinationen und Querverweise«.⁶⁵ Das MAK selbst formulierte es so: »Den Besucher soll diese Art der Präsentation zu vergleichender Betrachtung anregen. Hier steht die Fülle der Objekte und der Variationsreichtum der Formen und Materialien im Vordergrund.«⁶⁶

Mit dem Stichwort »vergleichende Betrachtung«, das wiederholt vorkommt, brachte das Museum den expositorischen Ansatz seiner Studiensammlung mit einer kunsthistorischen Sehtchnik in Zusammenhang, die sich um 1900 als vergleichendes Sehen etabliert hatte. Diese wissenschaftliche Methode gestattet, Bilder miteinander zu vergleichen,

Da die Kopien nicht weiter ins Auge fielen und nicht anders ausgestellt waren als die Originale, konfligierten Zeigeform und Besuchererwartung hier aber nicht und waren auch in der Berichterstattung kein Thema.

62 MAK. Eröffnung der Studiensammlung, in: *Wiener Zeitung* vom 27.11.1993.

63 TG: Ein Reich zum Staunen. In: *Kronen Zeitung* vom 27.11.1993; von »bewußt nüchterner Präsentation« schreibt auch Doris Kruppl: Unterirdische Wissensvertiefung. Das neue »MAK« ist fertiggestellt. In: *Der Standard* vom 29.11.1993.

64 Thomas Götz: Angewandte Kunst im Keller. In: *Die Presse* vom 27.11.1993.

65 Ebd.

66 Aus dem Einleitungstext zur Studiensammlung.

indem sie Fotografien etwa von Originalen und Kopien dicht nebeneinander projiziert, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede festzustellen. Schnell entdeckte die Volkspädagogik das Verfahren und experimentierte mit ihm als didaktischem Hilfsmittel in anderen Zusammenhängen.⁶⁷ Rhetorisch stellte das MAK seine Studiensammlung also in den Kontext der Kunstwissenschaft und ihrer Verfahren. Man muss nicht so weit gehen, diese aufgrund der Formulierung vom vergleichenden Sehen als bewusste Reflexion des kunsthistorischen Methodenrepertoires zu deuten. Was das Museum damit aber aufrief – und was die Presseberichte auch aufgriffen – war die Idee von Entdecken durch Vergleichen als epistemische Methode, aus der neue Erkenntnis erwachsen kann. Es beförderte die Vorstellung einer Wahrnehmung, die am besten dort gedeiht, wo das Museum auf sein Recht auf Interpretation der Bestände durch ornamentierende Raumgestaltung und umfassende Erklärung verzichtet und auf die Erfahrungen der Betrachter durch unmittelbare Konfrontation mit den Dingen vertraut.

Diese Haltung ist von einem Denken beeinflusst, das sich seit dem 18. Jahrhundert vor allem im Kunst- und Ästhetikdiskurs entwickelt hat und aus der europäischen Zivilisationskritik kommt. Es ging davon aus, dass der moderne zivilisierte Mensch durch und durch zielgerichtet agiere und seine Umwelt nur noch selektiv zweckrational wahrnehme. Für die »natürliche« Sinnlichkeit seiner Umgebung schien der *homo oeconomicus* mit seinen Scheuklappen nicht mehr empfänglich, und seine Unempfindlichkeit galt als Defizit. Einzig die Kunst könne den tumben Rezipienten in einen Zustand zurückversetzen, in dem er seine initiale Sensibilität wiedererlangen kann. Dieses Denken unterstellte, dass alle kategorisierenden Wahrnehmungssysteme wie Sprache oder Schrift die »reine« Wahrnehmung behindern, stellte aber nicht in Rechnung, inwiefern sie nötig sind, um Dinge überhaupt erfassen und verarbeiten zu können. In der westlichen Philosophie und Ästhetiktheorie – das hat Christian Demand zuletzt gezeigt – gibt es eine lange Tradition, die Wahrheit der Begriffe gegen die Evidenz der Anschauung auszuspielen. Einzig in der Gesamtheit des sinnlich zugänglichen Materials, so die Annahme, kann sich das Werk im vollen Effekt zeigen. »Nur der direkte, noch nicht

67 Lena Bader: Bricolage mit Bildern. Motive und Motivationen vergleichenden Sehens. In: Dies., Martin Geier, Falk Wolf (Hg.): Vergleichendes Sehen. München, Paderborn 2010, S. 18–42.

intellektuell vermittelte und ohne Verlust seiner Eigenart auch nicht verbalisierbare, sinnliche Kontakt mit der Realität [...] fängt auch deren sinnliche Fülle ein. Der abstrakte Begriff dagegen, der nach Sachgruppen ordnet, nach Typologien, nach logischen Gesichtspunkten, prägt der ihm in der Wahrnehmung begegnenden Vielgestaltigkeit der Realität nachträglich ein Moment der Allgemeinheit auf, das an der konkreten sinnlichen Erfahrung offenbar keine Grundlage hat.«⁶⁸ Unvermitteltheit ist aus dieser Perspektive Voraussetzung, um »zur sinnlichen Fülle« der Dinge vordringen zu können, das heißt auch zu jenen subtilen ästhetischen Reizen, die normalerweise im Bedeutungsschlamm des Diskursstromes versinken. Ein solcher Ansatz unterschätzt freilich die kennerschaftliche Bildung, die es braucht, um von selbst adäquat sehen zu können.⁶⁹

Von seinem epistemischen Purismus – der allerdings nie konsequent umgesetzt wurde – verabschiedete sich das MAK 2013/14, als es unter neuer Führung die einstige Studiensammlung aufgab und im Untergeschoss das *MAK Design Labor* einrichtete. Angetreten mit dem Anspruch, »abseits der bisher von den meisten Museen angewandter Kunst angestrebten Opulenz mit einem klaren Alltagsanspruch neue Besuchergruppen« zu erschließen,⁷⁰ widmet sich das Labor dem Design und seiner gesellschaftlichen Relevanz, das Wohlstand mehren und der Nachhaltigkeit verpflichtet sein soll. Die Dinge deutet es funktional und kulturhistorisch: »Funktion und Gebrauch von Objekten stehen im Mittelpunkt und rücken historisches Kunsthandwerk näher an heutige Fragestellungen.«⁷¹ Als »Labor« soll es Ort der Debatten und aktiven Auseinandersetzung mit aktuellen Positionen sein, dessen Inhalte regelmäßig wechseln. Seine zwölf Räume widmen sich nicht länger Materialien, sondern Themen wie Essen und Trinken, dem Sitzen und der Kommunikation, alternativen Produktionsformen oder – anhand der Stoffmus-

68 Christian Demand: Die Beschämung der Philister. Wie die Kunst sich der Kritik entledigte. *Springe* 2007, S. 238–250, hier S. 240.

69 William Thomas Mitchell: Was ist ein Bild? In: Ders.: *Bildtheorie*. Frankfurt a. M. 2008, S. 15–77, hier S. 65.

70 MAK-Direktor Christoph Thun-Hohenstein zit. nach Presseinformation »MAK Design Labor« vom Mai 2014, http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20140313-OTS0164/mak-design-labor-bild (Zugriff: 15.4.2016).

71 Aus dem Einleitungstext.

tersammlung aus dem ehemaligen Technologischen Gewerbemuseum – dem Sammeln an sich.

Trotz des neuen Zuschnitts, den das Museum als »radikale Neupositionierung«⁷² annonciert und dezidiert von der alten Studiensammlung abgrenzt (Alltagsbezug statt »Opulenz«),⁷² haben sich Stilelemente der alten Studiensammlung erhalten. Allen voran die verzinkten Weißblechvitrinen mit ihren Glastablarern finden sich in den neuen Laborräumen wieder. Ihre hochwertige, technoide Anmutung durch die kühlen, klaren Materialien Weißblech und Glas fügt sich passgenau in dieses selbst ernannte Design-Labor. Ihre Referenz an die Depotmöbel des MAK, denen sie nachempfunden wurden, haben die Vitrinen verloren, obwohl sie die gleichen geblieben sind. Ohne den explizit ausgewiesenen Referenzrahmen Studiensammlung bleibt dieser Bezug unsichtbar. Die Materialkonnotation allein ist nicht stark genug, die Parallele zum Depot evident zu machen, weil sie keine Spuren im kollektiven Bildgedächtnis hinterlassen hat.⁷³ Aber sie trägt durch die Kühle, die sie ausstrahlt, dazu bei, dass der Raum in seiner ganzen Atmosphäre als Labor wirken kann.⁷⁴

Erhalten hat sich im neuen Design-Labor auch die goldene gothische Kanne Go82. Sie findet sich zusammen mit anderen Kannen und Trinkgefäßen im Raum »Essen und Trinken«. Hier präsentiert das MAK Teile seiner »reichen Sammlung von Gegenständen der gehobenen Tafelkultur«⁷⁵ und will zeigen, wie sich der Umgang mit diesen Dingen im Laufe der Jahrhunderte veränderte. Es hat dem Raum dazu in seiner Mitte ein

72 Presseinformation »MAK Design Labor«, hier S. 1 f.

73 Anders als etwa die gelben Bodenmarkierungen für die Fluchtwege, die ein allgemein verständliches Symbol für Depotästhetik sind. Das Historische Museum Luzern hat für sein Schaudepot diese Markierungen als visuelle Analogie gewählt, obwohl seine eigenen Depots gar nicht über diese Markierungen verfügen. Vgl. Thomas Thiemeyer: Das Depot zeigen. In: Reinhard Johler u. a. (Hg.): Kultur – Kultur. Denken, Forschen, Darstellen. 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 21. bis 24. September 2011. Münster u. a. 2013, S. 394–400.

74 Vgl. zum Zusammenhang von White-Cube-Ästhetik und Laborhaftigkeit Brian O'Doherty: In der weißen Zelle – Inside the White Cube, hrsg. von Wolfgang Kemp. Berlin 1996.

75 Aus dem Raumtext.

langes Zentralpodest aus Eichenholz implantiert, auf dem zwölf Tischarrangements unter Glashauben aufgebaut sind. Sie erläutern den Wandel der Tischkultur in sieben chronologischen Schnitten – angefangen bei der Erfindung der Esstafel mit mittelalterlichem Essgeschirr und Glas (»Gastgeber und Gast haben nur wenige Geräte zur Verfügung. Mehrere Personen teilen sich Messer, Löffel, Holzbrett...«⁷⁶) bis zu einer Eat-Art-Installation mit Einweggeschirr aus dem 21. Jahrhundert.

Links und rechts säumen den Raum die Weißblechvitrinen aus der ehemaligen Studiensammlung. Die Objekte in den Außenvitrinen haben einen losen inhaltlichen Bezug zur kulturhistorisch inszenierten Entwicklung der Tischkultur auf dem Eichenholzpodest in der Mitte. Beide beinhalten Metall-, Glas und Keramikarbeiten, die sie chronologisch und – innerhalb der Chronologie – nach Objektgruppen ordnen. Diese Gruppen bestehen i. d. R. aus Objekten eines Materials, was primär damit zusammenhängen dürfte, dass die Kuratoren in den Sammlungen Bestände aus einem Material verantworten und diese besonders gut kennen. Kanne Go82 ist der ersten Vitrine zugeordnet und – wie schon 1993 in der Studiensammlung – neben anderen Trinkgefäßen und Pokalen arrangiert: einem Akelei-, einem Deckel- und zwei Traubepokalen aus dem 17. Jahrhundert sowie einem Corviniusbecher aus dem 19. Jahrhundert. Ausgewiesen sind die Pokale wie in der alten Studiensammlung mit Nummern, die auf die knappen Inventarinformationen in einer Kladde am Ende des Raumes verweisen (»Kanne aus dem Schatz des Deutschen Ordens / Wien, 1968 [sic, im Engl. dann richtig 1868] / Ausführung: Karl Haas / Galvano / Go82«). Anders als 1993 dokumentiert die Kanne Go82 nicht mehr in einem Reigen unterschiedlicher (Metall-)Objekte eine stilgeschichtliche Entwicklung, sondern ist in einem stilisierten Schaubuffet exponiert: Die Vitrine ist hier mit einem weißen »Tischtuch« ausgekleidet, das Holzstellige und Weißblechrückwand verdeckt (diese Inszenierung findet sich auch bei den bunten Majoliken in der gegenüberliegenden Vitrine). Die Gefäße sind auf drei Ebenen sauber angeordnet, um formal an die sogenannten Schau- oder Paradebuffets aus dem 14. und 15. Jahrhundert zu erinnern, die, wie es im Bereichstext heißt, »zuerst als regalähnliche Aufbauten [...] aufgestellt werden. Als Teil der höfischen feierlichen Tafelkultur stehen die in mehreren Stufen präsen-

76 Aus dem entsprechenden Bereichstext.

tierten Goldschmiedearbeiten für die Macht und Würde ihres Besitzers, des Fürsten.« Diesen Aufbau reproduziert das nachgebaute Schaubuffet.

Obwohl also die langen Weißblechvitrinen der ehemaligen Studiensammlung erhalten bleiben, ähnliche Objekte wie damals in ähnlicher serieller Ordnung präsentiert und mit ähnlichen Informationen (ausgewiesen nur mit Nummern, die zu Inventarangaben führen) versehen sind, verbindet man sie nicht mehr mit der Idee der Studiensammlung. Das Museum hat – entsprechend dem veränderten Auftrag der Sektion als Design-Labor – die Depotanalogien in der Raumästhetik reduziert: Warmes Licht aus Punktleuchten, das einzelne Objekte hervorheben kann, ersetzt das kalte Licht der Leuchtstoffröhren, das alles in ein gleichmäßiges Weiß tauchte. Die Leuchtschienen unter den Decken tragen schlankere, elegantere Lampen und zeigen weniger Kabel und Metall. Der schwarze Asphaltboden der Studiensammlung, der das Funktionale der Räume betonte, ist mit hellgrauem Epoxitharz überzogen, das diese heller und anmutiger macht. Inszenierte Vitrinen auf dem langen Eichenpodest in der Raummitte geben dem Raum Wärme und kennzeichnen ihn zusammen mit den allgegenwärtigen Texttafeln als Ausstellung. Die weißen Tischtücher in den Wandvitrinen verstärken diesen Eindruck ebenso wie die Mischung aus Objekten verschiedener Materialien, die nicht mehr die Depotordnung reproduzieren wollen. Der Raum wirkt nicht länger wie ein geöffnetes Lager, sondern wie eine bespielte Bühne. Der Wechsel der Raumsemantik fällt schon am Treppenabgang zum *MAK Design Labor* auf, dessen Luftraum nicht mehr wie einst in der Studiensammlung Kabelkanäle und Lüftungsrohre beherrschen. Die neue schwarz-weiß gemusterte Verkleidung versteckt alles technische Zubehör vor den Augen der Besucher.

Das MAK hat sich von der Idee der Studiensammlung verabschiedet, die ihm mit ihrer Depot-Ästhetik überholt und didaktisch nicht mehr zeitgemäß erschien. Für den neuen Direktor Christoph Thun-Hohenstein waren die Studiensammlungen mit ihrer »Kellerästhetik« optisch veraltet, inhaltlich zu unterschiedlich und didaktisch zu sehr auf den Schauwert der Dinge reduziert (»Opulenz«). Angewandte Kunst präsentierten sie primär als Kunstwerke und vernachlässigten ihren Anwendungsbezug. Diese Art der Präsentation habe nahegelegt, Gestaltung vor allem mit Lifestyle und Ästhetik zu assoziieren, nicht aber die gesellschaftliche Verantwortung des Gestalters für den Umgang mit Ressourcen und Dingen kenntlich gemacht. Mit seinem großen Umbau seit 2013

wolle das MAK sich künftig wieder weniger als Kunstmuseum, denn als Museum mit Nähe zum Alltagsleben verstehen, das den gesellschaftspolitischen Auftrag des Gestalters in Geschichte und Gegenwart ins Zentrum seiner Schauen rückt.⁷⁷ »Die Verbindung von angewandter Kunst, Design, Architektur und Gegenwartskunst zählt zu seinen Kernkompetenzen und hier wird sichtbar, welchen Beitrag die Wechselwirkung dieser Bereiche für die kulturelle Entwicklung leisten kann.«⁷⁸

Fazit: Die MAK-Studiensammlung und die neue Konjunktur der Depotschauen

Mit dem Umbau der einstigen Studiensammlung zum Design-Labor hat das MAK den strukturellen Sammlungsbezug seiner Ausstellungen weiter reduziert. Die Materialordnung, die in die Genstruktur dieses Museums eingeschrieben ist, bestimmt auf den ersten Blick nicht mehr die Ausstellungen des Museums: Sie sind thematisch geordnet und führen Dinge aus unterschiedlichen Gattungen zusammen. In der kuratorischen Praxis prägt diese basale Struktur aber weiterhin die Ausstellungen, weil die Zuständigkeit der Kuratoren in der Regel nach wie vor entlang der alten Materialordnung verläuft. Die intime Kenntnis der Metall-, Glas- oder Möbelbestände des Museums führt dazu, dass die thematisch gegliederten Sektionen immer wieder einzelne Materialien fokussieren. Auch 150 Jahre nach Einführung von Sempers Materialordnung im *k.k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie* wirkt diese Struktur auf die tägliche Museumsarbeit zurück.

Verändert hat sich das Selbst- und Objektverständnis des Museums, das seine Dinge nicht mehr als Exemplare versteht, die Handwerkern und Konsumenten vorbildliche Waren vorführen, sondern sie als kulturhistorische Zeugen oder Werke der bildenden Kunst inszeniert.⁷⁹ Das

77 Gespräch mit Christoph Thun-Hohenstein, seit 2012 Direktor des MAK, am 18.3.2014.

78 http://mak.at/das_mak/standorte (Zugriff: 8.4.2015).

79 Vgl. zur Werk, Exemplar und Zeuge als heuristische Kategorien für Museumsdinge Thomas Thiemeyer: *Work, specimen, witness. How different perspectives on museum objects alter the way they are perceived and the values attributed to them.* In: *Museum & Society* 3, 2015, S. 396–412. URL: <http://www2.le.ac.uk/departments/museumstudies/museumsociety/documents/volumes/thiemeyer>.

Material der Dinge ist nicht mehr Zweck der Sammlung. Es definiert auch nicht mehr wie im 19. Jahrhundert ihren Wert. Relevant ist es vor allem unter konservatorischen Gesichtspunkten, wenn es darum geht, die Objekte zu lagern und bestmöglich zu erhalten. Das MAK ist keine nationalökonomisch motivierte Vorbildersammlung mehr, sondern – forciert durch die Ausgliederung der Gewerbeschule im Jahr 1900 – ein Museum, das die Geschichte des Kunstgewerbes und Designs kultiviert und sich in der Ära Noever (1986–2011) im Kontext der Kunst verortete. So wertete es seine Sammlungen auf, die es im Rahmen von Werkästhetik und Künstlerpersönlichkeiten primär in kunsthistorischer Lesart präsentierte. Man kann dies als Reaktion auf die Herabstufung der (kunstgewerblichen) Gebrauchskunst gegenüber der zweckfreien Kunst lesen, die im bürgerlichen Idealismus des 19. Jahrhunderts gedieh, als die Museen begannen, hohe Kunst von der Gebrauchs- und Volkskunst zu unterscheiden und räumlich zu trennen.⁸⁰ Was Kant in der Trennung von Schaffen (des Genius) und Machen (des Handwerkers) als einer höheren (Inspiration) und einer niederen Fähigkeit (Übung) Ende des 18. Jahrhunderts vorgedacht hatte,⁸¹ vollzog sich rund hundert Jahre später als institutionelle Separierung in der Kunst. Mit dem Abschied vom Historismus am Ende des 19. Jahrhunderts verloren die kunstgewerblichen Vorbildersammlungen, die der Idee einer *historia magistra vitae* verhaftet waren, weil sie an die Vorbildfunktion historischer Entwürfe für die Gegenwart glaubten, ihre Legitimität. Erschwerend kam hinzu, dass Großbetriebe in industrieller Massenfertigung handwerklich minderwertige Dekorationskunst produzierten und beflissene Bürger versuchten, in Eigenarbeit kunstgewerblich tätig zu werden, womit sie den Ruf der gesamten Sparte beschädigen sollten (»Volkskunst«): »Höhere Töchter und Knaben versuchten sich in Porzellanmalerei, Holzbrand und Kerbschnitt und trugen damit mehr schlecht als recht die längst überholten historischen Stile weit

80 Vgl. Gottfried Korff: Bildwelt Ausstellung. Die Darstellung von Geschichte im Museum. In: Ulrich Borsdorf, Heinrich Theodor Grütter (Hg.): Orte der Erinnerung. Denkmal, Gedenkstätte, Museum. Frankfurt a. M., NY 1999, S 319–335, hier S. 327.

81 Immanuel Kant: Kritik der Urteilskraft und naturphilosophische Schriften. In: Ders: Werke (Bd. X), hrsg. von Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M. 1957, § 43–53 (S. 401 ff).

ins 20. Jahrhundert hinein.«⁸² Die Kunst- und Kulturkritik von Nietzsche bis Loos rechnete mit traditionellen Kunstformen ab und vertiefte die Kluft zwischen Kunstgewerbe/Volkskunst auf der einen und der hohen, zweckfreien Kunst der Moderne auf der anderen Seite.⁸³ Beredtes Zeugnis dieses Statusunterschieds sind bis heute die Besucherzahlen der großen Kunstmuseen im Vergleich zu den Zahlen der kunstgewerblichen Museen⁸⁴ sowie der Ruf, den sie in der öffentlichen Wahrnehmung genießen: Wer kennt nicht Albertina, Louvre und Prado? Das MAK, das Musée des Arts décoratifs oder das Museo nacional de artes decorativas besitzen keine vergleichbare Präsenz im öffentlichen Bewusstsein.

Die Idee der Studiensammlung (1993–2013) scheint dieser Strategie der Aufwertung der Dinge, ja der gesamten Gattung Kunstgewerbemuseum, auf den ersten Blick zuwiderzulaufen, bezieht sie sich doch bewusst auf die alte Sammlungsstruktur und exponiert die Dinge mit wenig Kontext, huldigt nicht dem Meister und seinem Werk, sondern will Vielfalt und Fülle dokumentieren. Hier gab sich noch das alte Kunstgewerbemuseum zu erkennen, wie es bis in die 1980er Jahre, der Zeit seiner tiefen Krise, bestanden hatte. Dieser Museumsteil hatte ganz pragmatisch die Funktion, viele Dinge der MAK-Sammlung zu zeigen, und zwar in einer

82 Barbara Mundt: Die deutschen Kunstgewerbemuseen im 19. Jahrhundert. München 1974, S. 12–17, hier S. 15f.

83 Gegen die vermeintlichen stilistischen Atavismen schrieb Adolf Loos seine Polemik. Er klagte das Ornament als Verbrechen an und geht davon aus, dass die moderne Kultur sich nur entfalten könne, wenn sie sich vom Schmuck und Zierrat der Vergangenheit befreie und radikal modern werde: »evolution der kultur ist gleichbedeutend mit dem entfernen des ornamentals aus dem gebrauchsgegenstande.« Ornamentlosigkeit war für Loos Zeichen der Emanzipation von früheren Zwängen und der zivilisatorischen Weiterentwicklung. Vgl. Adolf Loos 1908 (wie Anm. 23), hier S. 277.

84 Wien: Albertina 631.000 (2013) und 600.000 (2014) Besuche, MAK 110.000 (2013) bzw. 111.000 (2014); Paris: Louvre 9,26 Mio. (2014), Musée des Arts décoratifs 309.000 (2014); Madrid: Prado 2,5 Mio. (2014), Museo nacional de artes decorativas 35.000 (2012). Zahlen zu Wien aus <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/235344/umfrage/besucher-in-den-oesterreichischen-bundesmuseen/>; zu Paris aus <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/217825/umfrage/besuchers-taerkste-museen-weltweit/> und <http://www.lesartsdecoratifs.fr/francais/qui-sommes-nous/en-savoir-plus/les-arts-decoratifs-en-chiffres-2014>; zu Madrid <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/217825/umfrage/besucherstaerkste-museen-weltweit/> und https://es.wikipedia.org/wiki/Museo_Nacional_de_Artes_Decorativas (Zugriff: 15.4.2016).

Ordnung, die den Kompetenzen der zuständigen Kuratoren entsprach (die in der Regel als Sammlungsleiter für einzelne Materialien verantwortlich waren) und ihnen weitgehend freie Hand bei der Umsetzung ließ. Erst durch die Studiensammlung konnten sich die Schauräume in der *Bel Etage* auf wenige Highlights beschränken, verspielter und experimenteller zu Werke gehen, ohne den Vorwurf fürchten zu müssen, dass das Museum seine Bestände der Öffentlichkeit vorenthalte. Dass dieser Vorwurf trotzdem erhoben wurde, lag an der zeitlich verzögerten Eröffnung der Studiensammlungen und zeigte, dass die Öffentlichkeit von einem Museum in der Tradition einer Vorbildersammlung nach wie vor erwartete, dass es viele Dinge zeigte.

Auf den zweiten Blick freilich war auch die Studiensammlung eine Auf- und Neubewertung der Bestände. Sie setzte einen ästhetischen Kontrapunkt zu den künstlerisch inszenierten Schausammlungen, indem sie sich auf einen Materialismus in kühlem Ambiente und bewusstem Purismus zurückzog. Das funktionalistische Mantra *form follows function* – hier wurde es im kalten Licht der Leuchtstoffröhren, der klaren, schnörkellosen Möblierung, den weißen Räumen und den langen Glaskästen im Weißblechkleid sichtbar. Nicht die hermetischen und verschlossenen schwarzen Holzvitrinen aus dem *Museum für Kunst und Industrie* des 19. Jahrhunderts, in denen sich – vor allem aus konservatorischen Gründen – die Studiensammlung Textil präsentierte, sondern die Transparenz und Leichtigkeit suggerierenden Materialien der Industriemoderne (Glas, Metall, weiße Wände, weißes Kunstlicht) verhalfen der Studiensammlung zu ihrem Ausdruck. Die offene Lüftungstechnik und die Asphaltböden symbolisierten die Nähe zu Funktions- und Depoträumen und versprachen schon atmosphärisch unverstellte Einblicke in Räume, die nicht für die Öffentlichkeit verändert worden waren.

Die Studiensammlungen changierten geschickt zwischen Funktionalität und Ästhetisierung. Sie steigerten die Präsenz der Dinge, indem sie sie in hochwertigen Wandvitrinen seriell reihten und in Fülle zeigten, sie auf Glastablen schweben ließen und ihr (funkelndes) Material betonten. Sie forderten den Vergleich, wollten Entwicklungen kenntlich machen und gaben sich exklusiv, weil ihre Ästhetik und die materialbasierte Ordnung den Eindruck erweckte, man befinde sich im Depot. Wie stark dieser Ansatz erst aus der stimmigen Kombination der Einzelteile verständlich wurde, zeigte sich 2014, als im *MAK Design Labor* die alten Depotbezüge nicht mehr erkennbar waren – trotz zum Teil ähnlicher

Objektarrangements, derselben Weißblechvitrinen und ähnlich karger Objektbeschriftungen. Ein neues Narrativ hatte die alten Referenzen unkenntlich gemacht und das Depot als Ort der Entdeckung der Dinge wegenszeniert.

Auffällig ist, dass das MAK 1993 darauf verzichtete, die Idee der Studiensammlung theoretisch zu begründen. Zu selbstverständlich war ihm dieser Zeigemodus der Dinge, den das Museum von 1864 an umgesetzt hatte und dessen Kern das Exemplarische war. Aus dieser Sicht der Dinge waren galvanoplastische Kopien oder Gipsabgüsse nicht minderwertig, sondern konnten in den Inventaren und Studiensammlungen (auch noch 1993) ganz selbstverständlich zwischen die Originale eingereiht werden. Einzig die Stellung der Galvanoplastiken in den Metall-Depots, wo sie zusammen in einer Vitrine lagern, verrät, dass ihr Status sie aus heutiger Perspektive von den Originalen unterscheidet. Dieses Changieren zwischen historischer und aktueller Perspektive, zwischen dem Exemplarischen und dem Einzigartigen, zeigte sich auch in der Ausstellungspraxis der Glas- oder Metallsammlungen. Nicht alle Objekte waren hier als rein optische, typische Repräsentanten der Fülle und Vielfalt in den Depots exponiert: Tischvitrinen mit kleinen Ausstellungen zu Einzelbeständen ergänzten die serielle Präsentation der raumgreifenden Wandvitrinen, in denen Exponat- und Bereichstexte einige Objekte auf eine Geschichte festlegten, die sie zu erzählen hatten.

Insgesamt aber schien die serielle, exemplarische Darstellung der Dinge – wie sie in den Studiensammlungen die Regel war – im Kontext der Kunstgewerbeschauen gleichsam natürlich zu sein, wenngleich sie im MAK seit den 1930er Jahren *peu à peu* von chronologischen Darstellungen abgelöst wurde. Schon 1864 lag es in der Logik dieser Sammlung, möglichst viele Dinge zum Studium nebeneinander auszustellen. Die Dinge waren auf den visuellen Vergleich angelegt, zumindest solange es darum ging, ihr Material zu begutachten und zu verstehen, wie es materialgerecht bearbeitet werden konnte. Deshalb sah sich das MAK 1993 auch nicht genötigt, diesen Ansatz ausführlich zu begründen. Er ergab sich aus der Natur der Sache(n). Theoretische Debatten zum Ansatz rund um die Eröffnung fanden kaum statt, weder im Museum⁸⁵ noch in der Berichterstattung – wenngleich man die Didaktik und Ästhetik der Räume für die Öffentlichkeit erklärte. Die naheliegenden theoretischen Bezüge auf Sempers Ideales Museum, die Idee der Wunderkammer, die diesem zugrunde lag, oder auf das frühere Studiendepot des Museums

aus den 1880er Jahren,⁸⁶ sie alle bemühte das Museum nicht und diskutierte im Zusammenhang mit der Neueröffnung 1993 auch nicht die Vor- und Nachteile der Materialordnung, die Christian Reder zwei Jahre zuvor in seiner Analyse des MAK veröffentlicht hatte.

Was die Studiensammlungen bei aller Pragmatik, Selbstverständlichkeit und bei allen Unterschieden in der Didaktik nahelegten, war ein »Blick in die Tiefe«, in die ansonsten verborgenen Räume der Depots. Deren ästhetische Marker imitierten sie und versprachen erstens einen unverstellten Blick auf die »Fülle und Vielfalt« der Sammlungen. Die Studiensammlungen suggerierten Opulenz und wählten eine Gestaltung, die »hinter den Variationsreichtum der Objekte zurück[tritt], deren Geheimnis sich erst in diesem Akt der Entblößung uneingeschränkt entfaltet«.⁸⁷ Zweitens sollten sie eine Anleitung zu vergleichendem Sehen als Kulturtechnik sein. Die Kuratoren verstanden ihre Studiensammlungen als Wahrnehmungsräume, die besondere Seherfahrungen gestatteten. Hier sollten sich die Dinge »ungehindert« zeigen können, die Begegnung mit den dreidimensionalen Dingen in einer kargen Umgebung ihr Material betonen und den Blick für Veränderungen zwischen den Typen schärfen. Je nach Kurator variierte das Vertrauen in die Evidenz der Ensembles, die – etwa bei den Stühlen – fast ohne schriftliche Kommentare auskamen, bei einigen Metall- und Glasobjekten hingegen ausführlicher erläutert wurden. *En gros* waren die Objekte in den Studiensammlungen aber als Anschauungsdinge (also im Kontext Kunst) präsentiert, als Objekte, die vor allem visuell und ästhetisch wirken sollten. Dieser Ansatz hatte sich in den Augen des neuen Direktors 2014 überholt, schien ästhetisch und didaktisch nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Der Reiz der ausgestellten Studiensammlungen hatte nachgelassen. Stattdessen verschob das MAK seinen Akzent, verringerte die Nähe zur Kunst wieder, um die Alltagsnähe, gesellschaftspolitische Verantwortung und Relevanz von Design und Produktgestaltung zu thematisieren. Die Studiensammlung von 1993 bleibt als historische Zäsur freilich bemerkenswert, weil sie erstmals eine für den deutschsprachigen Raum neue Entwicklung sicht-

85 Gespräch mit Christian Witt-Dörning am 19.3.2014.

86 Vgl. Wegweiser durch das k.k. Österreichische Museum für Kunst und Industrie. Wien 1891, S. 39 (MAK-Archiv, Inventarnr. M13, I 1325).

87 Noever 1993 (wie Anm. 50).

bar machte, die sich kurze Zeit später in Museen ganz unterschiedlicher Gattungen beobachten ließ.⁸⁸

Zwei zentrale Reize der Depotschauen lassen sich am MAK – neben den für dieses Museum spezifischen Faktoren – exemplarisch zeigen: das Versprechen der Authentizität und die zur Schau gestellte Opulenz.

Der zentrale Effekt dieser Ausstellungsform resultiert aus dem Gesamteindruck einer Fülle von Dingen, die man so nicht erwarten würde oder die man so normalerweise nicht zu sehen bekommt. Diesen Eindruck macht das zur Schau gestellte Depot auf jeden, ganz gleich, wie sehr er sich in der Sache auskennt: Es ist außergewöhnlich, weil es Masse zeigt und so ein großes Raumbild erzeugen kann, das überwältigt. Die exponierte Fülle hat Signalwirkung: Sie codiert das Depot, suggeriert »eine nahezu vollständige Offenlegung der bisher verborgenen Bestände« in all ihrem »Variationsreichtum«.⁸⁹ Fülle ist visuelle Chiffre für totale Transparenz und für das Depot als Ort, der alles aufbewahrt – die schönen und banalen, staatstragenden und verruchten Dinge. Fülle symbolisiert Unverstelltheit und gibt zu erkennen, um welche Masse an Dingen das Museum sich kümmert. Sie macht glauben, dass der Betrachter etwas völlig Neues und Unerwartetes im Reichtum der Objekte und ihrer (zuweilen unkonventionellen) Kombination entdecken kann. Dies gilt umso mehr, wenn die ursprünglichen Bezüge der Sammlungen obsolet geworden sind und sie ihren kulturellen Wert neu definieren müssen: wenn z. B. Kunstgewerbe nicht mehr als Vorbild für Handwerker und Konsumenten dient und sich der semperianistische Glaube an die Wesenhaftigkeit des Materials verflüchtigt hat. Die Depotschau ist eine Möglichkeit, diesen Beständen neue Würde zu geben, sie aufzuwerten und ihnen neue Relevanz zu verleihen.

Depotschauen ergänzen den Zauber der Fülle um die Vorstellung von Ursprünglichkeit. Der »Blick in die Tiefe« der Bestände, den das MAK 1993 in Aussicht gestellt hatte, war keine falsche Metapher – tatsächlich waren die Bestände in repräsentativer Breite zu sehen. Das

88 Vgl. dazu Thiemeyer 2017 (wie Anm. 2); ferner Heike Gfereis: Archiv. In: Dies., Thomas Thiemeyer, Bernhard Tschofen (Hg.): Museen verstehen. Begriffe der Theorie und Praxis. Göttingen 2015, S. 13–32; Martina Griesser-Stermscheg: Tabu Depot. Das Museumsdepot in Geschichte und Gegenwart. Wien 2013; Tobias Natter, Michael Fehr, Bettina Habsburg-Lothringen (Hg.): Das Schaudepot. Zwischen offenem Magazin und Inszenierung. Bielefeld 2010.

89 Noever 1993 (wie Anm. 50).

Museum hatte das passende Sprachbild gefunden, um an die Sehnsucht nach dem tief im Bauch des Museums Verborgenen zu appellieren, nach der verborgenen »back region«.⁹⁰ Die Depotschau suggeriert, besonders nahe an den unbearbeiteten Rohstoff unseres Wissens herantreten zu können. Geordnet nach einer wie auch immer gearteten Logik des Depots, treten die Dinge dem Betrachter hier als Archivalien im musealen Urzustand entgegen. In Szene gesetzt wird diese Utopie des direkten Zugangs zum authentischen Kern des Museums mit zur Schau gestellter Sprachlosigkeit. Sie ist zunächst der Pragmatik geschuldet, weil, wer viele Dinge zeigen will, sich bei den Begleittexten zurückhalten muss, sonst überlagert die Lesetapete die Dinge. Diese Didaktik ist elitär und zurückhaltend zugleich, setzt stillschweigend ästhetische Sensibilität und einen kennerschaftlichen Zugang zu den Dingen voraus, überlässt es dann aber dem Betrachter, sich die Exponate anzueignen. Methodisch gibt sich eine solche Didaktik explorativ statt hypothesengeleitet: Sie geht nicht mit Antworten auf die Dinge los, sondern ist offen für Fragen, die ihr aus dem Material entgegentreten. Sie definiert keine Lernziele, sondern will primär ästhetische Erfahrungen möglich machen. Sie macht glauben, nicht den Kurator, sondern den Rezipienten zu ermächtigen, die Dinge zu bewerten.

Diese avisierte Öffnung für das allgemeine Publikum gelingt freilich nur bei jenen Depotschauen überzeugend, deren Objekte visuell so signifikant sind, dass sich ihr Sinn auch jenen *durch das bloße Schauen* erklärt, die sich in der Sache nicht auskennen. Aber auch bei den vermeintlich evidenten Beständen bleibt bei aller demonstrierten Voraussetzungslosigkeit der Betrachtung letzten Endes der Experte die maßgebliche Bezugsgröße. Keine Schau, die das Depot zum Ausgangspunkt nimmt, kann ausblenden, wie eng dieser Ort mit Expertise und Kennerchaft verbunden ist. Das Depot für den Laien zu öffnen heißt vor allem, ihn sehen zu lassen, wie rätselhaft und erklärungsbedürftig die Dinge sind. Als Seherlebnis freilich, das durch die Fülle der Dinge ästhetisch überwältigt, funktionieren Depotschauen für alle gleichermaßen. Diese widersprüchliche Struktur zwischen egalitär (im visuellen Eindruck und räumlichen Zugang zu den Dingen) und elitär (beim Verständnis dessen, was man sieht) ist charakteristisch für die Depotausstellung. Aus ihr

90 Dean MacCannell: Staged Authenticity. Arrangements of Social Space in Tourist Settings. In: *American Journal of Sociology*, 79, 1979, S. 589–603.

schlägt sie Kapital: Sie auratisiert die Lagerstätten der Dinge als geheimnisvolle Orte voller Seltsamkeiten und nobilitiert das Museum als Ort der Expertise.

Committed to the Collection.

How the Vienna Museum of Applied Arts turned its depot into a feature in 1993

From 1993 to 2013, the Vienna Museum of Applied Arts (MAK) displayed part of its holdings as a study collection. Within the German-speaking region, this made it one of the first museums to use a format established in Canada and the USA. I call this format a *depot exhibition*. Depot exhibitions are museum displays that show an especially large number of things without any (initial) explanation, instead presenting them in rooms as large-scale diagrams. The show rooms should have a optical and/or epistemological resemblance to a depot.

Taking the example of the MAK, this article seeks to take a more in-depth look at this approach and asks why the museum returned to a display as study collection in 1993 in particular, and to what extent this approach to the study collection differed from earlier, similar forms of presentation and where it continued these forms (with different intentions). The first two parts of the article take a historical approach to explore the logic behind the MAK collections and how this institution understood itself during its founding period. Part three focuses on the MAK study collection (1993–2013) and concludes by placing this example within the larger context of contemporary depot exhibitions.

Alltagsverstand. Zu einem hegemonietheoretischen Verständnis alltäglicher Sichtweisen und Deutungen

Ove Sutter

Der Beitrag führt interdisziplinäre Überlegungen und Konzepte zu einem hegemonietheoretischen Verständnis von alltäglichen Sichtweisen und Deutungen zusammen. In einem ersten Schritt wird dieses vor dem Hintergrund von Antonio Gramscis Überlegungen zum Begriff des Alltagsverstands sowie deren interdisziplinärer Rezeption erarbeitet. Im Anschluss werden Parallelen zwischen Gramscis Verständnis von Hegemonie und Alltagsverstand und Michel Foucaults gouvernementalitätstheoretischen Arbeiten aufgezeigt, um es dann mit Pierre Bourdieus Konzept des Alltagsverstands vergleichend zusammenzuführen. Abschließend wird auf Moritz Eges jüngsten Vorschlag zur Formulierung der empirischen Kulturanalyse als »Konjunkturanalyse« im Sinne einer umfassenderen Analyse gesellschaftlicher Prozesse und Formationen eingegangen, der ebenfalls Verbindungen zu den Ansätzen Gramscis herstellt.

Einleitung

In meinem Beitrag führe ich macht- und herrschaftstheoretische Überlegungen und Konzepte aus unterschiedlichen Disziplinen zusammen, die sich auf den für die empirischen Kulturwissenschaften als »Alltags- und Erfahrungswissenschaft«¹ so wichtigen Forschungsgegenstand der alltäglichen Sichtweisen und Deutungen beziehen lassen. Im Mittelpunkt der Auseinandersetzung steht die Frage, wie sich alltägliche Sichtweisen und Deutungen im Rahmen der empirischen Kulturanalyse als Gegenstand

1 Katharina Eisch-Angus: Kultur-Konzepte zwischen künstlerischer und ethnographischer Forschung. In: Reinhard Johler u.a. (Hg.): Kultur_Kultur. Denken, Forschen, Darstellen. 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen 21.–24. September 2011. Münster u.a. 2013, S. 278–281, hier S. 278. So schreibt z.B. auch Ina Merkel: »Unser Fach versteht sich als Erfahrungswissenschaft, die

und Effekt der gesellschaftlichen Aushandlung von Deutungshoheit und damit verbunden in Beziehung zu makro-gesellschaftlichen Prozessen und Formationen denken lassen.² Die von mir zusammengeführten Überlegungen lassen sich mehr oder weniger direkt auf ein hegemonietheoretisches Verständnis von »Alltagsverstand« beziehen, das ausgehend von den fragmentarischen Überlegungen Antonio Gramscis zum »*sensu comune*«³ bis heute vor allem in den Cultural Studies, in der Sozial- und Kulturanthropologie, aber auch in der Soziologie und in der Politikwissenschaft angewandt wird. Obwohl der von Gramsci abgeleitete Begriff des Alltagsverstands (im Englischen »*common sense*«) in den anglophonen Cultural Studies wie auch in der anglophonen Kultur- und Sozialanthropologie nicht selten verwendet wurde und wird, ist er bislang nur unzureichend definiert.⁴ Gramsci selbst konzipierte seinen

danach fragt, wie die Individuen ihr Leben in gegebenen Machtverhältnissen und Strukturen bewältigen, welchen Sinn sie ihm geben, welche Bedeutungen sie dabei produzieren.« Ina Merkel: Außerhalb von Mittendrin. Individuum und Kultur in der zweiten Moderne. In: Zeitschrift für Volkskunde, 98, 2002, S. 229–256, hier S. 237.

- 2 Ich danke Hannah Rotthaus, Andrea Graf, Klaus Schönberger und Katharina Hajek für ausführliche Kritik und Anmerkungen, Benjamin Opratko für Hinweise zum Werk Antonio Gramscis und dessen Rezeption in der Politikwissenschaft und Moritz Ege für Hinweise zur fachgeschichtlichen Rezeption marxistischer Theorie. Ich danke außerdem den GutachterInnen für ihre Zeit, die sie sich für die hilfreichen Kommentare zu meinem Manuskript genommen haben.
- 3 Mit der Verwendung des Begriffs Alltagsverstand folge ich der Übersetzung von Gramscis Begriff »*sensu comune*« in der deutschen Fassung der Gefängnishefte, vgl. Antonio Gramsci: Gefängnishefte, hg. von Klaus Bochmann (Bd. 1–10. Hamburg 1991–2002; im Folgenden zitiert als GH). Z. B. in der deutschen Fassung von Stuart Halls Rezeption ist dessen Übersetzung von Gramscis »*sensu comune*« als »*common sense*« wiederum als »Alltagsbewusstsein« übersetzt worden, vgl. Stuart Hall: »Gramscis Erneuerung des Marxismus und ihre Bedeutung für die Erforschung von »Rasse« und »Ethnizität«. In: Ders.: Ideologie, Kultur, Rassismus (=Ausgewählte Schriften, Bd. 1). Hamburg, Berlin 1989, S. 56–91. Der Begriff des »*common sense*« als politischer, philosophischer und soziologischer Begriff verfügt auch über Gramsci hinaus über eine lange Geschichte; vgl. hierzu Sophia Rosenfeld: *Common Sense. A Political History*. Cambridge, London 2011; Albersmeyer-Bingen, Helga: *Common Sense. Ein Beitrag zur Wissenssoziologie*. Berlin 1986.
- 4 Ausnahmen bilden hier die Arbeiten der US-amerikanischen Anthropologin Kate Crehan. Vgl. Kate Crehan: Gramsci's concept of common sense: a useful concept for anthropologists? In: *Journal of Modern Italian Studies*, 16, 2011, 2, S. 273–287; Kate Crehan: *Gramsci, Culture and Anthropology*. London 2002.

hegemonietheoretischen Ansatz vor allem in seinen ca. 13.000 Seiten umfassenden »Gefängnisheften« (»quaderni del carcere«).⁵ Dass er dies nur bruchstückhaft und in teils widersprüchlicher Weise tat, war nicht zuletzt den erschwerten Bedingungen seiner Haft im faschistischen Italien in den 1920er und 1930er Jahren geschuldet. Die definitorische Offenheit und der experimentelle Charakter von Gramscis Werk haben in der Folge zu vielfachen Interpretationen und weiteren Ausarbeitungen seines Verständnisses von Hegemonie geführt. Daraus resultiert die einerseits und aus wissenschaftlicher Sicht problematische Situation der Koexistenz sich einander widersprechender Definitionen von Alltagsverstand. Andererseits lässt sich die damit verbundene Unbestimmtheit des Begriffs auch nutzen, um diesen aktuellen Gesellschaftstheorien sowie den Notwendigkeiten der empirischen Kulturanalyse gegenwärtiger Alltagswelten anzupassen.

Ziel meines Beitrags ist es nicht, ein fertig ausformuliertes theoretisches Konzept zu präsentieren. Eher möchte ich zur Diskussion über die theoretische Ausrichtung der empirischen Alltagskulturanalyse beitragen, insbesondere zur Diskussion über das Verständnis der Beziehung zwischen empirisch-kulturwissenschaftlicher Mikroanalyse und makropolitischen Prozessen und Formationen.⁶

5 Vgl. Gramsci 1991–2002 (wie in Anm. 3).

6 Eine solche Diskussion wird derzeit ausführlicher im Zuge der Formierung einer deutschsprachigen Anthropologie des »Politischen« geführt. Deren ProtagonistInnen entwerfen eine solche entweder mit starken Bezügen zur anglophonen »Anthropology of Policy« oder auch »Political Anthropology«, oder aber sie unterbreiten dezidiert programmatische Vorschläge, das »Politische« in den Fokus der empirischen Kulturanalyse zu rücken. Das Verständnis vom »Politischen« reicht dabei von »Policies« im Sinne von z.B. staatlichen und transnationalen Migrations- oder Gesundheitspolitiken, über »institutionelles Führungshandeln« bis hin zu gesellschaftlichem Konflikt handeln im Sinne von kriegerischen Auseinandersetzungen, sozialen Bewegungen oder auch gegenkulturellen Praktiken. Vgl. Call for Papers zur Tagung des Österreichischen Fachverbands für Volkskunde 2016, online unter <http://www.volkskunde.org> (Zugriff: 6.10.2015); vgl. Jens Adam, Asta Vonderau: Formationen des Politischen. Überlegungen zu einer Anthropologie politischer Felder. In: Dies. (Hg.): Formationen des Politischen. Anthropologie politischer Felder. Bielefeld 2014, S. 7–32.

In diesen Formierungsprozessen dominieren aktuell emergenztheoretische Ansätze eines Verständnisses von Policies als »Assemblage«, während Arbeiten z.B. der British Cultural Studies weniger Beachtung finden. In diesem Sinne ist der folgende Beitrag auch als Anregung zur Diskussion zu verstehen, wie sich neue theoretische

Im Anschluss an die Verortung meiner Überlegungen in der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Begriff des Alltags näherte ich mich dem Begriff des Alltagsverstands auf der Grundlage von Gramscis eigenem Werk sowie dessen interdisziplinärer Rezeption an. Anschließend weise ich auf Verbindungen zwischen Gramscis hegemonietheoretischen Überlegungen zu zwei weiteren Ansätzen hin, die alltägliche Sichtweisen und Deutungen aus einer macht- und herrschaftstheoretischen Perspektive behandeln und ein häufig verwendeter Bestandteil im Theoriebaukasten der empirischen Kulturwissenschaften sind: Dies sind erstens Michel Foucaults *gouvernementalitäts*-theoretische Arbeiten und zweitens Pierre Bourdieus Verständnis von Alltagsverstand (im Original *sens commun*), das in enger Verbindung zu seinem Habitus-Konzept sowie seinem Verständnis von symbolischer Macht und Gewalt steht. Zwar nimmt die Rezeption Bourdieus eine herausragende Stellung im Fach ein, sein Verständnis von Alltagsverstand ist jedoch bislang nur wenig beachtet worden. Abschließend nehme ich

Impulse zu bereits existierenden empirisch-kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit der Frage nach dem »Politischen« in Beziehung setzen lassen. Anregende und empirisch gesättigte Vorschläge dazu finden sich z.B. in der aktuellen Grenzregimeanalyse der kritischen Migrationsforschung, insbesondere in Vassilis Tsianos, Bernd Kasperek: Zur Krise des europäischen Grenzregimes. Eine regime-theoretische Annäherung. In: *Widersprüche*, 35, 4, 2015, S. 8–22. Vgl. auch Sabine Hess, Vassilis Tsianos: Ethnographische Grenzregimeanalyse. Eine Methodologie der Autonomie der Migration. In: Sabine Hess, Bernd Kasperek (Hg.): *Grenzregime. Diskurse, Praktiken, Institutionen in Europa*. Berlin 2010, S. 243–264. Zur Kritik emergenztheoretischer Ansätze im Fach vgl. Elisabeth Timm: Bodenloses Spurenlesen. Probleme der kulturalanthropologischen Empirie unter den Bedingungen der Emergenztheorie. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, LXVII/116, 2013, S. 49–75. Unabhängig davon ist das »Politische« wie hier definiert selbstverständlich schon lange Thema im Fach, sei es z.B. in der Migrationsforschung, der Protestforschung oder auch in der Frauen- und Geschlechterforschung. Wobei sich auch hier aktuell explizitere Thematisierungen des »Politischen« finden, wie z.B. der Call for Papers der dgV-Kommission Frauen- und Geschlechterforschung für eine Tagung im Jahr 2016 zum Thema »Politics of Care« verdeutlicht (vgl. Webseite der Kommission unter <http://www.d-g-v.org/kommissionen/geschlechterforschung/nachrichten/cfp-fuer-die-tagung-politics-care-im-februar-2016-ham> (Zugriff: 6.10.2015)).

Moritz Eges⁷ Vorschlag auf, empirisch-kulturwissenschaftliche Mikro-Analysen im Sinne einer »Konjunkturanalyse« in Beziehung zur makrogesellschaftlichen Prozessen zu setzen. In diesem Vorschlag spielt der Begriff des Alltagsverstands ebenfalls eine tragende Rolle.

Alltag, alltägliche Sichtweisen und Deutungen in den empirischen Kulturwissenschaften

Die Untersuchung alltäglicher Sichtweisen und Deutungen ist spätestens seit den 1970er Jahren ein wichtiger Gegenstandsbereich der empirischen Kulturwissenschaften. Unter anderem die damalige Orientierung des Faches in Richtung Sozialwissenschaften sowie die während dieser Zeit publizierten Arbeiten insbesondere von Ina-Maria Greverus, aber zum Beispiel auch Utz Jeggles beförderten eine zunehmende Ausrichtung entlang des Alltagsbegriffs.⁸ Carola Lipp hat umfassend verdeutlicht, wie sich die Volkskunde als Alltagskulturforschung entlang von mindestens zwei, eher noch drei theoretischen Linien entwickelte.⁹ Entlang einer ersten theoretischen Linie etablierte sich im Fach ab den 1970er Jahren ein wissenssoziologischer Alltagsbegriff, der ausgehend von Edmund Husserl maßgeblich auf den Arbeiten von Alfred Schütz sowie deren deutschsprachiger Verbreitung durch Peter Bergers und Thomas Luckmanns wissenssoziologische Arbeit »Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit« aufbaute.¹⁰ Die alltägliche Lebenswelt wird hier als subjektiv erfahrener und erlebter Sinnhorizont, als institutionell routinierter Hintergrund des alltäglichen Denkens und Handelns definiert,

7 Vgl. Moritz Ege: Policing the Crisis, Zum Verhältnis von Europäischer Ethnologie und Cultural Studies. In: Irene Götz u.a. (Hg.): Europäische Ethnologie in München. Ein kulturwissenschaftlicher Reader. Münster, New York 2015, S. 53–86.

8 Vgl. Ina-Maria Greverus, Kultur und Alltagswelt. München 1978.

9 Carola Lipp: Alltagskulturforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. Aufstieg und Niedergang eines interdisziplinären Forschungskonzeptes. In: Zeitschrift für Volkskunde, 1993, S. 1–33.

10 Alfred Schütz: Gesammelte Aufsätze I: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag 1971; Peter L. Berger, Thomas Luckmann: The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge. London u.a. 1966. vgl. Lipp 1993 (wie Anm. 9), S. 3 f.

der sich historisch herausbildet und in sozialen Interaktionen konstituiert. Das alltägliche Denken ist demnach geprägt von »Deutungsroutrinen, wie z.B. Normalitätsdefinitionen oder Typisierungen von Situationen und Personen«¹¹.

Einen wichtigen theoretischen Baustein stellt bei Berger und Luckmann der Begriff des »*common sense*«¹² dar, hier zum Beispiel als »gemeinsame Auffassung« übersetzt oder auch im Fall des Begriffs »*common-sense consciousness*« als »Jedermannsbewußtsein«. ¹³ *Common sense* im Sinne dieser Bedeutungen definieren sie als grundlegende gesellschaftliche Bedeutungs- und Sinnstruktur sowie als Wissen, das in der normalen, selbstverständlichen und gewissen Routine des Alltags geteilt wird. Demnach erscheint der *common sense* als gesichertes, gesellschaftlich bewährtes und erfahrungsgesättigtes Wissen der alltäglichen Lebenswelt, als natürliche und intersubjektiv geteilte Weltansicht.

In dieser Linie rückten Fragen »nach dem individuellen Lebenslauf und seinen Rahmenbedingungen, nach den Erfahrungs- und Erwartungshorizonten, nach Interpretationen und Selbstentwürfen«¹⁴ in den Mittelpunkt volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Untersuchungen. Entsprechend diesem Fokus bildete sich unter dem Einfluss phänomenologischer und wissenssoziologischer Ansätze unter anderem die volkskundlich-kulturwissenschaftliche Biographieforschung aus. Hier formulierte Albrecht Lehmann ab den 1970er Jahren sein Konzept der Analyse alltäglichen Erzählens als »Bewusstseinsanalyse«, das insbesondere auf die Untersuchung der subjektiven Erfahrungskonstitution in »Leitli-

11 Vgl. Lipp 1993 (wie Anm. 9), S. 4.

12 Tatsächlich ist das von Berger und Luckmann erarbeitete Verständnis von »*common-sense*« als Wissen »I share with others in the normal, self-evident routines of everyday life« (Berger, Luckmann 1966 [wie Anm. 10], S. 37) jenem Gramscis in vielen Punkten ähnlich. Dies mag auch der Tatsache geschuldet sein, dass auch Bergrers und Luckmanns wissenssoziologischer Ansatz einen seiner Ausgangspunkte bei Marx' Annahme hat, dass »*man's consciousness is determined by his social being*« (Berger, Luckmann, S. 17) und der Frage nach dem Verhältnis« von »substructure« und »superstructure« hat (Berger, Luckmann 1966 [wie Anm. 10], S. 18).

13 Vgl. Peter L. Berger, Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M. 1972, S. 26.

14 Lipp 1993 (wie Anm. 9), S. 10

nien des Erzählens« sowie unterschiedlichen Erzähltypen und -mustern abzielt.¹⁵

Die zweite historische Linie der volkskundlichen Auseinandersetzung mit dem Alltag hat ihren Anfangspunkt in der Rezeption von Henri Lefebvres einflussreicher Arbeit »Kritik des Alltagslebens«¹⁶. In seiner historisch-materialistischen Analyse der Herrschaftsstrukturen bürgerlich-kapitalistischer Gesellschaften beschränkte sich Lefebvre nicht auf eine Kritik der Produktionsverhältnisse, sondern räumt dem Alltag in der Reproduktion gesellschaftlicher Verhältnisse eine zentrale Stellung ein.¹⁷ Dabei sah er die Sphäre des Alltags durch das widersprüchliche Verhältnis zwischen einerseits passivem Konsum und andererseits produktiver Kreativität geprägt. Entgegen einem ökonomischen Reduktionismus ging Lefebvre davon aus, dass die Sphäre des Alltags nicht vollständig von den Produktionsverhältnissen determiniert werde und ihr eine gewisse Autonomie innewohne. Der hier geprägte Alltagsbegriff fand vor allem bei Tübinger Fachvertretern Resonanz. So definierte Utz Jeggle zum Beispiel in seinem grundlegenden Aufsatz im Band »Grundzüge der Volkskunde« den Alltag als »durch die Art der Produktion festgelegte Erfahrung von Zeit und Raum als Grunddimensionen menschlicher Erfahrung überhaupt«.¹⁸ In dieser Linie bildeten sich schließlich die volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Dorf- und Gemeindestudien, die historisch orientierte Alltagsforschung wie auch die Arbeiterkultur-forschung aus.¹⁹ Im Mittelpunkt stand hier die Frage, »wie sich alltägliche Erfahrungen und alltägliches Handeln zu den sozialen und materiellen Strukturen des Alltags verhalten und wie beide vermittelt sind«²⁰. Ege

15 Albrecht Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt a. M., New York 1983; Ders.: Bewusstseinsanalyse. In: Silke Götsch, Ders. (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der europäischen Ethnologie. Berlin 2001, S. 271–288; Ders.: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin 2007.

16 Henri Lefebvre: Kritik des Alltagslebens. Grundrisse einer Soziologie der Alltäg-lichkeit. München 1974.

17 Vgl. Roland Lippuner: Raum. Systeme. Praktiken. Zum Verhältnis von Alltag, Wis-senschaft und Geographie. Stuttgart 2005, hier S. 63.

18 Utz Jeggle: Alltag. In: Hermann Bausinger u.a. (Hg.): Grundzüge der Volkskunde. Tübingen 1978, S. 81–126, hier S. 123.

19 Vgl Lipp 1993 (wie Anm. 9), S. 8 f.

20 Ebd., S. 24.

zufolge setzte sich die materialistische Linie vor allem über die Frankfurter Schule der Kritischen Theorie Max Horkheimers und Theodor W. Adornos fort.²¹ Wenngleich im Fach nur vereinzelt rezipiert, können hinsichtlich des theoretischen Verständnisses alltäglicher Deutungen und Sichtweisen im Sinne von »Alltagsbewusstsein« beispielhaft Thomas Leithäusers sozialpsychologische Arbeiten angeführt werden.²² Dieses definierte er unter anderem als »Modus des Bewußtseins der Individuen, der ihre Bewußtlosigkeit von den gesellschaftlichen Verhältnissen und deren Entstehungsgeschichte ausdrückt«²³. Oder wie es wiederum Jeggle formulierte:

»Alltag bedeutet beides: eine spezifische Welt [...] und eine Anschauungsweise, die zu ihr paßt und die nur zumutbare Erfahrungen durchläßt. Bestimmte Dinge, die den Alltag wesentlich bestimmen, können nicht mit jeder Optik gesehen werden. Das ist die Blindheit des Alltags, daß er einem die Brille verpaßt, mit der man das sehen kann, was man sehen darf. Deshalb ist Alltag in der Regel auch so geordnet, normal und krisensicher; die Wahrnehmung der Alltagswelt ist ein elementarer Teil des Alltags.«²⁴

Schließlich sei – ebenfalls im Anschluss an Lipps fachgeschichtliche Darstellung – noch Pierre Bourdieus Habitus-Konzept der sozial strukturierten und subjektiv verinnerlichten »Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata«²⁵ genannt, auf das ich weiter unten ausführlicher eingehe. Das Habitus-Konzept nahm seit den späten 1980er Jahren ebenfalls einen wichtigen Einfluss auf die volkskundlich-kulturwissenschaftliche

21 Vgl. Ege 2015 (wie Anm. 7), S. 53–86.

22 Vgl. Hermann Bausinger: Sprachschranken vor Gericht. In: Konrad Köstlin, Kai Detlev Sievers (Hg.): Das Recht der kleinen Leute: Beiträge zur Rechtlichen Volkskunde. Festschrift für Karl-Sigismund Kramer zum 60. Geburtstag. Berlin 1976, S. 12–27.

23 Thomas Leithäuser: Formen des Alltagsbewußtseins. Frankfurt a. M. 1976, S. 11. Vgl. zur volkskundlich-alltagshistorischen Rezeption eines historisch-materialistisch abgeleiteten Verständnisses von Bewusstsein auch Dieter Kramer: Sozialkulturelle Lage und Ideologie der Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert. In: Günther Wiegelmann (Hg.): Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert. Göttingen 1973.

24 Jeggle 1978 (wie Anm. 18), S. 125.

25 Lipp 1993 (wie Anm. 9), S. 25.

Alltagskulturforschung. Bourdieus Arbeiten boten die Möglichkeit, das bereits in der von Lefebvre ausgehenden Alltagsforschung angelegte Erkenntnisinteresse an der »Wechselwirkung von ökonomischen Bedingungen und Bewußtsein«²⁶ weiterzuverfolgen und mit einem differenzierten und operationalisierbaren Begriffs-Repertoire zu untersuchen.

Mehr als zehn Jahre nach Lipps Aufsatz wird Bernhard Tschofen zufolge die Argumentation mit dem Alltagsbegriff mittlerweile im Fach vorausgesetzt. Dieser sei zwar »unerlässliche und distinktionable Kategorie«²⁷ des Fachverständnisses, jedoch würde in jüngerer Zeit nur wenig theoretische und konzeptionelle Begriffsarbeit geleistet.²⁸ In eine ähnliche Richtung argumentiert auch Brigitta Schmidt-Lauber, da sie den Alltagsbegriff unter anderem als »Klammer« zwischen historischer und gegenwartsorientierter Kulturanalyse sieht, gleichzeitig aber dessen schärfere Konturierung fordert.²⁹

Mein Vorschlag zur Diskussion des theoretischen Verständnisses alltäglicher Deutungen im Sinne des Begriffs Alltagsverstand setzt an diesen jüngeren Forderungen aus dem Fach an und nimmt dabei verschiedene Anregungen der Auseinandersetzung mit dem Alltagsbegriff im Laufe der Fachgeschichte auf.³⁰ Ich bemühe mich im Folgenden aber vor allem darum, den hier bereits mehr oder weniger ausformulierten Verständnissen von alltäglichen Sichtweisen und Deutungen eine hegemonietheoretische Komponente hinzuzufügen.

26 Ebd., S. 24

27 Bernhard Tschofen: Vom Alltag. Schicksale des Selbstverständlichen in der Europäischen Ethnologie. In: Olaf Bockhorn, Margot Schindler, Christian Stadelmann (Hg.): Alltagskulturen. Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen seit 1945. Wien 2006, S. 91–102, hier S. 93.

28 Vgl. ebd., S. 92.

29 Vgl. Brigitta Schmidt-Lauber: Der Alltag und die Alltagskulturwissenschaft. Einige Gedanken über einen Begriff und ein Fach. In: Michaela Fenske (Hg.): Alltag als Politik – Politik im Alltag. Dimensionen des Politischen in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Lesebuch für Carola Lipp. Berlin u. a. 2010 (Studien zur Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, 5), S. 45–61, hier S. 56.

30 Weitere für die Kulturanthropologie einflussreiche Verständnisse von *common sense* stammen z.B. von Clifford Geertz; vgl. Clifford Geertz: Common sense as a Cultural System. In: The Antioch Review, 33, 1, 1975, S. 5–26.

Hegemonie und Alltagsverstand

Antonio Gramscis Biographie passt kaum in das »Schema eines traditionellen akademischen Intellektuellen«³¹, wie es Ines Langemeyer formuliert. Seine Überlegungen zu Hegemonie und Alltagsverstand sind von seinem politischen Engagement in den sozialistischen und kommunistischen Bewegungen der 1910er bis 1930er Jahre geprägt.³² Terry Eagleton bringt die Frage, die Gramsci bei seiner damaligen Betrachtung der bürgerlichen Gesellschaft Italiens umgetrieben haben mag, wie folgt auf den Punkt:

»Wie kann die Arbeiterklasse in einem gesellschaftlichen Gefüge die Macht übernehmen, in dem die herrschende Macht so subtil und allenthalben durch tägliche Gewohnheiten verbreitet wird, die auf das Engste mit der »Kultur« verwoben sind und die in unsere Erfahrungen vom Kindergarten bis zur Leichenhalle eingeschrieben sind? Wie können wir eine Macht bekämpfen, die zum *common sense* einer ganzen Gesellschaftsordnung geworden ist und die allgemein nicht mehr als fremd und repressiv wahrgenommen wird?«³³

Gramsci gelangte zu der Erkenntnis, dass Staatsgewalt in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft eng mit den zivilgesellschaftlichen

31 Ines Langemeyer: Antonio Gramsci: Hegemonie, Politik des Kulturellen, geschichtlicher Block. In: Andreas Hepp u.a. (Hg.): Schlüsselwerke der Cultural Studies. Wiesbaden 2009, S. 72–82, hier S. 72.

32 Zur Rezeption Gramscis in der deutschsprachigen Volkskunde und ihren Nachfolgedisziplinen vgl. z. B. Iso Baumer: Antonio Gramsci: »eine irreversible Kehrtwendung in der Ausrichtung der volkskundlichen Studien in Italien und anderswo«. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 72, 1976, 3–4, S. 171–190; Klaus Schönberger: Arbeitersportbewegung in Dorf und Kleinstadt. Zur Arbeiterbewegungskultur im Oberamt Marbach 1900–1933. Tübingen 1995; Kaspar Maase: »Antiamerikanismus ist lächerlich, vor allem aber dumm«. Über Gramsci, Amerikanisierung von unten und kulturelle Hegemonie. In: Johanna Borek, Birge Krondorfer, Julius Mende (Hg.): Kulturen des Widerstands. Texte zu Antonio Gramsci. Wien 1993, S. 9–27; Elisabeth Timm, Karin Harrasser: Behaviour Guides and Law. Research Perspectives on the (In)Formal and its Currently Shifting Foundations. In: BEHEMOTH. A Journal on Civilisation, 2, 2010, S. 11–55.

33 Terry Eagleton: Ideologie. Eine Einführung. Stuttgart u.a. 2000, S. 135.

Strukturen des Alltags und deren Institutionen verknüpft ist.³⁴ Hiervon ausgehend formulierte er seine so komplexen wie fragmentierten Überlegungen zum »integralen Staat« sowie zu Hegemonie als spezifischer Form der Ausübung von Herrschaft in bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaften. Diese waren in der Folge und bis in die Gegenwart nicht nur für politische Bewegungen von Bedeutung. Gramscis Arbeit lässt sich sicherlich ohne Übertreibung auch als »Schlüsselwerk« insbesondere der Cultural Studies bezeichnen. Insbesondere seine hegemonietheoretischen Arbeiten nehmen bis heute – wenngleich in aktualisierten Formen, so zum Beispiel hinsichtlich der Weiterentwicklung von Gramscis Klassenbegriff – starken Einfluss auf geistes- und sozialwissenschaftliche Debatten zum Verständnis von Macht und Herrschaft.

Integraler Staat, Zivilgesellschaft und Hegemonie

Die Machtausübung des bürgerlichen Staates funktioniert Gramsci zufolge nicht allein über die effektive Organisierung der Güterproduktion und die Berücksichtigung und Einbeziehung ökonomischer und politischer Interessen unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen. Ebenso wenig funktioniert sie nur über die passive Duldung durch die »Subalternen« oder über Durchsetzung per Gewalt und Zwang staatlicher Apparate. Gramsci bringt sein »integrales« Verständnis von Staat in seiner berühmten Formel »politische Gesellschaft + Zivilgesellschaft, das heißt Hegemonie, gepanzert mit Zwang«³⁵ zum Ausdruck. Zwar basiere im integralen Staat politische Macht auch auf der tatsächlichen oder potenziellen Ausübung von Gewalt und Zwang. Diese können Teil eines hegemonialen Verhältnisses sein, wenn weite Teile der Gesellschaft ihr zustimmen, so zum Beispiel in alltäglicher Ausübung durch PolizistInnen oder auch SachbearbeiterInnen des Arbeitsmarktservice.³⁶ Darüber hinaus ist bei Gramsci die Sphäre der Zivilgesellschaft von entscheidender Bedeutung.

34 Vgl. Christoph Scherrer: Hegemonie: empirisch fassbar? In: Andreas Merken, Victor Rego Diaz (Hg.): Mit Gramsci arbeiten. Texte zur politisch-praktischen Aneignung Antonio Gramscis. Hamburg: 2007, S. 71–84, hier S. 71.

35 GH, B4, Heft 6, §88, S. 783.

36 Vgl. Benjamin Opratko: Hegemonie. Politische Theorie nach Antonio Gramsci. Münster 2012, S. 190.

Sie umfasst unterschiedliche Akteure, Institutionen und Praktiken, wie zum Beispiel Familie, Kindergarten, Schule, Universität, Kirche, Vereine, Industrieverbände, Autofahrerverbände oder Gewerkschaften, NGOs bis hin zu Bürgerinitiativen und sozialen Bewegungen. Ebenso umfasst sie Massenmedien wie Fernsehsender oder Boulevardzeitungen bis hin zu sozialen Medien. In dieser Sphäre ringen die unterschiedlichen und sich teils widersprüchlich zueinander verhaltenden gesellschaftlichen Akteure um die Zustimmung und aktive Unterstützung der Menschen, in Gramscis Worten um »kulturelle Führung«. Kulturell zu führen bedeutet, Werte und Gebräuche, Weltanschauungen, Sprachgewohnheiten bis hin zu Lebensstilen und Alltagsgewohnheiten mit den eigenen Interessen verknüpfen zu können, dabei aber auch Kompromisse einzugehen und Zugeständnisse zu machen.³⁷ In der Sphäre der Zivilgesellschaft versuchen gesellschaftliche Akteure, mit ihren jeweiligen sozialen Positionen und Interessen verbundene »Weltauffassungen«³⁸ – so Gramscis Begriff für das Feld des Ideologischen – als veralltäglichte, das heißt als selbstverständlich erscheinende Deutungen durchzusetzen. Um ihre Interessen durchsetzen zu können, bemühen sich gesellschaftliche Akteure, mit ihnen verbundene Weltauffassungen in alltägliche Sichtweisen und Deutungen, in gelebte und selbstverständlich wie normal erscheinende Vorstellungen und Alltagspraktiken der für sie relevanten Bevölkerungsschichten, deren Zustimmung sie bedürfen, zu übersetzen.³⁹ Gleichzeitig kommen Menschen nicht umhin, hegemoniale Weltauffassungen in ein

37 Vgl. Eagleton 2000 (wie Anm. 33) S. 135.

38 GH, B6, H11, §12, S. 1375.

39 So versuchen ökonomisch-politische Interessensverbände und damit verbundene Lobbyorganisationen wie z.B. die »Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft«, die im Jahr 2000 vom Arbeitgeberverband Gesamtmetall gegründet wurde und mit einem Jahresetat von sieben Millionen Euro (Stand 2016) ausgestattet ist, unter anderem in Medienkampagnen marktliberale Ideen als hegemoniale Weltauffassungen durchzusetzen (Vgl. Rudolf Speth: Die politischen Strategien der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft. 2004. Online verfügbar unter http://www.boeckler.de/pdf/fof_insm_studie_09_2004.pdf (Zugriff: 6.6.2016); vgl. Christian Nuernbergk: Die PR-Kampagne der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft und ihr Erfolg in den Medien. Erste Ergebnisse einer empirischen Studie. In: Ulrike Röttger (Hg.): PR-Kampagnen. Über die Inszenierung von Öffentlichkeit. 3. überarb. Auflage. Wiesbaden 2006, S.159-178). Ebenso sind die Praktiken politischer Graswurzel-Initiativen wie z. B. »Refugees Welcome« oder die Anti-TTIP-Kampagne grundlegend vom Versuch bestimmt, durch öffentlichkeitswirksame und vergemeinschaftend

Verhältnis zu sich selbst zu setzen, insofern diese »Voraussetzung und Mittel für die Ausbildung gesellschaftlicher Handlungsfähigkeit«⁴⁰ sind. Als gesellschaftliche Subjekte können sie sich diesen hegemonialen Weltauffassungen nicht einfach entziehen, da diese »Formen« zur Verfügung stellen, in denen die Menschen »sich selbst und ihre Umwelt imaginieren und danach handeln«⁴¹. In den Praktiken und Institutionen der Zivilgesellschaft werden Weltauffassungen in »innere Vorstellungen von ›Normalität««⁴² übersetzt, die den Menschen in ihrem Alltag zur Orientierung dienen. Diese Vorstellungen von Normalität beziehen sich auf unterschiedliche Elemente der alltäglichen Lebensführung, zum Beispiel auf Ernährung, Sexualität, Familie, soziale Beziehungen oder auch das eigene Verhältnis zur Erwerbsarbeit.⁴³

Die Prozesse der Herstellung von Hegemonie dürfen somit nicht einfach als Top-down-Dynamiken verstanden werden, in denen ökonomisch und politisch starke gesellschaftliche Gruppen – vermittelt durch Parteien, Interessensverbände oder auch Stiftungen – ihre Weltauffassungen in der Sphäre der Zivilgesellschaft ungebrochen an die Individuen vermitteln. Zwar haben sie mehr Ressourcen, ihre Weltauffassungen im Sinne veralltäglichter Sichtweisen durchzusetzen, indem sie zum Beispiel auf Medienberichterstattung, Entwicklungen in der Wissenschaft oder die Formierung von Policies Einfluss nehmen können. Dennoch ist Hegemonie immer ein umkämpftes und dynamisches Verhältnis, in das vielfältige Akteure verstrickt sind, oder wie es Raymond Williams formuliert: »It has continually to be renewed, recreated, defended, and modified. It is also continually resisted, limited, altered, challenged by pressures not at all its own.«⁴⁴ Es gibt nicht nur eine einzige kohärente und dominante Ideologie, die alles beherrscht, und damit auch nicht den einen alles beherrschenden »Autor« alltäglicher Sichtweisen und Deutungen.

wirkende direkte Aktionen oder auch die virale Verbreitung von eigenen Expertisen über die Netzwerke sozialer Medien auf alltägliche Sichtweisen und Deutungen in ihrem Sinne einzuwirken.

40 Gundula Ludwig: *Geschlecht regieren. Zum Verhältnis von Staat, Subjekt und heteronormativer Hegemonie*. Frankfurt a. M., New York 2011, S. 72.

41 Ebd., S. 73.

42 Ebd..

43 Vgl. ebd.

44 Raymons Williams: *Marxism and Literature*. Oxford, New York 1977, S. 112.

Vielmehr existieren viele »Strömungen« gleichzeitig.⁴⁵ Gegenstand einer Kulturanalyse der ideologischen Dimensionen von Hegemonie ist somit Hall zufolge

»nicht eine einzelne Strömung ›herrschender Gedanken‹, in die alles und jede/r absorbiert wurde, sondern die Ideologie in einem ausdifferenzierten Terrain, die verschiedenen diskursiven Strömungen, ihre Verknüpfungspunkte und Bruchstellen sowie die zwischen ihnen herrschenden Machtbeziehungen. Kurz: ein komplexes Ensemble ideologischer Verhältnisse oder eine diskursive *Formation*.«⁴⁶

Weltauffassungen werden nie einfach ungebrochen im intendierten Sinne eines Autors in alltägliche Sichtweisen und Deutungen übersetzt. In den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen verändern sie sich unter anderem durch Kompromisse und Zugeständnisse oder auch lokalspezifische Übersetzungen bis hin zu subjektiven Aneignungen. Das Terrain, auf dem sich diese Auseinandersetzungen vollziehen, nennt Gramsci den »Alltagsverstand«.

Alltagsverstand

Wie bereits einleitend erwähnt, ist der Alltagsverstand bei Gramsci nicht exakt sowie teils auch widersprüchlich definiert, und seine fragmentarischen Ausführungen haben zu einer Vielzahl an Interpretationen ange-regt. Ohne diese Widersprüche auflösen zu können, wird im Folgenden eine Vielzahl einzelner Definitionen zusammengeführt, die von kultur-analytischem Interesse erscheinen.⁴⁷

Der Alltagsverstand stellt einen Bedeutungsrahmen zur Verfügung, aus dem heraus die alltägliche Lebenswelt wie eine solide Realität

45 Vgl. Hall 1989 (wie Anm. 3), S. 83.

46 Ebd.

47 Dabei sei an dieser Stelle noch einmal betont, dass es sich bei dem Begriff des Alltagsverstands nicht einfach um ein anderes Wort für »falsches Bewusstsein« handelt, das es aufzudecken und abzustreifen gelte. Vielmehr findet laut Eagleton hier der »zentrale Übergang von Ideologie als ›System von Vorstellungen‹ zu Ideologie als gelebter, habitueller gesellschaftlicher Praxis statt« (Eagleton 2000 [wie Anm. 33], S. 136).

erscheint.⁴⁸ Dabei wirkt er wie eine Art spontane Philosophie.⁴⁹ Der Alltagsverstand umfasst leicht zugängliches Wissen, das keine komplizierten Ideen enthält, keine anspruchsvollen Argumente voraussetzt und nicht auf tiefgehenden Gedanken und umfassender Lektüre basiert. Er besteht aus gebräuchlichen Meinungen und Überzeugungen, aus »weisen« Sprüchen, populären Patentrezepten und Vorurteilen wie auch aus Wert- und Moralvorstellungen.⁵⁰ Das zum Alltagsverstand gehörende Wissen wirkt, als resultiere es direkt aus der Erfahrung und reflektiere lediglich die Realitäten des täglichen Lebens.⁵¹ Ebenso umfasst der Alltagsverstand emotionale Dimensionen alltäglich gelebter und damit auch emotional erlebter Bedeutungen, Werte und Sichtweisen.⁵² Der Alltagsverstand ist nicht nur eine Denk- und Wahrnehmungs-, sondern auch eine »Fühlform«⁵³. Als solche artikuliert er sich vor allem in der Umgangssprache und an den Orten des Alltags, in Face-to-Face-Interaktionen in der Familie, in der Mensa oder auch in der Kneipe.⁵⁴

Stuart Hall definiert den Alltagsverstand nach Gramsci als eine »unzusammenhängende, fragmentarische und widersprüchliche Form von Bewusstsein«⁵⁵, die Elemente aus unterschiedlichen Quellen umfasst, die sich im Laufe der Geschichte in ihm abgelagert haben.⁵⁶ Er ist auch des-

48 Vgl. Stuart Hall, Alan O'Shea: Common-sense Neoliberalism. In: Soundings, 55, 13 December 2013, S. 9–25, hier S. 8 f.; vgl. Crehan 2011 (wie Anm. 4), S. 286.

49 Vgl. Crehan 2011 (wie Anm. 4), S. 283; vgl. Stephen Olbrys Gencarella: Gramsci, Good Sense and Critical Folklore Studies. In: Journal of Folklore Research, 47, 2010, 3, S. 221–252, hier S. 230.

50 Vgl. Hall, O'Shea 2013 (wie Anm. 48), S. 9; vgl. Ludwig 2011 (wie Anm. 40), S. 72.

51 Vgl. Hall, O'Shea 2013 (wie Anm. 48), S. 8 f.

52 Hier weist der Begriff der »Sichtweise« eine Nähe zu Raymond Williams' Begriff der »structures of feeling« auf, den dieser in Auseinandersetzung mit Gramscis Hegemonietheorie entwickelte. Vgl. Williams 1977 (wie Anmerkung 44), S. 132.

53 Ludwig 2011 (wie Anm. 40), S. 73. Vgl. zur emotionalen Dimension von Alltagsverstand aus ethnologischer Sicht auch Daniel T. Linger: The Hegemony of Discontent. In: American Ethnologist, 20, 1993, 1, S. 3–24, hier S. 5.

54 Vgl. Hall, O'Shea 2013 (wie Anm. 48), S. 9.

55 Hall 1989 (wie Anm. 3), S. 80 und S. 83.

56 Vgl. Hall, O'Shea 2013 (wie Anm. 48), S. 9 f. Vgl. auch Gramscis berühmtes Zitat hierzu: »Wenn die Weltauffassung nicht kritisch und kohärent, sondern zufällig und zusammenhangslos ist, gehört man gleichzeitig zu einer Vielzahl von Masse-Menschen, die eigene Persönlichkeit ist auf bizarre Weise zusammengesetzt: es finden sich in ihr Elemente des Höhlenmenschen und Prinzipien der modernsten und fortgeschrittensten Wissenschaft, Vorurteile aller vergangenen, lokal bornierten

halb widersprüchlich, »weil hegemoniale Normen [...] von den Subjekten angeeignet und gelebt werden müssen, um überhaupt hegemonial sein zu können«⁵⁷. Im Zuge dieser Prozesse werden hegemoniale Normen oder auch, um in Gramscis Terminologie zu bleiben, Weltauffassungen verschoben und (teils subversiv) umgedeutet.⁵⁸ In dieser widersprüchlichen und fragmentarischen Form ist der Alltagsverstand offen für vielfältige Interpretationen der Welt und potenziell unterstützend für sehr unterschiedliche Arten sozialer Visionen und politischer Projekte.⁵⁹ Der Alltagsverstand umfasst sowohl individuelle wie auch soziale und kollektive Elemente. So lässt er sich einerseits sozial im Sinne milieuspezifischer Weltauffassungen verorten und konstituiert sich in Relation zu solchen anderer sozialer Gruppen.⁶⁰ Auf der anderen Seite ist der Alltagsverstand nicht kohärent und homogen und kann dementsprechend auch innerhalb sozialer Guppen widersprüchlich strukturiert sein.⁶¹

Gramsci zufolge ist der Alltagsverstand »auf bornierte Weise neuerungsfeindlich und konservativ«⁶² und baut stark auf bestehenden Traditionen auf.⁶³ Dies artikuliert sich zum Beispiel in Deutungen wie »Das war schon immer so« und damit in der Anmutung historischer Kontinuität – ein aus empirisch-kulturwissenschaftlichen Erhebungssituationen bekannter Satz. Der Alltagsverstand scheint aus der Zeit gefallen und immer schon existente Regeln oder zumindest »jahrhundertealte

geschichtlichen Phasen und Intuitionen einer künftigen Philosophie, wie sie einem weltweit vereinigten Menschengeschlecht zueigen sein wird.« GH, B6, H11, §12, S. 1376.

57 Gundula Ludwig: *Performing Gender, Performing the State*. Vorschläge zur Theoretisierung des Verhältnisses von modernem Staat und vergeschlechtlichter Subjektconstitution. In: Dies., Birgit Sauer, Stefanie Wöhl (Hg.): *Staat und Geschlecht. Grundlagen und aktuelle Herausforderungen feministischer Staatstheorie*. Baden-Baden 2009. S. 93.

58 Vgl. ebd.

59 Vgl. Mark Rupert: *Globalising common sense: a Marxian-Gramscian (re-)vision of the politics of governance/resistance*. In: *Review of International Studies*, 29 (2003), S. 181–198, hier S. 185.

60 Vgl. GH, B9, H24, §4, S. 218; vgl. auch Gencarella 2010 (wie Anm. 49), S. 231.

61 Vgl. GH, B6, H11, §13, S. 1394; vgl. auch Tobias Boos: *Sentido común und Hegemonie. Das kirchneristische Regierungsprojekt in Argentinien*. Diplomarbeit. Wien 2013, S. 20.

62 GH, B6, H11, §13, S. 1397.

63 Vgl. Hall, O'Shea 2013 (wie Anm. 48), S. 9.

Weisheit oder Wahrheit«⁶⁴ zu beinhalten. Dennoch unterliegt er dem historischen Wandel, »ist ein historisches Produkt und ein geschichtliches Werden«⁶⁵. Der Alltagsverstand wird ständig modifiziert, rekonstruiert und den veränderten gesellschaftlichen Bedingungen angepasst, und dies oft auch in unvorhersehbarer Weise.⁶⁶ Permanent fügen sich ihm »wissenschaftliche[n] Ideen oder auch philosophische[n] Auffassungen«⁶⁷ hinzu, die ins gewöhnliche Alltagsleben eingedrungen sind. Auf diese Weise kann der Alltagsverstand auch neuen Entwicklungen Bedeutung geben und Antworten auf neue Problemlagen hin formulieren.⁶⁸

Die Zusammensetzung des Alltagsverstands sowie der Prozess, in dem Bestandteile gegenüber anderen den Vorrang in der Deutung der sozialen Welt erhalten, ist umkämpft. Hegemonie lässt sich als »Kampf um die Aktivierung bestimmter Elemente«, als »ihre Verknüpfung mit dem eigenen hegemonialen Projekt, wie auch die Desaktivierung anderer Elemente«⁶⁹ verstehen. So entscheidet sich auf der Ebene des Alltagsverstands, »ob eine bestimmte Version des Konsens mit dem Anschein von Plausibilität ausgestattet werden kann«⁷⁰.

Alltagsverstand und Subjektivierung – Gramsci und Foucault

Gramscis Überlegungen zum Alltagsverstand betonen das antagonistische Moment in der Formierung alltäglicher Sichtweisen und Deutungen. Darüber hinaus ermöglicht ein hegemonietheoretisches Konzept von Alltagsverstand produktive Schnittstellen zu anderen macht- und herrschaftstheoretischen Verständnissen alltäglicher Sichtweisen und Deutungen, die in den empirischen Kulturwissenschaften in zentraler Weise rezipiert werden. Zunächst seien hier ansatzweise die Parallelen zu Michel Foucaults Verständnis von »Subjektivierung« genannt. Insbesondere Gundula Ludwig hat in ihren gender- und staatstheoretischen Untersuchungen die Frage ausführlicher behandelt, wie sich die

64 GH; zitiert nach Hall 1989 (wie Anm. 3), S. 80.

65 GH, B6, H11, §12, S. 1377.

66 Vgl. Crehan 2002 (wie Anm. 4), S. 114; vgl. Hall, O'Shea (wie Anm. 48), S. 9.

67 GH zitiert nach Hall 1989 (wie Anm. 3), S. 81.

68 Vgl. Hall, O'Shea 2013 (wie Anm. 48), S. 9.

69 Oliver Marchart: Cultural Studies. Konstanz 2008, S. 81.

70 Ebd.; vgl. auch Opratko 2012 (wie Anm. 36), S. 120.

Formierung des Alltagsverstands zu Prozessen der Subjektwerdung verhält. Dabei zeigt sie Anknüpfungspunkte zwischen Gramscis Verständnis von Hegemonie und Alltagsverstand sowie Michel Foucaults Verständnis von »Gouvernementalität« und »Regieren« auf.⁷¹

Auseinandersetzungen um Hegemonie und Alltagsverstand lassen sich demnach auch als Auseinandersetzungen darum verstehen, »wie die Subjekte selbst sich bilden und eine ›Persönlichkeit‹ entwickeln«⁷². So konstituieren sich nach Gramscis Verständnis bereits im Prozess der Übersetzung von Weltauffassungen in den Alltagsverstand bestimmte Formen der Subjektivität. Der Alltagsverstand fungiert dabei als »Schnittstelle zwischen staatlicher Machtausübung und Subjektconstitution«⁷³. Foucault arbeitet diesen Prozess der machtvollen Subjektconstitution als »Selbstführungstechniken«⁷⁴ in seinen Gouvernementalitätsstudien theoretisch weiter aus. Insbesondere Foucaults Begriff des »Regierens« verfügt über das Potenzial, diese Funktionsweise von Hegemonie zu konkretisieren. So konzipiert Foucault den Begriff des Regierens als »Modus der Machtausübung [...], bei dem die Subjekte dazu angeleitet werden, sich selbst und ihr Leben auf bestimmte Art und Weise zu führen«⁷⁵. Regieren basiert grundlegend auf Selbsttechnologien im Sinne der »Übersetzung von Regierungstechniken«⁷⁶ ins eigene Selbstverhältnis und Selbstverständnis. Dabei orientieren sich die Subjekte in ihrer praktischen Selbstführung an einer geltenden »Normalität« – im Sinne von Gramscis hegemonialen Weltauffassungen –, der sie vor allem zu entsprechen versuchen und sich dabei selbst – im Sinne gelebter Hegemonie – »normalisieren«. Gleichzeitig besteht die Möglichkeit, dass Menschen sich dieser Normalisierung widersetzen und Vorstellungen von sozialer Normalität herausfordern. Dies kann in kleinen widerständigen Akten des Alltags geschehen oder aber in kollektiven Widerständen. Der Alltagsverstand umfasst wiederum die orientierend wirkenden Vorstellungen von Normalität im Sinne hegemonialer Weltauffassungen. Diesem

71 Vgl. Gundula Ludwig : Gramscis Hegemonietheorie und die staatliche Produktion von vergeschlechtlichten Subjekten. In: *Das Argument*, 49, 2007, 2, S. 196–205; Ludwig 2009 (wie Anm. 57); Ludwig 2011 (wie Anm. 40).

72 Opratko 2012 (wie Anm. 36), S. 63.

73 Ludwig 2011 (wie Anm. 40), S. 145.

74 Ludwig 2009 (wie Anm. 57), S. 94.

75 Ludwig 2011 (wie Anm. 40), S. 141 f.

76 Ebd., S. 145.

Verständnis nach stellt der Alltagsverstand also einerseits Selbstdeutungen im Prozess der Subjektivierung zur Verfügung. Auf der anderen Seite wird er durch die Selbsttechniken, durch die je spezifische Anwendung von »Folien der Subjektivierung«⁷⁷ auf sich selbst permanent aktualisiert und performativ hervorgebracht.

Wie sich alltägliche Deutungen und Sichtweisen als Elemente des Alltagsverstands dabei in widersprüchlichen und umkämpften gesellschaftlichen Prozessen herausbilden, hat in Bezug zu Foucaults Gouvernementalitätstheorie insbesondere Nikolas Rose verdeutlicht.⁷⁸ Dies zeigt er an der gesellschaftlichen Verbreitung des »unternehmerischen Selbst« im Sinne eines zeitgenössischen neoliberalen Leitbildes, in dem sich »Selbst- und Sozialtechnologien« verdichten.

So garieten demnach ab den 1960er Jahren der fordistische Wohlfahrtsstaat und mit ihm verbundene Vorstellungen von gesellschaftlicher Normalität nicht nur von Seiten antidisziplinärer und antifordistischer sozialer Revolten unter Druck, in deren Weltauffassungen das Streben nach Autonomie, persönlicher Erfüllung, Selbstverantwortung und freier Wahl eine zentrale Rolle spielten. Mit einem teilweise ähnlichen Vokabular kritisierten ihn auch liberale und konservative politische Kräfte in den 1970er Jahren. Im nachfolgenden Prozess der Neuordnung westlicher Ökonomien entlang neoliberaler wirtschaftspolitischer Grundsätze unter den konservativen Regierungen Margaret Thatchers in Großbritannien und Ronald Reagans in den USA konnten die Forderungen, die aus den sozialen Revolten erwachsen waren, integriert werden. In diesen widersprüchlichen und umkämpften Prozessen formierten sich Vorstellungen von Normalität, die sich im Leitbild des unternehmerischen Selbst verdichten. Das Vokabular des Unternehmertums fand Eingang in den Alltagsverstand und prägte damit auch alltägliche Sichtweisen und Deutungen.

77 Anne Waldschmidt u.a.: Diskurs im Alltag – Alltag im Diskurs: Ein Beitrag zu einer empirisch begründeten Methodologie sozialwissenschaftlicher Diskursforschung. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 8, 2, 2007. Online unter <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-07/07-2-15-d.htm> (Zugriff: 2.10.2015).

78 Vgl. Nikolas Rose: »Das Regieren unternehmerischer Individuen«. In: *Kurswechsel. Zeitschrift für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Alternativen*, 2, 2000, S. 8–27, hier S. 8 ff.

Alltagsverstand bei Bourdieu

Neben den Schnittstellen zwischen Gramscis Überlegungen zu Hegemonie und Alltagsverstand auf der einen und Foucaults Verständnis von Gouvernementalität und Subjektivierung auf der anderen Seite zeigen sich deutliche, wenngleich nur wenig rezipierte Verbindungen zu Pierre Bourdieus Konzept von symbolischer Macht und Gewalt. Bourdieu hat sich nur in wenigen Fällen explizit und zumeist eher kritisch auf Gramsci bezogen.⁷⁹ Michael Burawoy betont in seinem Vergleich von Gramsci und Bourdieu die auffälligen Schnittstellen zwischen beiden Werken und kommt zu folgender Einschätzung: »If there is a single Marxist whom Pierre Bourdieu had to take seriously it has to be Antonio Gramsci. The theorist of symbolic domination must surely seriously engage the theorist of hegemony.«⁸⁰ Er erklärt die Distanz Bourdieus zu Gramsci damit, dass letzterer »simply too close for comfort«⁸¹ war.

Sowohl Gramscis als auch Bourdieus Arbeiten beschäftigen sich in zentraler Weise mit der Frage, warum Herrschaftsverhältnisse so stabil

79 Jens Kastner folgt der Vermutung García Canclinis, dass dies vor allem institutionelle und zeithistorische Gründe gehabt haben mag, insofern Bourdieu seine Arbeit »durch zu große Nähe zum Marxismus nicht hatte kontaminieren wollen«; vgl. Jens Kastner: Gramsci und Bourdieu. Gemeinsamkeiten und Unterschiede ihrer Herrschaftskritik. In: *ak – analyse und kritik*, 573, 2012, S. 23; vgl. Néstor García Canclini: Gramsci con Bourdieu. Hegemonía, consumo y nuevas formas de organización popular. In: *Nueva Sociedad*, 71, 1984, S. 69–78, März–April 1984.

80 Michael Burawoy: III: Cultural Domination: Gramsci Meets Bourdieu. 2011. Online unter: <http://burawoy.berkeley.edu/Bourdieu/4.Gramsci.pdf> (Zugriff: 2.10.2015), S. 1. Vgl. auch Michael Burawoy: The Roots of Domination: Beyond Bourdieu and Gramsci. In: *Sociology*, 46, 2012, 2, S. 187–206.

81 Burawoy 2011 (wie Anm. 80) S. 2. Er schreibt weiter: »Indeed, the parallels are remarkable. Both repudiated Marxian laws of history to develop sophisticated notions of class struggle in which culture played a key role, and both focused on what Gramsci called the superstructures, what Bourdieu called fields of cultural domination. Both pushed aside the analysis of the economy itself to focus on its effects – the limits and opportunities it created for social change. Their interest in cultural domination led both to study intellectuals in relation to class and politics. Both sought to transcend what they considered to be the false opposition of voluntarism and determinism, subjectivism and objectivism. They both openly rejected the positivism of materialism and teleology and instead emphasized how theory and theorist are inescapably part of the world they study.«

sind.⁸² Wie Gramsci wendet sich auch Bourdieu jenen subtileren Formen der Herrschaft zu, die nicht auf der Ausübung von physischer Gewalt und Zwang basieren. Verwendet Gramsci zum Verständnis der Durchsetzung von Weltauffassungen als alltägliche Sichtweisen und Deutungen den Begriff der Hegemonie, so verhandelt Bourdieu die Frage nach der Reproduktion von Herrschaft über die Durchsetzung von Wahrnehmungs- und Deutungsweisen der sozialen Welt entlang der Begriffe der »symbolischen Macht« und der »symbolischen Gewalt«⁸³.

Die größten Differenzen werden darin gesehen, gesellschaftlichen Wandel und damit auch die Veränderung von Herrschaftsverhältnissen zu denken. Burawoy zufolge ist bei Bourdieu die Möglichkeit, die eigene Position in Herrschaftsverhältnissen zu erkennen und sich diesen zu widersetzen, sehr viel eingeschränkter als bei Gramsci.⁸⁴ Er kritisiert, dass Bourdieu zufolge das »Verkennen« von Herrschaftsverhältnissen aufgrund von deren tiefer habituellen Verinnerlichung quasi unumgänglich sei.⁸⁵ In Anlehnung an Gramscis Verständnis von *buonsenso/good sense*⁸⁶ als Potenzial des Alltagsverstands, Herrschaftsverhältnisse zu

82 Vgl. Jens Kastner: Herrschaft und Kultur. Gemeinsamkeiten und Unterschiede bei Gramsci und Bourdieu. In: Kulturelle Bildung 2015. Online unter www.kubi-online.de (Zugriff: 2.10.2015).

83 Pierre Bourdieu: Die männliche Herrschaft, Frankfurt a. M. 2005; Pierre Bourdieu, Loic Wacquant: Reflexive Anthropologie, Frankfurt a. M. 1996; Pierre Bourdieu: Sozialer Raum und symbolische Macht. In: Ders.: Rede und Antwort. Frankfurt a. M. 1992, S. 135–154.; vgl. Kastner 2015 (wie Anm. 80).

84 Vgl. Burawoy 2011 (wie Anm. 80), S. 8; Burawoy 2012 (wie Anm. 80), S. 203.

85 Vgl. Burawoy 2012 (wie Anm. 80), S. 195.

86 Der Begriff *buonsenso/good sense* in der englischen Übersetzung, ins Deutsche problematisch als »gesunder Menschenverstand« übersetzt) ist aus wissenschaftlicher Sicht problematisch und wird deshalb hier nicht weiter thematisiert. So schreibt Gramsci an einer Stelle: »Die Philosophie ist die Kritik und die Überwindung der Religion und des Alltagsverstandes und fällt in diesem Sinne mit dem »gesunden Menschenverstand« zusammen, der sich dem Alltagsverstand entgegengesetzt.« (GH, B6, H11, §12, S. 1377) In diesem Sinne leitet sich der Begriff des *buonsenso/good sense* aus Gramscis politischen Zielsetzungen der Überwindung bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse ab und bezeichnet eine für Gramsci politisch anzustrebende Form eines zukünftigen kohärenten und kritischen Alltagsverstands (Vgl. Opratko 2012 [wie Anm. 36], S. 46). An anderer Stelle schreibt Gramsci wiederum: »Es ist dies der gesunde Kern des Alltagsverstands, das was eben gesunder Menschenverstand genannt werden könnte und das es verdient, entwickelt und einheitlich und kohärent gemacht zu werden« (GH, B6, H11, §12, S. 1379). Hier

erkennen und damit auch zu verändern, sieht Burawoy bei Bourdieu nur »bad sense« im Sinne von »class unconsciousness and acceptance of the world as it is«⁸⁷.

definiert er *buonsenso/good sense* als Teil des gegenwärtigen und nicht erst eines zu entwickelnden Alltagsverstands. Crehan versteht *good sense* ebenfalls eher im Sinne des letzteren Zitats als Teil des gegenwärtigen Alltagsverstands, aus dem sich gegenhegemoniale Verständnisse entwickeln können (vgl. Crehan 2002 [wie Anm. 4], S. 114.). Ihr zufolge bezeichnet *good sense* jene Elemente des Alltagsverstands, die stärker auf Rationalität und Vernunft als auf Emotionalität basieren (vgl. Crehan 2011 [wie Anm. 4], S. 283). Dieser Interpretation steht auch Gencarella nahe, da er *good sense* als »the empirical and social knowledge that promotes class consciousness, an understanding of the practices of a given hegemony, and a awareness of the philosophy of praxis« (Gencarella 2010 [wie Anm. 49], S. 231) begreift. Diese Elemente des Alltagsverstands stellen aus Gramscis Sicht das Potenzial für gegenhegemoniale Sichtweisen und daraus folgende Praktiken dar, die aber noch stärker in eine kohärentere und einheitlichere Form von Bewusstsein gebracht werden müssen (vgl. ebd.). Diese normative Dimension von *buonsenso/good sense* ist aus wissenschaftlicher Sicht problematisch. Bezeichnet *buonsenso/good sense* quasi einen prädiskursiven Sinn für Un-/Gerechtigkeit? Entspricht er gar dem volkskundlichen »Eigensinn«? Hier weist der Begriff doch eher in eine theoretische Sackgasse. Folgt man Ludwigs Interpretation, so leitet Gramsci den Begriff des *buonsenso/good sense* »klassentheoretisch« her, da die »lohnarbeitende Klasse« in ihren »kooperativen Tätigkeiten« eine eigene Weltauffassung entwickeln würde, die zur hegemonialen bürgerlichen Weltauffassung »quer« liege, wobei beide Weltauffassungen Teil des Alltagsverstands seien; vgl. Ludwig 2011 (wie Anm. 40), S. 76. Vielleicht kann *buonsenso/good sense* als wissenschaftliche Kategorie nützlich sein, wenn der Begriff das Potenzial des Alltagsverstands bezeichnet, hegemoniale Weltauffassungen oppositionell, subversiv oder abweichend zu deuten und zu verstehen. Auf diese Weise und ohne von einer prädiskursiven Entität auszugehen, würde *buonsenso/good sense* somit die Möglichkeit bezeichnen, dass Menschen hegemonialen Weltauffassungen widersprechen und oppositionell handeln. Inwiefern hierunter aber auch rechtsextreme oppositionelle Sichtweisen zu verstehen wären, wie sie sich aktuell in den »Pegida«-Demonstrationen und einem damit verbundenen alltagsweltlichen »Lügenpresse«-Diskurs zeigen, wäre weiter zu diskutieren.

- 87 Burawoy 2011 (wie Anm. 80), S. 9 f. Außerdem kritisiert Burawoy an Bourdieu, dass dessen Ableitung von sozialem Wandel aus dem Auseinanderfallen von Habitus und Feld nicht ausreichend sei und er darüber hinaus nicht erklären könne, warum symbolische Herrschaft in manchen Gesellschaften funktioniere und in anderen nicht (vgl. Burawoy 2012 [wie Anm. 81 9, S. 204). Burawoy erklärt die sehr unterschiedliche Einschätzung der Möglichkeit gesellschaftlichen Wandels und der Bewusstwerdung des eigenen Status als Subalterne bei Bourdieu und Gramsci, indem er deren Wirken historisch einordnet und gesellschaftlich kontextualisiert: »The most general answer must be that he [Gramsci; Anm. d. Autors] participated

Kate Crehan wiederum gesteht Bourdieus Konzept des Habitus zu, dass es ermögliche, die machtvolle Inkorporierung sozialer Strukturen zu verstehen. Auf der anderen Seite eröffne es aber wenig Möglichkeiten, sozialen Wandel zu denken.⁸⁸ Crehan hält somit auch Gramscis Begriff des Alltagsverstands für einen ertragreicheren Ansatz, um aus anthropologischer Sicht Wandel zu begreifen.

Soweit mir nachvollziehbar, erwähnen aber sowohl Burawoy als auch Crehan nicht, dass auch Bourdieu⁸⁹ – wenn auch vergleichsweise selten – mit dem Begriff des Alltagsverstands beziehungsweise des *sens commun* oder auch *bon sens*⁹⁰ arbeitet und dieser Gramscis Verständnis durchaus nahe steht.⁹¹ Insbesondere Robert Holton hat Bourdieus Definition von Alltagsverstand ausführlicher behandelt.⁹² Er verortet gerade in diesem Begriff Bourdieus die Möglichkeit zum gesellschaftlichen Wandel. In Bourdieus Definition des Alltagsverstands steht dieser den Begriffen »Habitus« und insbesondere »Doxa« sehr nahe und ist zum Teil nicht eindeutig zu unterscheiden.⁹³ Bourdieu definiert Alltagsverstand als »consensus on the meaning (*sens*) of practices and the world«⁹⁴ oder auch als »the explicit consensus, of the whole group«⁹⁵. Im Anschluss an Holton beinhaltet der Alltagsverstand bei Bourdieu »those things commonly

in revolutionary struggles at a time when socialist transformation was on the political agenda, when capitalism did appear to be in some deep organic crisis – although, in the end, it gave rise to fascism rather than socialism. Capitalism was not the stable and enduring order it appeared to Bourdieu and to myself. For Gramsci, we can say, capitalism was more durable than it appeared to classical Marxism, but it appeared less durable than it appears to us today in our post-socialist pathos.« Ebd., S. 195.

88 Vgl. Crehan 2011 (wie Anm. 4), S. 281.

89 Pierre Bourdieu: *Outline of a Theory of Practice*, 28th printing. Cambridge u.a. 2013 [1977]; Bourdieu, Pierre: *Language and Symbolic Power*. Cambridge 1991.

90 Robert Holton: Bourdieu and Common Sense. In: *SubStance*, 84, 1997, S. 38–52, hier S. 39. In der Volkskunde und ihren Nachfolgedisziplinen nimmt Carola Lipp, wengleich nur kurz, in ihrer Fachgeschichte des Alltagsbegriffs auch auf Bourdieus Begriff des Alltagsverstands Bezug; vgl. Lipp 1993 (wie Anm. 9), S. 25.

91 Im Folgenden werde ich der Verständlichkeit halber auch bei Bourdieu von Alltagsverstand sprechen.

92 Holton 1997 (wie Anm. 90); Robert Holton: Bourdieu and Common Sense. In: Nicholas Brown, Imre Szeman (Hg.): *Pierre Bourdieu. Fieldwork in Culture*. Lanham u.a. 2000, S. 87–99.

93 Vgl. Holton 2000: (wie Anm. 92), S. 88.

94 Bourdieu 2013 (wie Anm. 89), S. 80.

95 Bourdieu 1991 (wie Anm. 89), S. 236.

known or even tacitly accepted within a collectivity; it also includes the consensus of the community as articulated in a variety of public discourses; and finally, it includes the sense of community that this commonly shared sense of the world provides«⁹⁶. Holton zufolge bezeichnet Habitus vor allem die soziale Strukturierung individueller Akteure, während der Alltagsverstand eher die kollektiven Dimensionen sozial strukturierter Sichtweisen auf die soziale Welt meine.⁹⁷ Dabei weist der Alltagsverstand bei Bourdieu eine implizite und eine explizite Dimension auf. Die implizite Dimension lässt sich mit der Bedeutung von »doxa« fassen, verstanden als die alltägliche ungebrochene Bestätigung bestehender Herrschaftsverhältnisse in den Sichtweisen der Beherrschten, das »taken for granted« der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung. Die explizite Dimension von Alltagsverstand umfasst Akte der Benennung der sozialen Welt.⁹⁸ Die Möglichkeiten, die eigenen, artikulierten Sichtweisen in expliziter Weise als legitimen Teil des Alltagsverstands durchzusetzen, sind dabei von der Autorität der Institution oder der Gruppe abhängig, der die Akteure angehören, insbesondere von deren Ressourcen an symbolischem Kapital, das heißt an öffentlichem Ansehen, Reputation und Prestige.⁹⁹ Vom symbolischen Kapital hängt demnach auch ab, ob sich ein »heretical discourse«, also eine vom Alltagsverstand abweichende oder sich dazu oppositionell verhaltende Sichtweise durchsetzen und diesen damit verändern kann.¹⁰⁰

Ähnlich dem Verständnis Gramscis ist auch bei Bourdieu Alltagsverstand umkämpft, und in ihm verankerte dominante Weltauffassungen müssen ständig aufs Neue durchgesetzt und stabilisiert werden.¹⁰¹ Ebenso könne der Alltagsverstand laut Holtons Bourdieu-Lektüre durch »cross-cultural contact«¹⁰² in seiner Selbstverständlichkeit sozialer Praktiken hinterfragt werden. Außerdem könne gesellschaftlicher Wandel aus gesellschaftlichen Krisen entstehen, in denen der Alltagsverstand in

96 Holton 2000 (wie Anm. 92), S. 88.

97 Vgl. ebd., S. 88.

98 Vgl. ebd. S. 89; Bourdieu 1991 (wie Anm. 89), S. 239.

99 Vgl. Bourdieu 1991 (wie Anm. 89), S. 241.

100 Vgl. ebd., S. 129.

101 Vgl. Holton 2000 (wie Anm. 92), S. 93.

102 Ebd., S. 90.

Frage gestellt und die Arbitrarität von als selbstverständlich erscheinenden gesellschaftlichen Ordnungen sichtbar werde.¹⁰³

Im Vergleich der Ansätze von Gramsci und Bourdieu zeigen sich trotz der deutlichen Differenzen viele Parallelen. Wenngleich Bourdieu die Möglichkeiten sozialen Wandels nur als zweitrangiges Thema gegenüber jenem der sozialen Reproduktion behandelt, beinhaltet gerade sein Verständnis von Alltagsverstand diesbezüglich Potenzial.

Eine wichtige Ergänzung von Gramscis Definition durch Bourdieu liegt in dessen systematischerer Berücksichtigung der unterschiedlichen Kapitalressourcen der Akteure. Diese entscheiden ihm zufolge mit darüber, welche Akteure in welchem Ausmaß in der Lage sind, ihre Weltauffassungen in alltägliche Sichtweisen und Deutungen des Alltagsverstands zu übersetzen. Gleichzeitig lenkt Bourdieus Ansatz die Aufmerksamkeit noch stärker auf die sozialen Bedingungen und Positionen von Alltagsverstand und ermöglicht zu fragen, über welche Kapitalressourcen die Akteure gesellschaftlicher Auseinandersetzungen verfügen und wie diese den Alltagsverstand ihrer Gruppe oder ihres Milieus mitstrukturieren.

Empirische Kulturanalyse des Alltagsverstands als Konjunkturanalyse

Abschließend möchte ich einen jüngst von Moritz Ege unterbreiteten Vorschlag aufnehmen, wie sich empirisch-kulturwissenschaftliche Mikro-Analysen zu makro-gesellschaftlichen Prozessen, genauer zur aktuellen Verfasstheit einer »Konjunktur« des Neoliberalismus in Bezug setzen lassen.¹⁰⁴ Dieser Vorschlag weist aufgrund seiner theoretischen Referenzen ebenfalls Verbindungen zu einem hegemonietheoretischen Verständnis von alltäglichen Sichtweisen und Deutungen im Sinne des Alltagsverstands auf. Ege bezieht sich hierbei auf die Arbeiten aus dem

103 Vgl. ebd.

104 Vgl. Ege 2015 (wie Anm. 7); zu weiteren aktuellen Arbeiten aus dem Fach sowie aus der Sozial- und Kulturanthropologie, die auf den Begriff der »Conjuncture« Bezug nehmen; vgl. Manuela Bojadžijev: Zur Entwicklung kritischer Rassismustheorie in Deutschland seit den 1980er Jahren in: Dirk Martin, Susanne Martin, Jens Wissel (Hg.): Perspektiven und Konstellationen kritischer Theorie. Münster 2015, S. 49–69; Nina Glick Schiller: Explanatory frameworks in transnational migration studies: the missing multi-scalar global perspective. In: *Ethnic and Racial Studies*, 38, 2015, 13, S. 2275–2282.

Umfeld des Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) wie auch auf Rolf Lindners Ansatz einer Analyse »kultureller Konstellationen [...], bei denen soziale, kulturelle und biographische Komponenten auf eine zeitspezifische Weise zusammentreffen«¹⁰⁵. Eine wichtige Ausgangsreferenz bildet hier die von Hall und anderen 1978 publizierte Arbeit »Policing the Crisis«¹⁰⁶, in der die AutorInnen die Formierung einer neoliberalen »conjuncture« unter der damaligen Regierung Thatcher analysierten. Den Thatcherismus interpretierten diese damals nicht nur als »politisch-ökonomische«, sondern auch als »ideologisch-kulturelle«¹⁰⁷ Formation.

Die hier vorgeschlagene Konjunkturanalyse ist stark akteurszentriert und fokussiert die Subjekte, ihre Erfahrungen sowie ihr Handlungspotenzial. Wie auch die Cultural Studies aus dem Umfeld des CCCS zeichnet den Ansatz der Konjunkturanalyse das stark von Gramsci ausgehende Bemühen aus, die gesellschaftstheoretischen Grundannahmen des Marxismus in eine zeitgemäße Kulturanalyse zu übersetzen, sich dabei aber von einem ökonomisch-deterministischen Denken abzusetzen.¹⁰⁸

Damit verwirft die Konjunkturanalyse auch die Annahme eines voraussagbaren Verlaufs sozialer Auseinandersetzungen sowie historischer Dynamiken und geht stattdessen von prinzipiell, jedoch nicht vollkommen offenen und kontingenten gesellschaftlichen Entwicklungen aus. Die Konjunkturanalyse setzt die Existenz grundlegender sozialer und historisch gewordener Strukturen voraus, die gesellschaftliche Verhältnisse prägen und zusammenhalten.¹⁰⁹ Damit behält sie auch ein

105 Rolf Lindner: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde, 99, 2003, S. 177–188, hier S. 184.

106 Stuart Hall u.a.: Policing the Crisis. Mugging, the State, and Law and Order. London, Basingstoke 1978.

107 Ege 2015 (wie Anm. 7), S. 55.

108 Damit verbunden war die politische Zielsetzung ihrer ProtagonistInnen, »Bruchstellen im Prozess der Reproduktion der gesellschaftlich-kulturellen Verhältnisse« (ebd., S. 73; Hervorhebung im Original; Anm. d. Verf.) in der gegenwärtigen neoliberalen Hegemonie zu finden.

109 An diesem Punkt besteht damit wohl auch der größte Unterschied zu einer Anthropology of Policy, die ihre theoretischen Anleihen insbesondere von emergenztheoretischen Ansätzen im Anschluss an Cris Shore und Susan Wright sowie Bruno Latour und Michel Callon bezieht. Zu den Parallelen zwischen ANT und Konjunkturanalyse vgl. Matthias Wieser: Das Netzwerk von Bruno Latour. Die Akteur-Netzwerk-Theorie zwischen Science & Technology Studies und poststrukturalistischer Soziologie. Bielefeld 2012, S. 241 ff.

Verständnis von Totalität im Sinne eines umfassenden Zusammenhangs unterschiedlicher Bereiche kapitalistisch verfasster Gesellschaften bei. Sie verwirft aber ein Verständnis von Totalität als »expressiv«, demnach zum Beispiel kulturelle Prozesse immer nur ökonomische Dynamiken abbilden und durch diese determiniert würden. Wie bei Gramsci kommt der kulturellen Sphäre und damit auch dem Alltagsverstand eine »relative Autonomie«¹¹⁰ zu. Anstatt eine notwendige und immer gegebene Verbindung anzunehmen, geht die Konjunkturanalyse von einer komplexen, differenzierten, uneindeutigen¹¹¹ und immer erst herzustellenden Totalität aus. So argumentiert Grossberg, »while there are no necessary correspondences (relations) there are always real (effective) correspondences«¹¹². Die Konjunkturanalyse untersucht nun eben jene Prozesse, in denen die Verbindungen zwischen Ökonomie, staatlicher Politik, alltäglichen Lebensweisen und damit auch dem Alltagsverstand zu einer »gesellschaftlich-kulturelle[n] Situation beziehungsweise Konstellation«¹¹³ erst erzeugt werden.

Diese Produktionen von Verbindungen fasst die Konjunkturanalyse im Anschluss an Gramsci, Louis Althusser und auch Ernesto Laclau mit dem Begriff der »Artikulation«.¹¹⁴ Der Begriff der Artikulation hat hierbei eine doppelte Bedeutung. Erstens zielt er auf die Ausdrucksdimension der Verbindungen ab, die dann unter anderem als kulturelle Artikulationen, zum Beispiel in Form von artikulierten alltäglichen Deutungen und Sichtweisen, in TV-Serien oder auch in musikalischen Produktionen untersuchbar sind. Zweitens nimmt der Begriff die englische Konnotation einer »Verkoppelung, die gelöst werden kann«¹¹⁵, auf. Eine Artikulation ist demnach eine »Verknüpfungsform, die unter bestimmten Umständen aus zwei verschiedenen Elementen eine Einheit herstellen kann. Sie ist eine Verbindung, die nicht für alle Zeiten notwendig determiniert, absolut oder wesentlich ist«¹¹⁶.

110 Ege 2015 (wie Anm. 7), S. 59.

111 Vgl. ebd., S. 72.

112 Lawrence Grossberg: The Formation of Cultural Studies. An American in Birmingham. In: *Strategies*, 2, 1989, S. 114–149, hier S. 136.

113 Ege 2015 (wie Anm. 7), S. 40.

114 Vgl. Stuart Hall: Postmoderne Artikulation. Ein Interview mit Stuart Hall.

In: Ders.: *Ausgewählte Schriften*, Bd. 3. Hamburg 2000, S. 52–77, hier S. 66.

115 Ebd., S. 65.

116 Ebd.

Hall zufolge geht es in der Konjunkturanalyse darum zu untersuchen, »wie ideologische Elemente unter bestimmten Bedingungen sich in einem Diskurs verbinden und [...] zu fragen, wie sie in bestimmten Konjunkturen mit politischen Subjekten artikuliert oder nicht artikuliert werden«¹¹⁷. Damit rückt auch die Frage nach der gesellschaftlich-ideologischen Verfasstheit alltäglicher Sichtweisen und Deutungen, nach der Konstitution des Alltagsverstands und dessen Aushandlung in Auseinandersetzungen um Deutungshoheit ins Zentrum der empirischen Kulturanalyse.

Fazit

In meinen Überlegungen habe ich mich um einen macht- und herrschaftstheoretischen Beitrag zur Diskussion über die Frage bemüht, wie sich alltägliche Sichtweisen und Deutungen im Rahmen der empirischen Alltagskulturanalyse als Gegenstand und Effekt der gesellschaftlichen Aushandlung von Deutungshoheit und damit verbunden in Beziehung zu makro-gesellschaftlichen Prozessen und Formationen denken lassen. Zu diesem Zweck habe ich einige macht- und herrschaftstheoretische Überlegungen und Konzepte aus unterschiedlichen Disziplinen zusammengeführt und in Beziehung zu Antonio Gramscis hegemonietheoretischem Begriff des Alltagsverstands gesetzt. In Gramscis macht- und herrschaftstheoretischen Überlegungen zum integralen Staat spielt die Sphäre der Zivilgesellschaft eine entscheidende Rolle. Hier versuchen gesellschaftliche Akteure, mit ihren Interessen und sozialen Positionen verbundene Weltauffassungen in hegemoniale, das heißt selbstverständlich und normal erscheinende alltägliche Sichtweisen und Deutungen zu übersetzen. Dieser Prozess, in den vielfältige Akteure verwickelt sind, ist umstritten und dynamisch. Das Terrain, auf dem sich diese Auseinandersetzungen vollziehen, ist bei Gramsci der Alltagsverstand. Dieser umfasst leicht zugängliches und populäres Wissen, spontane Philosophie, Vorurteile, Normen wie auch Wert- und Moralvorstellungen. Ebenso kann der Alltagsverstand emotionale Dimensionen des Alltagswissens umfassen. Das Wissen des Alltagsverstands wirkt erfahrungsgebunden und lässt

den Alltag als selbstverständliche Realität erscheinen. Seine Konstitution ist widersprüchlich, fragmentarisch und vielschichtig, er umfasst Deutungen aus verschiedenen historischen Stadien, ist offen für Uminterpretationen und Aktualisierungen und anschlussfähig an unterschiedliche soziale Visionen und politische Projekte. Der Alltagsverstand ist eher ein kollektives als ein individuelles Phänomen, insofern er an konkrete soziale Gruppen gebunden ist, wobei aber auch innerhalb sozialer Gruppen Differenzen und Widersprüche im Alltagsverstand bestehen können. Er ist historisch wandelbar und umkämpft, wird ständig in gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um Hegemonie aktualisiert sowie den veränderten Bedingungen angepasst.

Das hegemonietheoretische Verständnis von Alltagsverstand weist einige Parallelen zum gouvernementalitätstheoretischen Ansatz Michel Foucaults und damit verbunden seinem Begriff des Regierens auf. Die Art, wie bei Foucault die Subjekte Regierungstechniken ins eigene Selbstverständnis übersetzen und sich dabei an einer geltenden Normalität orientieren, lässt sich zum Prozess der Übersetzung von Weltauffassungen in alltägliche Sichtweisen und Deutungen sowie zur Praxis der gelebten Hegemonie in Beziehung setzen. Der Alltagsverstand stellt einerseits Selbstdeutungen im Prozess der Subjektivierung zur Verfügung und wird auf der anderen Seite durch die Anwendung von Selbsttechniken permanent aktualisiert und performativ hervorgebracht.

Insbesondere lässt sich ein hegemonietheoretisches Verständnis von Alltagsverstand zu Pierre Bourdieus Konzept der symbolischen Macht und Gewalt sowie zu seinem Begriff des Alltagsverstands in Beziehung setzen. Dabei gehen von Bourdieu weitere Impulse aus, noch stärker die Kapitalressourcen sozialer Akteure und damit die sozialen Strukturierungen und Positionen der untersuchten alltäglichen Deutungen und Sichtweisen zu berücksichtigen.

Moritz Eges Überlegungen zur empirischen Kulturanalyse als Konjunkturanalyse bieten weitere Anregungen, die Untersuchung alltäglicher Sichtweisen und Deutungen zu makro-politischen Prozessen in Beziehung zu setzen. Sie zielen darauf ab zu verstehen, wie sich zu bestimmten Zeitpunkten Alltagsverstand, alltägliche Lebensweisen, Ökonomie und staatlich-institutionelle Politik zu einer gesellschaftlich-kulturellen Situation oder auch Konjunktur verbinden. Das Denken in Konjunkturen »als Versuch, sich dem immer schon konfigurierten und dennoch kontingenten historischen Moment zu stellen und zu analysieren, wie er sich

neu organisiert«¹¹⁸, ist jedoch notwendig ein interdisziplinäres Projekt.¹¹⁹ Die empirischen Kulturwissenschaften könnten mit ihrer Expertise als Alltags- und Erfahrungswissenschaft daran mitwirken, indem sie die Formierung und Wirkung von Konjunkturen auf der mikroulturellen Ebene alltäglicher Lebenswelten sichtbar zu machen versuchen. Der Begriff des Alltagsverstands wäre für ein solches kooperatives Vorhaben im Sinne einer interdisziplinären Verständigungskategorie weiter auszuarbeiten.

118 Diese Formulierung ist dem Einladungstext zum Workshop »(In) Konjunkturen denken. Gespräche zwischen Empirischer Kulturwissenschaft und Kritischer Politischer Ökonomie« entnommen, der wiederum aus einem Diskussionsprozess zwischen Manuela Bojadžijev, Moritz Ege, Alexander Gallas, Kelly Mulvaney und mir hervorgegangen ist.

119 Zu nennen wären hier insbesondere Verbindungen zu den Arbeiten der Kritischen Politischen Ökonomie. Vgl. z.B. Bob Jessop: Kulturelle Politische Ökonomie, räumliche Vorstellungswelten und regionale ökonomische Dynamiken. In: Ortrun Brand, Steffen Dörhöfer, Patrick Eser (Hg.): Die konflikthafte Konstitution der Region. Kultur, Politik, Ökonomie. Münster 2013, S. 42–73.

Common Sense. Hegemonic theory and an understanding of common sense perspectives and interpretations

The article brings together interdisciplinary reflections and concepts on an understanding of common sense perspectives and interpretations based on the theory of hegemony. A first step will elucidate this understanding by drawing on Antonio Gramsci's reflections on the concept of common sense and its interdisciplinary reception. The article will go on to highlight parallels between Gramsci's understanding of hegemony and common sense and Michel Foucault's works on the theory of governmentality, in order to then set up a comparison with Pierre Bourdieu's understanding of common sense. Finally, the article will explore Moritz Ege's recent suggestion that empirical cultural analysis be formulated as ›conjunctural analysis‹ in the sense of a comprehensive analysis of social processes and formations, which also creates links to Gramsci's approach.

Mitteilung





»Volkskunde für Jedermann« & Adolf Mais

Zwei fachgeschichtliche Assoziationen¹

Herbert Nikitsch

Im Jahr 1952 ist unter dem Titel »Volkskunde für Jedermann« als eine Art »Hausbuch² eine »populäre Zusammenfassung der österreichischen Volkskunde«, eine »volkstümliche Darstellung unserer Volkskultur«³ erschienen. Wenn dazu fachgeschichtliche Assoziationen angekündigt sind – was wird man sich da erwarten? Nicht zuletzt jene über die (österreichische) Volkskunde dieser Zeit als einer Disziplin, die den später so heftig wie berechtigt kritisierten »Kanon« weitergeschrieben hat, deren Vertreterinnen und Vertreter ungeachtet der politisch-ideologischen Kompromittierung ihres Faches während des Austrofaschismus und der NS-Zeit dann weitergetan haben, als ob nichts gewesen wäre, und keinerlei Absicht zeigten, Antworten auf aktuelle gesellschaftspolitische Fragen zu suchen. Auch davon wird die Rede sein – aber nicht nur. Es soll im Folgenden auch eine andere fachgeschichtliche Überlegung und ein Seitenweg seinerzeitigen volkskundlichen Betriebs angedeutet werden – am Beispiel des Herausgebers Adolf Mais.

- 1 Überarbeitetes Referat, gehalten bei dem von Birgit Johler und Magdalena Puchberger im Rahmen ihres FWF-Projekts »Museale Strategien in Zeiten politischer Umbrüche: Das Österreichische Museum für Volkskunde 1930–1950« ausgerichtet Workshops »1930–1950. Volkskunde – Museum – Stadt« am 7./8. November 2013 im Österreichischen Museum für Volkskunde.
- 2 »Pro domo« hieß denn auch der Verlag, in dem die »Volkskunde für Jedermann« publiziert worden ist (s. auch Anm. 29).
- 3 Adolf Mais (Hg.): Österreichische Volkskunde für Jedermann. Wien 1952, S. 5 (Vorwort).

»Österreichische Volkskunde für Jedermann«

Aber zunächst zur gängigen fachgeschichtlichen Assoziation und damit zu Kontinuitäten, wie sie exemplarisch in dem genannten Sammelband auszumachen sind. Also einige Worte zu seinem Inhalt, zu seinen Autorinnen und Autoren und zu seinem gesellschaftspolitischen Kontext.

Inhaltlich bietet die »Volkskunde für Jedermann« nicht mehr als eine Rückschau, einen Überblick auf seinerzeit gewissermaßen approbiertes volkskundliches Wissen. Hier wird der damalige Kanon des Faches von »Brauchtum und Glaube«, »Siedeln und Bauen«, »Arbeit und Gerät« bis zu »Handwerk und Volkskunst«, »Volkslied und Volksmusik« oder »Sage und Märchen« durchdekliniert, und wenn auch in einigen Beiträgen bei der Darstellung ihrer konkreten Gegenstandsbereiche oft ein durchaus nüchtern-informativer Ton herrscht, werden doch immer wieder und gewissermaßen als *Conclusio* etwa »Gemeinschaftshandlungen und Gemeinschaftsbindungen«⁴, die »wundersame Einheit von Arbeit und Gesittung«⁵ oder die »urhafte und unzertrennliche Verbindung des Menschen mit seinem Heimatboden«⁶ beschworen – wird also, kurz gesagt, jenen »Kategorien des Volkstümlichen, Grundschichtigen, Grundständigen« gefolgt, wie sie allesamt (Martin Scharfe hat das nach wie vor gültig auf den Punkt gebracht) »keine analytischen, sondern dezisionistische Kategorien« sind und derart bloß »apriori-Wissen [vermitteln]«.⁷

Dieser thematischen Kontinuität entspricht auch die der intendierten Verwertung solchen volkskundlichen Wissens: Wenn etwa dem Beitrag von Franz Lipp⁸ über die »Geschichte und landschaftliche Gliederung der österreichischen Volkstracht« einige Schnittmusterbögen für

4 Ebd., S. 7 (Schmied-Scholze: Brauchtum und Glaube).

5 Ebd., S. 383 (Haiding: Das Spielgut des Kindes und der ländlichen Erwachsenen).

6 Ebd., S. 70 (Pöttler: Siedeln und Bauen).

7 Martin Scharfe: Kritik des Kanons. In: Klaus Geiger, Utz Jeggle, Gottfried Korff (Red.): Abschied vom Volksleben (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 27). Tübingen 1970, S. 74–84, hier S. 77.

8 Zu Lipp, der 1939 die volkskundliche Abteilung des Oberösterreichischen Landesmuseums aufzubauen begann, nach Kriegseinsatz ab 1945/46 wieder dort arbeitete und 1975 bis 1978 Direktor des Oberösterreichischen Landesmuseums war, siehe nun Andrea Euler, Bernhard Prokisch (Red.): Der Volkskundler Franz C. Lipp (1913–2002). Beiträge zu Leben und Werk (= Studien zur Kulturgeschichte Oberösterreichs, 39). Linz 2015.

oberösterreichische Leibkittel aus den zeitgleich (und bis in die 1960er Jahre) vom »Wirtschaftsförderungsinstitut der Kammer der gewerblichen Wirtschaft« herausgegebenen und finanzierten Trachtenmappen⁹ beigelegt werden, so knüpft diese Allianz volkskundlicher Interessen mit staatlicher Gewerbeförderung nahtlos an die Trachtenerneuerungsbewegung der Ersten Republik an, die der Grazer Volkskundler und Volksbildner Viktor Geramb in den 1930er Jahren in Form von »Richtlinien für die Trachtenpflege in Österreich« im Auftrag der »Zentralstelle für Volksbildung« des damaligen Unterrichtsministeriums¹⁰ festgeschrieben und in seinem steirischen »Heimatwerk« als »Beratungs-, Vermittlungs- und Verkaufsstelle für Volkstracht und Volkskunst« in die Praxis umgesetzt hat – und der auch in der Wiener Laudongasse in einer dem Österreichischen Museum für Volkskunde angeschlossenen »Geschäfts- und Beratungsstelle« für die »Volksechtheit« einschlägiger Produkte nachgekommen wurde.¹¹

Solche »angewandte Volkskunde« – wie sie als Vermittlerin eines neuen Heimat-Bewusstseins in der jungen Zweiten Republik durchaus gefragt war – begegnet auch bereits im Titel des Beitrags von Ilka Peter, in dem »Volkstanz in Theorie und Praxis«, konkret durch detaillierte choreographische Tanzbeschreibungen, vermittelt werden sollte – und zwar nicht nur »einem kleinen Kreis von ohnedies schon Tanzwilligen«, sondern mit dem Ziel, »eine Steigerung des geselligen Lebens« anzuregen und so die Menschen »stärker an das Ursprüngliche und Natürliche [zu binden]«. ¹² Womit wir ebenfalls nicht weit von den volk(s)bildnerischen Agenden der Ersten Republik und deren »Volkstumspflege« wären, wie sie nach dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie der Entwicklung und Festigung eines nationalen Selbstbewusstseins dienen sollte.

9 Oberösterreichische Trachten. Erneuert und zusammengestellt von Dr. Franz Lipp. Vorlagen für die zeitgemäße und echte Tracht in Oberösterreich. 5 Folgen, Linz 1951–1960.

10 Österreichischer Verband für Heimatpflege (Hg.): Richtlinien für die Trachtenpflege in Österreich (=Schriften für den Volksbildner, 33). Wien 1937.

11 Birgit Jöhler, Magdalena Puchberger: »...erlebnismäßigen Zusammenhang mit dem Volke«. Volkskunde in der Laudongasse zwischen Elite und Volksbewegung. In: Brigitta Schmidt-Lauber, Klara Löffler, Ana Rogojanu, Jens Wietschorke (Hg.): Wiener Urbanitäten. Kulturwissenschaftliche Ansichten einer Stadt (=Ethnographie des Alltags, 1). Wien, Köln, Weimar 2013, S. 68–93, bes. S. 82–90.

12 Mais (Hg.) 1952 (wie Anm. 3), S. 360 f.

Auch in personeller Hinsicht zeigen sich in der »Volkskunde für Jedermann« so manche Kontinuitäten – wenn auch Karl Magnus Klier in seiner Rezension von einem Gemeinschaftswerk »meist jüngerer und beamteter Fachleute« spricht.¹³ Denn einige dieser »Fachleute« waren ja schon lange im Geschäft, so etwa der über »Volkslied und Volksmusik« handelnde Georg Kotek (Jahrgang 1889), Jurist, Volksliedsammler, langjähriger Mitherausgeber der Zeitschrift »Das deutsche Volkslied«, des heutigen »Jahrbuchs des österreichischen Volksliedwerkes«¹⁴ und Initiator des von der RAVAG ausgestrahlten Volksliedersingens.¹⁵ Und einige waren seinerzeit, also vor 1945, auch durchaus einschlägig »beamtet« gewesen – und das vereinzelt auch in politisch-ideologischer Hinsicht. So beispielsweise Karl Haiding (Jahrgang 1906), der von 1939 bis 1945 einer der wichtigsten Verbindungsmänner zwischen Berlin und Wien im Rahmen der 1937 gegründeten parteiamtlichen »Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Volkskunde« und bis Kriegsende Leiter der Forschungsstelle »Spiel und Spruch« der »Hohen Schule der NSDAP in Vorbereitung« in Stift Rein bei Graz gewesen ist – eine Position, die ihn offenbar für das Kapitel über »Das Spielgut des Kindes und der ländlichen Erwachsenen« prädestinierte. Zur Zeit der Abfassung seines Beitrags war Haiding allerdings »vorerst berufsfremd« (wie es in einem biographischen Artikel heißt¹⁶) tätig, konnte aber bald wieder publizieren, wurde 1955 Leiter des Landschaftsmuseums Schloss Trautenfels und kam später als Honorarprofessor an der Grazer Universität auch zu akademischen Ehren.

13 Karl M. Klier: Rezension »Österreichische Volkskunde für jedermann«. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 56/7, 1953, S. 64 f.

14 Leopold Schmidt: Georg Kotek †. In: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, 27, 1978, S. 154 f.

15 Georg Kotek: Die Ravag und der Deutsche Volksgesang-Verein in Wien. Ein Jahrzehnt gemeinsamer Volksliedarbeit. In: Das deutsche Volkslied, 36, 1934, S. 117–119. Weitere Literatur bei Walter Deutsch, Helga Thiel: Die Volksliedersingen der Ravag in Oberösterreich (=Oberösterreichische Schriften zur Volksmusik, 15). Linz 2014, v.a. S. 13–16.

16 Elfriede Moser-Rath: Haiding, Karl. In: Enzyklopädie des Märchens, 6. Berlin, New York 1990, Sp. 383–385 (Nach 1945 war Haiding zunächst in »für seine geistigen Qualitäten niederwertigen Arbeiten«, etwa beim Bau der Dachsteinsseilbahn, beschäftigt, Sp. 384). Die Aktivitäten Haidings vor 1945 sind anschaulich dargestellt von Doris Sauer: Erinnerungen: Karl Haiding und die Forschungsstelle »Spiel und Spruch« (=Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse, 6). Wien 1993.

Oder auch die schon genannte Ilka Peter (geb. 1903), gelernte Tanzpädagogin und penible Aufzeichnerin unterschiedlicher volkskundlicher Themen, die es immerhin nach 1938 verstanden hatte, »an die nun nationalsozialistisch organisierten künstlerischen Ausbildungsstätten¹⁷ beruflich anzudocken«¹⁸ – und die bereits in den 1930er Jahren Protagonistin einer staatlich geförderten »urbanen Heimatkultur« gewesen ist¹⁹ und nach 1945 in ihren Forschungs- und Schulungsaktivitäten eine »Wiener Volkstanzkultur«²⁰ fortzuführen suchte.

Doch soll hier im Weiteren nur kursorisch auf die Autorinnen und Autoren der »Volkskunde für Jedermann« eingegangen werden – von denen einige übrigens tatsächlich erst am Anfang ihrer facheinschlägigen Karriere standen. So Elfriede Rath (später Moser-Rath, geb. 1926), die nach ihrer Zeit als Assistentin Leopold Schmidts im Wiener Volkskundemuseum (1951–55) an verschiedenen Forschungsprojekten der Deutschen Forschungsgemeinschaft mitgewirkt hat und schließlich als Angehörige des Seminars für Volkskunde der Universität Göttingen u.a. Mitherausgeberin der Zeitschrift »Fabula« gewesen ist.²¹ Oder Viktor Herbert Pöttler, der 1948 bei Geramb als Voluntär am Steirischen Volkskundemuseum begonnen hatte, 1952, also zum Zeitpunkt des Erscheinens der »Volkskunde für Jedermann«, Referent für die bäuerlichen Fortbildungsschulen des Landes Steiermark war und dann 1961

17 Genannt werden das »Schauspiel- und Regieseminar Schönbrunn« (vor- und nachmals »Max Reinhardt Seminar«), die »Staatsakademie für Musik und darstellende Kunst« und die »Musikschule der Stadt Wien«.

18 Iris Mochar-Kircher: Naturhafte Mehrstimmigkeit und Naturhafter Ausdruckstanz. Österreichs Volkslied- und Volkstanzforscherinnen. In: Elsbeth Wallnöfer (Hg.): Maß nehmen – Maß halten. Frauen im Fach Volkskunde. Wien, Köln, Weimar 2008, S. 184–202, hier S. 193. Zu Peter s. u. a. auch Herbert Lager: Ilka Peter. In: Ilka Peter: Tanzbeschreibungen – Tanzforschung. Gesammelte Volkstanzstudien. Wien 1983, S. 11–13; Michaela Brodl: Professor Ilka Peter. 23.8.1903 (Budapest) – 23.1.1999 (Wien). In: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, 48, 1999, S. 312–314.

19 Magdalena Puchberger: Urbane Heimatkultur als ideologische und soziale Schnittstelle in der Ersten österreichischen Republik. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 66/115, 2012, S. 293–324.

20 Jöhler, Puchberger 2013 (wie Anm. 11), S. 70–82.

21 Ingrid Tomkowiak: Moser-Rath, Elfriede. In: Enzyklopädie des Märchens, 9. Berlin, New York 1999, Sp. 939–943.

das Österreichische Freilichtmuseums in Stübing gründete.²² Oder auch weniger bekannte Autorinnen wie Erika Hubatschek (geb. 1917), die nach dem Studium der Geografie und Volkskunde in Graz und Innsbruck zeitlebens Gymnasiallehrerin war und später vor allem durch ihre auf internationalen Ausstellungen gezeigten und in mehreren Bänden publizierten photographischen Dokumentationen zum bergbäuerlichen Leben und Arbeiten zu Recht Beachtung gefunden hat – ein Thema, zu dem sie 1940 auch promovierte²³ und das auch im Mittelpunkt ihres Beitrags zu »Arbeit und Gerät« steht. Oder, ein letztes Beispiel²⁴, Herta Schmied-Scholze (Jahrgang 1921), die nach ihrem Debüt in der »Volkskunde für Jedermann«, wo sie über »Brauchtum und Glaube« schrieb, im Fach nichts mehr publiziert hat und vor ihrem frühen Tod 1967²⁵ als Bibliothekarin zunächst an der Nationalbibliothek, dann an Bibliothek der Akademie der Bildenden Künste tätig war. Scholze hatte nebenberuflich seit 1943 Völkerkunde und Volkskunde studiert und 1948 über den »Geschlechtswechsel im österreichischen Brauchtum« bei Leopold Schmidt dissertiert²⁶ – womit auch schon der einzige Bezug des damaligen Direktors des Österreichischen Museums für Volkskunde zur »Volkskunde für Jedermann« genannt ist.

Dass Schmidt an diesem Versuch einer Gesamtdarstellung²⁷ des damaligen volkskundlichen Wissensbestandes nicht beteiligt war, ist

- 22 Helmut Eberhart: Viktor Herbert Pöttler (21.12.1924–7.8.2013). In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 67/116, 2013, S. 522–527.
- 23 Erika Hubatschek: Almen und Bergmähder im oberen Lungau. Innsbruck 1950 (2. Auflage Innsbruck 1987).
- 24 Nur in der Anmerkung seien als bisher nicht erwähnt genannt der langjährige Leiter des oberösterreichischen Heimatwerkes Helmuth Huemer (1927–1996, Beitrag über »Volksschauspiel«) und der Dialektologe und Mitarbeiter in der »Bayrisch-österreichischen Wörterbuchkanzlei« Franz Roitinger (1906–1968, Beitrag »Die Volkssprache«). S. dazu Franz Carl Lipp: Dr. Helmuth Huemer – ein Leben für das Heimatwerk. In: Volkskunst heute, 2/1996, S. 26 f; A. Pischinger: Dr. Franz Roitinger †. In: Oberösterreichische Heimatblätter, 22/1, 1968, S. 101 f.
- 25 »Dr. Hertha Schmied, Bestattungsdatum 8.8. 1967, Friedhof Baumgarten«. Friedhöfe Wien: Verstorbenensuche, <http://www.friedhofewien.at>.
- 26 Promoviert am 24. Juni 1948. Referenten waren neben Schmidt der Völkerkundler Wilhelm Koppers. Curriculum vitae. In: Herta Scholze: Geschlechtswechsel im österreichischen Brauchtum. Univ. Diss. Wien 1948.
- 27 Der man in dieser Hinsicht etwa die Summa von Will-Erich Peuckert und Otto Lauffer (Volkskunde. Quellen und Forschungen seit 1930. Bern 1951) oder – für die

jedenfalls verwunderlich – immerhin haben wir in ihm einen der damals renommiertesten und bekanntesten österreichischen Fachvertreter vor uns. Über den Grund für diese Absenz kann man nur spekulieren. Persönliche Zwiſtigkeiten mit dem Herausgeber Adolf Mais, von denen noch die Rede sein wird, können für die Zeit der Entstehung bzw. des Erscheinens des Buches noch ausgeschlossen werden. Und so mag es daran liegen, dass die »Österreichische Volkskunde für Jedermann«, die übrigens insgesamt recht »bundesland-lastig« ausgefallen ist, im Zusammenhang mit einem kultur- und gesellschaftspolitischen Einsatz des Faches zu sehen ist, dem Schmidt zeitlebens reserviert begegnete. Denn dieser Sammelband, als eine »volkstümliche Darstellung unserer Volkskultur« auf den Markt gebracht, fügte sich in die Reihe jener halboffiziellen apologetisch-glorifizierenden Publikationen der Jahre vor dem Staatsvertrag, wie sie etwa vom »Österreichischen Bundesverlag« oder von der Österreichischen Staatsdruckerei²⁸ oder auch von kleineren Verlagen (wie eben dem »Pro domo Verlag«²⁹) herausgebracht wurden und in denen sich die politische Funktionalisierung volkskundlich kanonisierter Thematik bei der Formierung und Betonung der nationalen Eigenständigkeit der ehemaligen Ostmark zeigt.³⁰ Damit steht die »Volkskunde für

Vorkriegszeit – von Adolf Spamer (Die deutsche Volkskunde. 2. Bde., Leipzig 1934) zur Seite stellen könnte.

- 28 Bestes Beispiel ist etwa das 1948 im Auftrag des Bundespressedienstes im Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei herausgegebene »Österreich-Buch«. Ernst Marboe: Das Österreich-Buch. Wien 1948.
- 29 In dieser »Verlagsbuchhandlung« – gegründet 1951 von der »Kriegerswitwe« Maria A. Petricek, aus dem Gewereregister gelöscht am 4.2.1990, dem Todestag der Gewerbeberechtigten – sind zeitgleich weitere einschlägige Publikationen erschienen, etwa Karl Haiding: Österreichs Märchenschatz. Ein Hausbuch für jung und alt (1953) oder Elli Zenker-Starzacher: Es war einmal... Deutsche Märchen aus dem Schildgebirge und dem Buchenwald (1956). Der »Pro domo-Verlag« verstand sich laut Ansuchen um die Verlagskonzession als auf »schöngeistiges Schrifttum und vor allem volkskundliches Schrifttum« ausgerichtet. Siehe dazu Firmenakt »Verlagsbuchhandlung Maria A. Petricek – Pro Domo-Verlag Wien«, Wirtschaftskammer Österreich – Archiv, Bestand: Archiv Fachgruppe Buch- und Medienwirtschaft Wien.
- 30 Herbert Nikitsch: Volkskunde in Österreich nach 1945. In: Petr Lozoviuk, Johannes Moser (Hg.): Probleme und Perspektiven der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Fachgeschichtsschreibung (=Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, 7). Dresden 2005, S. 79–101, hier S. 86.

Jedermann« auch für jene Richtung des Faches, die der österreichischen Volkskunde auch der Nachkriegszeit ein ganz spezifisches Gepräge gegeben hat – also für eine Art Volkskunde, die vor allem »öffentliche Kulturäußerung zwischen Akademie und prospektivem Lebensstilentwurf«³¹ gewesen ist. Und so dokumentiert diese den Rahmen des Vorkriegskanons nicht überschreitende »volkstümlichen Darstellung« nicht nur die Assimilationsfähigkeit seinerzeit herkömmlicher volkskundlicher Themenfelder an gewandelte politische Zeitströmungen, sondern auch jenen restaurativen Rückgriff auf Denk- und Institutionsformen der Ersten Republik im Sinne einer »Re-Austrifizierung«³², von dem die Zweite Republik lange Zeit geprägt worden ist.

Soviel zum Blick auf die Kontinuitäten volkskundlichen Wissens, wie sie in dem hier exemplarisch bemühten Buch deutlich werden. Ein anderer Blick, ein Blick auf einen (zumindest potentiellen) Seitenweg in der volkskundlichen Wissensproduktion, erschließt eine andere Assoziationsmöglichkeit – und führt zum Herausgeber, zu Adolf Mais.

Adolf Mais

Adolf Mais (1914–1982) war, wie Leopold Schmidt in seiner Geschichte des Wiener Volkskundemuseums schreibt, in der Laudongasse »hauptsächlich für die osteuropäischen Bestände angestellt worden«³³ – und dafür war er auch von Herkunft und Ausbildung her prädestiniert. Mais³⁴, der bereits von seine Familie her die tschechische Sprache

31 Bernhard Tschofen: »Ich schwelgte und photographierte«. Richard Wolfram – Volkskunde im Geiste des »Photostoßtrupps«. In: Fotogeschichte. Zeitschrift zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie, 82, 2001, S. 27–32, S. 31.

32 Reinhard Sieder, Heinz Steinert, Emmerich Tálos: Wirtschaft, Gesellschaft und Politik in der Zweiten Republik. In: Dies. (Hg.): Österreich 1945–1995. Gesellschaft, Politik, Kultur (=Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, 60). Wien 1995, S. 9–32, bes. S. 16 f.

33 Leopold Schmidt: Das Österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wesen eines Wiener Museums (=Österreich-Reihe, 98/100). Wien 1960, S. 98.

34 Zur Biographie s. Richard Pittioni: Adolf Mais †. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 37/86, 1983, S. 40 f.; Schriftenverzeichnis Dr. Adolf Mais erstellt von Klaus Gottschall, ebd., S. 42–51; Michael Martischinig: Adolf Mais (1914–1982). In: Burgenländische Heimatblätter, 45/1, 1983, S. 1–8 (mit Porträt).

beherrschte und später seine Kenntnisse verschiedener slawischer Sprachen beträchtlich erweiterte, hatte ab 1934 Völkerkunde, Volkskunde und Urgeschichte studiert und nach kriegsbedingter Unterbrechung³⁵ 1947 bei den Völkerkundlern Dominik Josef Wölfel und Wilhelm Koppers über die Transhumanz in den Balkanländern, konkret über »Die serbokroatischen Ziehbauern. Eine volkskundliche Darstellung als Beitrag zur Frage der Ziehbauernkultur«, dissertiert – eine Thematik, die Wölfel in einem noch vor Abschluss der Dissertation verfassten Empfehlungsschreiben für Mais an die Direktion des Museums für Volkskunde (also damals, 1946, an den Gymnasiallehrer Heinrich Jungwirth, der 1945 bis 1951 die provisorische Leitung des Hauses innehatte) ausdrücklich hervorhebt: »Herr Mais ist hinter sehr wichtigen, bisher in ihrer wahren Tragweite noch wenig bearbeiteten Problemen der Volkskunde und Völkerkunde her. Er kennt für die Volkskunde wichtige Gebiete aus eigener Anschauung, beherrscht die Sprachen dieser Gebiete und hat damit die Literatur zugänglich. [...] Es wäre im Interesse der Volkskunde und der Völkerkunde, wenn ihm die Möglichkeit geboten würde, diese Wissenschaften im Hauptberufe und an einem Institut auszuüben, das wie das Wiener Museum für Volkskunde über so reiche Bestände an Objekten und Büchern verfügt.«³⁶

Mit diesem Hinweis auf die »reichen Bestände« spielt Wölfel auf jenen geographischen und thematischen Ausgriff an, der im Wiener Volkskundemuseum schon früh angelegt war, nämlich durch jene »Vergleichssammlung«, wie sie die Museumsgründer angeregt haben. Wobei hier keine langen Reminiszenzen an die Anfänge der Wiener Volkskunde in der Laudongasse nötig sind – also weder an die damaligen geopolitisch determinierten weiten, auf den gesamten cisleithanischen Raum zielenden Sammlungsinteressen und -intentionen noch an die damit einhergehende disziplinäre Gemengelage, wie sie sich etwa in jener Rede

35 »Vom November 1938 bis Mai 1945 war ich ununterbrochen eingerückt. Mein Dienstgrad war Oberfeldwebel. Eine zeitweilige Versetzung nach Wien im Jahr 1941 benutzte ich zur Ablegung der Ergänzungsprüfung aus Latein. Nach meiner Heimkehr im Oktober 1945 inskribierte ich noch zwei Semester an der philosophischen Fakultät. Am 27. Juni 1946 erhielt ich das Absolutorium der Wiener Universität.« Lebenslauf vom 2. Juli 1946, Personalakt Mais, Archiv des Österreichischen Museums für Volkskunde (ÖMV, PA Mais).

36 Schreiben von Wölfel an Direktion vom 11.10.1946 (ÖMV, PA Mais).

von einer »europäischen Völkerkunde« oder »europäischen Volkskunde« oder »Volkskunde Europas« manifestierte, die sich noch Jahrzehnte später in Publikationen von Michael und Arthur Haberlandt findet – zu einer Zeit also, als mit dem Ersten Weltkrieg ein »vordem gemeinsamer volkskundlich-völkerkundlicher europäischer Forschungsraum [bereits] nachhaltig beschränkt«³⁷ worden war.

Diese »eigenwillige Vorgeschichte einer aktuellen Europäischen Ethnologie«³⁸ wurde schon beschrieben und als ein anderer wissenschaftlicher Seitenweg jener »merkwürdigen deutschen Sonderdisziplin«³⁹ gegenübergestellt, also der national perspektivierten Volkskunde, wie sie in Deutschland von Anfang an und nach 1918 auch in der klein gewordenen Republik Österreich dominiert hat. Dabei wurde auch deutlich gemacht, dass dieser Seitenweg damals, als Österreich noch das multi-ethnische Cisleithanien der Doppelmonarchie gewesen ist, vor allem in Richtung jener geographischen und thematischen »Osterweiterung« gezielt hat, die spätestens im Zuge der ethnographischen Flankierung der militärische Ausgriffe und Besetzungen während des Ersten Weltkriegs zu jener »Balkankompetenz« führte, die die damalige österreichische Volkskunde für sich in Anspruch nahm.⁴⁰ Mit einschlägiger lokaler Datensammlung und der vergleichenden Deutung der besetzten Balkangebiete – die ambivalent einerseits als von »zivilisatorischer Rückständigkeit«, andererseits als von »unverfälschtem volksmäßigen Wesen« geprägt gesehen wurden⁴¹ – konnte sich diese Volkskunde ein disziplin-generierendes Programm geben – ein Programm, das freilich im Weiteren mit der Betonung des Führungsanspruches der Deutschen in der Monarchie eine immer stärkere »germanozentrische« Färbung annahm und nach dem Ersten Weltkrieg gerade jenem »Entwicklungsprinzip der

37 Reinhard Johler: Auf der Suche nach dem »anderen« Europa: Eugenie Goldstern und die Wiener »Völkerkunde Europas«. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 59/108, 2005, S. 151–164, hier S. 151.

38 Ebd., S. 154.

39 Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat. München 1983, S. 522.

40 Christian Marchetti: Balkanexpedition. Die Kriegserfahrung der österreichischen Volkskunde – eine historisch-ethnographische Erkundung (=Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 112). Tübingen 2013, S. 411.

41 Ebd.

Nationalität« huldigte, das Michael Haberlandt »Zum Beginn« seiner Vereins- und Museumsgründung expressis verbis ausgeschlossen hatte.⁴²

Wenn nun Adolf Mais – um auf diesen regional-historisch interessierten⁴³ Völkerkundler, als den man ihn kurz charakterisieren könnte, zurückzukommen – einige Jahrzehnte später, nämlich von den 1950er Jahren an und mit immer stärkerer Urgenz bis in die frühen 1970er Jahre und schließlich erfolgreich den »Plan für ein Museum Osteuropäischer Volkskulturen«⁴⁴ ventilierte, so wandte er sich damit gegen eben jenes nationale »Entwicklungsprincip«, das eine zunehmend auf »Deutsches« zielende und dann »völkisch« orientierte Volkskunde sich zur Maxime gemacht hatte und dem auch in der österreichischen Nachkriegsvolkskunde wenngleich in reduzierter Form gefolgt wurde. Und er knüpfte zugleich an museologische Vorstellungen jener österreichischen Völkerkunde an, wie sie sich in den Vergleichssammlungen des Volkskundemuseums dokumentiert hatten.

Die Rede ist hier freilich nicht von Adolf Mais als dem Herausgeber der »Volkskunde für Jedermann«, sondern von jenem Adolf Mais, der etwa ab dessen ersten Jahrgang 1952 (bis 1972) das »Mitteilungsblatt der Museen Österreichs«⁴⁵ als »verantwortlicher Schriftleiter« betreute, der langjähriger Präsident des Vereins »Freunde der Völkerkunde« war, den ab den frühen 50er Jahren Studienreisen beispielsweise nach Rumänien, nach Russland, nach Polen geführt haben⁴⁶, der über »Volkskunde

42 Michael Haberlandt: Zum Beginn! In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde, 1, 1895, S. 1–3.

43 Genannt sei bei dieser Gelegenheit die Abhandlung Adolf Mais: Die Gruftbestattungen zu St. Michael in Wien. In: Leopold Schmidt (Hg.): Kultur und Volk. Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz. Festschrift für Gustav Gugitz zum achtzigsten Geburtstag. Wien 1954, S. 245–273.

44 Adolf Mais: Der Plan für ein Museum Osteuropäischer Volkskulturen. Das Ostmuseum und das Schloß Prinz Eugen. In: Österreichische Osthefte der Arbeitsgemeinschaft Ost, 5, 1963, S. 166–170.

45 Zunächst vom »Verband österreichischer Geschichtsvereine«, ab 1982 vom »Österreichischen Museumsbund« herausgegeben; als Folgepublikationsreihe kann die seit 1989/90 erscheinende Zeitschrift »Neues Museum« gesehen werden.

46 Die auch von einer Reihe von Publikationen flankiert waren; s. beispielsweise Adolf Mais: Die volkskundlichen Museen Osteuropas der Gegenwart. Beobachtungen und Ergebnisse einiger Studienreisen. In: Österreichische Osthefte der Arbeitsgemeinschaft Ost, 3, 1961, S. 281–290.

der nationalen Minderheiten Österreichs« arbeitete⁴⁷, der im Wiener Volkskundemuseum die ins Depot gewanderten Objekte der »Sammlung osteuropäischer Kulturen« in einigen Sonderausstellungen wieder hervorholte⁴⁸ und schließlich mit der Gründung des »Ethnographischen Museums für Ost- und Südosteuropa« in Schloss Kittsee dauerhaft an die Öffentlichkeit brachte. Wobei gerade in der Konsequenz, mit der Mais seinen Plan verwirklichte, wohl zumindest ein Grund für das allmählich getrübt Verhältnis zu seinem Dienstvorgesetzten Leopold Schmidt zu sehen ist – ein Verhältnis, das spätestens Ende der 50er Jahre an seinem Tiefpunkt angelangt war.

Dabei hatten die beiden zunächst durchaus harmoniert. Immerhin hat Schmidt die Anstellung von Adolf Mais – zunächst als provisorische wissenschaftliche Hilfskraft, dann als vollbeschäftigten Vertragsbediensteten und schließlich als systematisierten Assistenten des Museums⁴⁹ – »auf das wärmste befürwortet«⁵⁰ und dann auch etwa dessen Beförderung zum Kustos 2. Klasse mit Hinweis auf »seine sehr gute Dienstleistung« und seine »Qualifikation« beantragt und dabei betont, dass sich »Dr. Mais wirklich sehr [bemüht], allen Anforderungen zu entsprechen.«⁵¹ Und Schmidt hat anfangs auch die verschiedentlichen Ansuchen seines Mitarbeiters unterstützt, etwa um Erlaubnis diverser Grabungen, wie sie Mais – der, so Richard Pittioni in seinem Nachruf, auch der »volkskundlichen Archäologie [...] den Weg bereitete [...] und dabei viel Neues an Material und Einsichten zu sammeln vermochte«⁵² – des Öfteren an

47 Und für dieses Arbeitsvorhaben 1956 den Förderungspreis des »Theodor-Körner-Stiftungsfonds zur Förderung von Wissenschaft und Kunst« erhielt; Mitteilung Mais an die Direktion vom 23. April 1956 (ÖMV, PA Mais).

48 Die erste dieser Ausstellungsfolge ist dokumentiert bei Adolf Mais: Sonderausstellungsreihe »Aus der Volkskultur der Ost- und Südostgebiete der ehemaligen Donaumonarchie«. Volksinstrumente der Balkanländer. Katalog. Wien 1969.

49 Siehe »Formel für die Pflichtangelobung«, unterzeichnet von Jungwirth und Mais, vom 7. März 1951 und »Antrag auf Pragmatisierung des Vertragsbediensteten Dr. Adolf Mais« vom 23. April 1952; »Diensteid«, unterfertigt von Schmidt und Mais am 30. Juni 1952 (ÖMV, PA Mais).

50 Schreiben Schmidt an das Bundesministerium für Unterricht bez. »Definitivklärung« vom 12. Februar 1954 (ÖMV, PA Mais).

51 Schreiben Schmidt an das Bundesministerium für Unterricht bez. »Beförderung Dr. Adolf Mais zum Kustos II. Kl.« vom 22. Juni 1954 (ÖMV, PA Mais).

52 Pittioni 1983 (wie Anm. 34), S. 41. Siehe etwa Adolf Mais: Der Kellerfund von Kittsee. Kittsee 1981.

das Bundesdenkmalamt richtete. Oder die wiederholten Ansuchen um Gehaltsvorschüsse an das Unterrichtsministerium, sei es zur Anschaffung und Ergänzung seiner »photographischen Ausrüstung«⁵³, sei es um Sonderurlaub für die schon erwähnten Studienreisen.

Doch mit der Zeit wurde der Ton zwischen den beiden zunehmend rauer – die Tatsache, dass Mais anno 1958 nach Saalfelden zur Gründung des »Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde«⁵⁴ gefahren ist⁵⁵, jener klar gegen Schmidt und dessen Wiener Zentralisierungsbestrebungen im Fach gerichteten Institution, wird da nicht gerade besänftigend gewirkt haben. So wandte sich Schmidt etwa (wenngleich vergeblich) gegen die Beförderung seines Assistenten zum Kustos 1. Klasse – und schließlich kulminierte das Ganze in einem Antrag Schmidts auf Versetzung seines Mitarbeiters.⁵⁶

Mögliche persönliche Hintergründe dieses Zerwürfnisses gehen aus den Unterlagen nicht recht hervor, und sie sollen hier auch nicht interessieren. Bemerkenswert ist eher, wie sie ausgetragen wurden – denn das wirft ein Licht nicht nur auf die Akteure, sondern auch auf den zeitpolitisch geprägten disziplinären Kontext dieser Auseinandersetzung. Recht deutlich wird dieser Kontext etwa in der Stellungnahme Schmidts zu einem neuerlichen Ansuchen von Mais um einen Sonderurlaub zwecks Studienreise nach Polen im September 1960 inklusive der Teilnahme an einer »internationalen Konferenz über die Probleme Pommerns«. Dies komme, so Schmidt, »höchstens als Privatperson in Betracht«. Denn »da es sich um Probleme im deutschen Ostgebiete handelt, würde die offizielle Teilnahme eines deutschsprachigen Vertreters, auch aus Österreich, in Deutschland zweifellos als Unfreundlichkeit aufgefaßt werden. Angesichts der ausgezeichneten Beziehungen unseres Museums zu den deutschen Kollegen sieht sich die gefertigte Direktion gezwungen, die

53 Schreiben Mais an das Bundesministerium für Unterricht vom 30. Juli 1954 (ÖMV, PA Mais).

54 N.N.: Österreichischer Fachverband für Volkskunde konstituiert. In: Kulturberichte aus Niederösterreich. Beilage der »amtlichen Nachrichten der N.Ö. Landesregierung«, 4, 1958, S. 29.

55 Schreiben des Bundesministeriums für Unterricht an die Museumsleitung bez. »Dr. Adolf Mais, Kustos 2. Kl. Dienstreise nach Saalfelden« vom 18. März 1958 (ÖMV, PA Mais).

56 Schreiben Schmidt an das Bundesministerium für Unterricht bez. »Antrag auf Versetzung Dr. Mais« vom 2. September 1960 (ÖMV, PA Mais).

Entscheidung in diesem Fall ganz dem Bundesministerium für Unterricht anheimstellen zu müssen.«⁵⁷

Wird hier noch gewissermaßen fachintern – wenngleich deutlich unter den Vorzeichen des gerade virulenter werdenden Kalten Krieges – argumentiert, so wird im weiteren der Ton immer persönlicher, und in dem wenige Wochen später an das Unterrichtsministerium eingereichten Antrag auf Versetzung des Kustos Alois Mais zieht Schmidt alle Register der – zuweilen schon denunziatorisch anmutenden – Anwürfe gegenüber Mais: Von allgemeinen Zweifeln an dessen »staatsbürgerlichem Verhalten« über konkrete Vorwürfe hinsichtlich der Propagierung »kommunistischer Werbeveranstaltungen« oder »antisemitischer« Äußerungen bis zu psychologisch argumentierenden Hinweisen auf seinen »maßlosen persönlichen Geltungstrieb« reicht die Palette. All diese Vorhaltungen – die da in einer mehrseitigen Begründung des Antrags auf Versetzung vorgebracht⁵⁸ und dann in ausführlichen Erklärungen des Beschuldigten zurückgewiesen wurden und in einer weiteren Stellungnahme zu diesen Erklärungen als haltlos zurückgenommen bzw. auf die resümierende Attestierung »grober Taktlosigkeiten«⁵⁹ reduziert werden mussten – mögen als Beispiel eines seinerzeit menschlich-allzumenschlichen hausinternen Betriebs kaum einen Seitenblick wert sein. Und wichtiger ist jedenfalls der eigentliche Vorwurf der Musemsleitung an ihren Mitarbeiter, ein Vorwurf, den Schmidt allerdings nur nebenbei macht: »Dazu kommt, daß Dr. Mais auch in anderer Hinsicht seinem Geltungsdrang keine Zügel anlegen kann und anscheinend, wieder hinter dem Rücken der Direktion, versucht, ein eigenes Institut aufzuziehen. [...] Auch seine mehr oder minder mit Staatsgeldern gemachten Aufnahmen dürfte er dort deponieren. Anscheinend rechnet er damit, daß er auf irgendeine Weise die Ostabteilung des Museums selbständig machen könnte.«⁶⁰

57 Schreiben Schmidt an das Bundesministerium für Unterricht bez. »Urlaubsgesuche Dr. Mais« vom 4. Juli 1960 (ÖMV, PA Mais).

58 Schmidt: »Begründung zum Antrag auf Versetzung Dr. Adolf Mais« (ÖMV, PA Mais).

59 Schmidt: »Stellungnahme zu den Erklärung von Kustos Dr. Mais vom 9. September 1960« (ÖMV, PA Mais).

60 Begründung (wie Anm. 58).

Schmidt befürchtete also nichts weniger als die Abspaltung eines beträchtlichen Depotbestandes des Wiener Volkskundemuseums – und diese Befürchtung hatte er zurecht. Denn Mais, der wie gesagt das »Ostmaterial« des Museums zunächst in eigenen Ausstellungen ausschnittweise präsentiert hatte, betrieb seinen Plan für ein »Österreichisches Ostmuseum« mit Nachdruck – war dies doch seiner Ansicht nach »von seiten der musealen Bestände lediglich eine Raumfrage, von seiten der Ostforschung eine dringende Forderung, von seiten der ruhmreichen Tradition Österreichs eine historische Verpflichtung«. ⁶¹ Und wenn Mais, der trotz Einwand seines Chefs zunächst zum Kustos I. Klasse (1961) und 1970 zum wissenschaftlichen Oberrat ernannt wurde, später auch tatsächlich die Laudongasse verlassen hat, so anders, als Schmidt sich das vorgestellt hatte: Mit Erlass vom 27. Juni 1973 wurde Mais von Museum versetzt und »mit sofortiger Wirkung dem Verein Ethnographisches Museum subventionsweise als Leiter des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee zur Dienstleistung zugeteilt« – inklusive des für die Museumsdirektion bitteren Nachsatzes, dass »der Dienstposten des Genannten [...] weiterhin beim do. Museum gebunden [bleibt] und [...] sohin nicht neu besetzt werden [kann]«. ⁶²

Mais hatte in dieser Angelegenheit wohl auch Rückhalt auf höherer politischer Ebene. So bestellte ihn Unterrichtsminister Piffl-Perčević nicht nur »auf eigenen / meinen Vorschlag« zum »Mitglied der Disziplinarkommission bei der Finanzlandesdirektion für Wien, Niederösterreich und Burgenland [...] für das Österreichische Museum für Volkskunde« ⁶³, sondern »schaltete sich [...] mit einem sehr erfolgreichen Plan ein. Die Ostabteilung des Museums sollte jährlich zwei Sonderausstellungen unter dem gemeinsamen Obertitel »Aus der Volkskultur der Ost- und Südostgebiete der ehemaligen Donaumonarchie« veranstalten, die vom

61 Mais 1963 (wie Anm. 44), S 170. – Was die Raumfrage anlangte, fasste er, da er den »Gesamtbedarf« mit »ungefähr 40 Großräumen« veranschlagte, zunächst keine geringeren Gebäude wie das damals leer stehende Schloßhotel Cobenzl oder bevorzugt das Schloß Hof des Prinzen Eugen, das größte der Marchfeldschlösser, ins Auge, ebd., S. 169.

62 Schreiben von Bundesministerin Firnberg an die Museumsdirektion vom 27. Juni 1973 (ÖMV, PA Mais).

63 Schreiben Piffl-Perčević an Mais vom 19. Jänner 1968 (ÖMV, PA Mais).

Ministerium auch subventioniert werden sollte. [...] Hinter den Kulissen aber wurden bereits im Burgenland jene Vorbedingungen geschaffen, die für die Idee eines Ostmuseums im Zusammenspiel mit diesen Ausstellungen von entscheidender Bedeutung waren ... Schon am 9. Oktober 1969 erstellte ich den ersten Plan zur Errichtung eines Ostmuseums in Schloß Kittsee ... Auf Vorschlag von Min.-Rat Dr. Blaha wurde der endgültige Name ›Ethnographisches Museum‹ vereinbart.⁶⁴ Vermutlich spielten bei der Gründung des Ethnographischen Museums in Schloss Kittsee anno 1974 auch die zeitpolitischen Umstände insofern eine Rolle, als – die Einschätzung Christian Marchettis ist plausibel – »der Zeitpunkt der Einrichtung während des Kalten Krieges zwischen Ost und West und die damaliger ›Frontlage‹ es nahe legen, dass hier direkt an der Grenze, die Europa militärisch, ökonomisch und ideologisch trennte [...], ein Museum als Schaukasten diene, der einen Blick auf die Volkskulturen Osteuropas bieten sollte.«⁶⁵ Die weitere Geschichte dieses österreichischen »Fensters nach dem Osten und Südosten Europas«⁶⁶ ist bekannt – vom hoffnungsvollen Ansatz, »zur wissenschaftlichen Grundlage einer vergleichend arbeitenden Volkskunde« zu werden und einen Beitrag »zum Verständnis für die überlieferte kulturelle Eigenart der Völker in den österreichischen Nachbarstaaten« zu leisten⁶⁷, dem schwindenden staatlichen Interesse an solcher »musealen Grenzüberwindung«⁶⁸ nach Öffnung dieser Grenze 1989 bis zum endgültigem Versiegen der Subventionen und der Schließung im Jahr 2008.⁶⁹ Und so kann auch diese Mitteilung abgebrochen werden – mit einer letzten Bemerkung.

64 Dieses Zitat stammt aus einem knappen chronologischen Abriss aus der Feder von Adolf Mais selbst zur Gründungsgeschichte – von den ersten Sonderausstellungen der »Ostabteilung« im Wiener Museum über die Gründung des »Vereins Ethnographisches Museum Schloß Kittsee« bis zur Eröffnung der »Ständigen Schausammlung zur Volkskunde von Ost- und Südosteuropa« in Kittsee 1974. Dieser ist (lückenhaft) wiedergegeben bei Felix Schneeweis: Adolf Mais, die »Ostabteilung« des Österreichischen Museums für Volkskunde, das Ethnographische Museum Schloß Kittsee und deren Beziehungen zum ehemaligen Kronland Galizien. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 51/100, 1997, S. 523–528, hier S. 524 f.

65 Marchetti (wie Anm. 40), S. 424.

66 Klaus Beitzl, Felix Schneeweis: Das Ethnographische Museum Schloß Kittsee. In: Österreichs Museen stellen sich vor, 13, 1980, S. 31–38, S. 38.

67 Ebd.

68 Marchetti 2013 (wie Anm. 40), S. 424.

69 Matthias Beitzl: Ein Fenster schließt sich... In: neues museum, 2008/2, S. 61–64.

Ich habe die »Volkskunde für Jedermann« als Aufhänger strapaziert, um Kontinuität und Bruch des volkskundlichen Wissens in der Nachkriegszeit anzudeuten. Dabei stand die thematisierte Publikation für jenen retrospektiven Mainstream, der hierzulande bis weit in die 70er Jahre das Fach geprägt hat; ihr Herausgeber hingegen wurde zumindest zwischen den Zeilen als wengleich bescheidener Vorläufer einer nicht nur musealen, sondern auch disziplinären »Grenzüberwindung« geschildert. Hie Rück-, da Fortschritt, so könnte man also auf den ersten Blick resümieren. Doch stehen solcher fachgeschichtlichen Kategorisierung zweierlei Bedenken entgegen. Zum einen, dass beide dieser an einem Entwicklungsprozess ausgerichteten Sichtweisen, so diametral einander entgegengesetzt sie auch sein mögen, Gefahr laufen, jener »Whig Interpretation of History«⁷⁰ zu folgen, mit der schon vor langem die prinzipielle Schwierigkeit jeden (fach)historischen Bemühens bezeichnet wurde, »die Wahrnehmung der Geschichte nicht in den Selbsteutungen der Gegenwart aufgehen zu lassen«⁷¹. Und wenn damit zugleich auch die Forderung angesprochen ist, der Komplexität geschichtlicher Prozesse gerecht zu werden, so ist der zweite Grund zu gebotener Zurückhaltung angesprochen. Denn so klar und eindeutig liegen die Dinge rund um die Mais'sche Idee eines »Ostmuseums« ja nicht. Schon das Umfeld, in dem der Plan dazu zunächst ventiliert wurde, bringt auf Spuren, denen weiter nachgegangen werden müsste.⁷² Denn mit seinen Vortragsreihen, Vorlesungen und Publikationen in der »Arbeitsgemeinschaft Ost«⁷³ befand sich Mais auf einem jener institutionellen Terrains, die in der österreichischen Nachkriegszeit ihre Unebenheiten hatten – zumindest in personeller Hinsicht. So übernahm die 1958 gegründete »Arbeitsgemeinschaft Ost« »teilweise die ehemaligen Mitglieder der SOFG; ebenso auch die wenigen überlieferten Materialien wie Karten und die Übersetzungsreihe, die von der Pu-Stelle hergestellt wurden«⁷⁴ – wobei mit

70 Herbert Butterfield: *The Whig Interpretation of History*. London 1931, S. 17.

71 Ute Daniel: *Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*. Frankfurt a. M. 2006, S. 363.

72 Und auf die dankenswerterweise Birgit Johler aufmerksam gemacht hat.

73 Aus der 1964 das (2006 geschlossene) »Österreichische Ost- und Südosteuropainstitut« hervorgegangen ist.

74 Michael Fahlbusch: *Südostdeutsche Forschungsgemeinschaft*. In: Ingo Haar und ders. (Hg.): *Handbuch der völkischen Wissenschaften. Personen – Institutionen – Forschungsprogramme – Stiftungen*. München 2008, S. 688–697, hier S. 696.

den zitierten Abkürzungen die »Südostdeutsche Forschungsgemeinschaft« und deren »Publikationsstelle Wien« genannt sind und damit Schlüsseleinrichtungen jener »Südostforschung«⁷⁵, die »ein bedeutender Sektor der nationalsozialistischen Volkstums- und Vernichtungspolitik in Südosteuropa« war⁷⁶. Das wirft dann auch ein anderes Licht auf die in zornigem Rückblick gemachte Bemerkung Leopold Schmidts, dass Mais »sofort ein ganzes Museum für Ost-Volkskunde, ein Monsterinstitut, was alles gar nicht gegeben sein konnte, [wollte]«⁷⁷ – wenn auch Schmidt angesichts solchen Vorhabens nicht an einschlägige seinerzeitige Überlegungen Arthur Haberlandts gedacht haben mochte, die dieser im Jahr 1942 in einer »Denkschrift über Aufbau und Gestaltung volkskundlicher Museen im Lebensraum des Ostens« angestellt hatte.⁷⁸ Aus solchen Plänen unter nationalsozialistischer Ägide scheint auch nichts weiter geworden zu sein, wenn man davon absieht, dass man »noch in den letzten Kriegstagen des Zweiten Weltkrieges in den Schausammlungen dieses [Volkskunde]Museums einen Querschnitt durch die osteuropäische Volkskunst bestaunen [konnte]«.⁷⁹ Daneben erinnert sich Mais nur noch, dass es »seit dem Frühjahr 1946 auch eine reiche Sammeltätigkeit [gab], die die Bestände der Ostabteilung dieses Museums beachtlich vergrößerte«⁸⁰, wobei diese Sammeltätigkeit vor allem durch ihn selbst, der

75 Petra Svatek: »Wien als Tor nach dem Südosten« – Der Beitrag Wiener Geisteswissenschaftler zur Erforschung Südosteuropas während des Nationalsozialismus. In: Mitchell G. Ash, Wolfram Nieß, Ramon Pils (Hg.): Geisteswissenschaften im Nationalsozialismus. Das Beispiel der Universität Wien. Göttingen 2010, S. 111–139. Als Mitglieder der SOFG nennt Svatek u. a. Viktor Geramb und Arthur Haberlandt, S. 114.

76 Fahlbusch (wie Anm. 74).

77 Leopold Schmidt: Curriculum vitae. Mein Leben für die Volkskunde. Wien 1982, S. 196.

78 Denkschrift ueber Aufbau und Gestaltung volkskundlicher Museen im Lebensraum des Ostens«, adressiert an das Amt Volkskunde und Feiergusaltung, Berlin, unterm. Arthur Haberlandt, 10.1.1942. ÖMV, Archiv, Ktn. 28, Jän–März 1942. Freundliche Mitteilung von Birgit Johler, die aktuell zu Haberlandts »kulturpolitischer Mission im Osten« forschet. Siehe dazu auch Birgit Johler: Das Österreichische Museum für Volkskunde in Zeiten politischer Umbrüche. Erste Einblicke in eine neue Wiener Museumsgeschichte. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 62/111, 2008, S. 229–263, bes. S. 255–257.

79 Mais bei Schneeweis (wie Anm. 64), S. 524.

80 Ebd.

bereits ab 1. April 1946 als Volontär im Museum tätig war, vorangetrieben wurde.

Mais, der im Krieg laut eigener Erklärung Feldzüge auf dem Balkan, in Ungarn und der Slowakei mitgemacht hatte⁸¹ und anlässlich seiner Aufnahme in den Museumsdienst »an Eides statt [erklärte], daß ich weder der NSDAP, noch einer ihrer Gliederungen jemals angehört habe«⁸², scheint so für die nähere Betrachtung der Rolle, die die österreichische Volkskunde allgemein und das Museum in der Laudongasse im Besonderen bei der erwähnten NS-»Südostforschung« gespielt hat, nicht ins Gewicht zu fallen. Und die Tatsache, dass er seine »Volkskunde für Jedermann«, um auf diesen Ausgangspunkt noch einmal zurückzukommen, ausgerechnet in der Zeitschrift »Der getreue Eckart« annoncierte⁸³, deren Programm es war, »unseren Lebensraum vor artfremden Einflüssen [zu] schützen«⁸⁴, kann wohl fürs erste nur als Zeichen der oben ins Treffen geführten Komplexität geschichtlicher Prozesse und der Unmöglichkeit geradliniger historischer Erzählung gesehen werden.

81 Personenstandesblatt vom 15. Oktober 1946 (ÖMV, PA Mais).

82 Erklärung vom 2. Juli 1946 (ÖMV, PA Mais).

83 Adolf Mais: Österreichische Volkskunde für jedermann. In: Der getreue Eckart, 21/1, 1954, S. 42. Mais lässt hier die Einleitung seines Beitrags über Volkskunst (Mais [Hg.] 1952, wie Anm. 3, S. 145–204) abdrucken.

84 Zum Geleit! In: Der getreue Eckart, 21/1, 1954, S. 2. Zur Geschichte des »Getreuen Eckart« s. Murray G. Hall: Österreichische Verlagsgeschichte 1918–1938, Bd. II. Wien Köln 18985, S. 260–276.

neuerDings





»Industrie und Glück« – ein Tarockspiel aus Wien

Mit einem Konvolut an Gegenständen aus einem Wiener Haushalt wurden dem Volkskundemuseum Wien im Jahr 2015 auch Kinderspiele und Spielkarten für seine grafische Sammlung geschenkt.

Unter diesen Neuerwerbungen stach ein Kartenspiel mit Genreszenen besonders heraus. Es handelt sich dabei um sogenannte Industrie- und-Glück-Tarockkarten der Wiener Spielkartenfabrik Ferd. Piatnik & Söhne.¹ Bei dem kompletten Kartensatz sind noch Reste des zwischen 1900 und 1920 verwendeten österreichischen Steuerstempels auf Herz-Ass zu erkennen. Die obligatorische Stempelung diente bis nach dem Zweiten Weltkrieg als Nachweis der gesetzlichen Steuerabgabe – (Glücks)Spiele wurden schon früh vom Staat kontrolliert und lizenziert – und kann bei der Datierung helfen.² Weiters waren laut Dieter Strehl von der Firma Piatnik die auf Treff-Bube ausgewiesenen Firmenadressen »Wien, Hütteldorferstr. 227« nur zwischen 1903 und 1912 gültig und »Budapest, Rottenbillergasse 17« erst ab 1904 aktuell. Demnach wurden die Karten zwischen 1904 und 1912 produziert.³

Österreich und Kartenspiel sind wahrscheinlich nicht nur für die Kuratorin seit der Kindheit untrennbar mit diesem Firmennamen verbunden. Der aus dem ungarischen Ofen (heute Budapest) stammende Ferdinand Piatnik (1819–1885) fand nach seiner Lehrzeit Arbeit in der Kartenmalerei von Anton Moser in Wien. Nach dessen Tod im Jahr 1843 heiratete er die Witwe und führte den Betrieb unter dem Namen Piatnik weiter. Mit dem Eintritt der Söhne in die Firma im Jahre 1882 erhielt diese ihre noch heute gültige Bezeichnung. Der Familienbetrieb wuchs

- 1 Industrie-und-Glück-Tarock (ÖMV/87.529), Schema 5, 54 Blatt, Doppelbild, Lithografie, schablonenkoloriert, Rückseite ornamentales Rocaillemuster blau auf weiß, H: 12,5 cm, B: 6,8 cm.
- 2 Nicht immer wurden die Karten bereits zum Zeitpunkt ihrer Produktion gestempelt. Nach 1882 gibt der am unteren Rand der Steuerstempel ausgewiesene Wert zusätzlich Auskunft über die Anzahl und Qualität (lackiert oder waschbar) der Karten. An den vorgeschriebenen Abgaben lassen sich auch die Höhe der verkauften Spielkarten ablesen.
- 3 Dieter Strehl, Geschäftsführer der Firma Piatnik & Söhne, sei an dieser Stelle für seine Auskünfte zu den Piatnik Spielkarten im Museumsbestand gedankt.

zwischenzeitlich durch Übernahmen anderer Hersteller, Zusammenlegungen und Neugründungen. Bis heute produziert das Unternehmen in Wien für den internationalen Markt, unter anderem Faksimile-Reprints historischer Tarockkarten.

Dem Tarockieren wurde nicht nur am ländlichen Wirtshaustisch oder im Kaffeehaus gefrönt. Es war in den vornehmsten Gesellschaftskreisen beliebt und eine Leidenschaft bekannter Persönlichkeiten, darunter auch Frauen wie Marie von Ebner-Eschenbach. Es ist aber nicht unbedingt notwendig, dieses Spiel selbst zu betreiben und seine Regeln zu beherrschen, um sich für die Geschichte des Tarock zu interessieren und Gefallen an den Bildinhalten der speziell dafür verwendeten Spielkarten zu finden.⁴

Die italienischen Ursprünge eines österreichischen »Nationalspiels«

Die Anfänge des Tarockspiels werden zwischen 1430 und 1440 in Italien vermutet, erste Belege finden sich seit 1442.⁵ Verwendet wurden dafür Karten mit den klassischen italienischen Farbzeichen *spade* (»Schwenter«), *bastoni* (»Stäbe«), *coppe* (»Becher«) und *denari* (»Münzen«) – wobei hier zu erinnern ist, dass bei den Spielkarten der Begriff »Farbe« entsprechend der ursprünglichen Bedeutung dieses Wortes im Sinne von »Eigenschaft«, »Merkmal« verwendet wird und sich nicht auf die Farbgebung der Symbole bezieht. Zu den im italienischen Farbsystem verwendeten Figuren *re* (»König«), *cavallo* (»Reiter«) und *fante* (»Bube«) gesellten sich beim Tarock die *dame* (»Dame«) sowie 21 – anfänglich nicht nummerierte – *trionfi* (»Trumpfkarten«) mit allegorischen Darstellungen und eine weitere Karte mit einer Narrenfigur ohne StICKkraft. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts wurde in Italien die Bezeichnung *tarocchi* für die Trumpfkarten üblich, wovon sich wohl der deutsche Name Tarock ableitet.

4 Vgl. Wolfgang Mayr, Robert Sedlaczek: Die Kulturgeschichte des Tarockspiels. Wien 2015.

5 Hans-Joachim Alscher (Hg.): »Tarock«, mein einziges Vergnügen... Geschichte eines europäischen Kartenspiels. St. Pölten 2003 (=Kataloge des NÖ Landesmuseums, NF Nr. 442), S. 30 ff.

Von Italien ausgehend breitete sich das Tarockspiel nach Frankreich aus, wo im 16. Jahrhundert das Marseiller Tarock (Tarot de Marseille) entstand, das als richtungsweisend für die Gestaltung aller späteren Tarocks außerhalb Italiens gilt. Es umfasste 78 Karten mit italienischen Farbzeichen, wobei die Trumpfkarten durch Nummerierung eine feste Reihenfolge erhielten, ansonsten aber weiterhin geheimnisvolle Bilder aufwiesen, etwa »Papst und Päpstin«, »Tod und Teufel«, »Gerechtigkeit und Magier«, »Sonne und Mond«, um nur einige zu nennen. Die von Johann Baptist Raunacher um 1760 angefertigten Wandbespannungen im Schloss Eggenberg in Graz illustrieren, dass das Tarockspiel mit italienischen Karten in Österreich ebenfalls verbreitet war.⁶

Im Laufe des 18. Jahrhunderts konnten sich beim Tarockspiel auch in Österreich die heute allgemein verwendeten französischen Farben Pik, Kreuz (Treff), Herz und Karo durchsetzen. Sie waren einfacher und somit preiswerter zu produzieren, weil die monochromen Zeichen aufgrund ihrer fehlenden Binnenzeichnungen mit Schablonen aufgebracht werden konnten und keine geschnittenen oder gestochenen Vorlagen benötigten. Die mystischen Darstellungen italienischer Tarocks der Renaissance wurden für die Karten mit französischen Farbzeichen nicht übernommen, sondern durch neue, willkürliche Bildinhalte von eher unterhaltendem Charakter ersetzt.⁷ Beliebt waren im süddeutschen und österreichischen Raum Tarockkarten mit Tier- und Mythologiemotiven. Um 1800 kamen, entsprechend der damals herrschenden Chinabegeisterung und der Faszination des Exotischen, das »Chinesen-Meeresfabelwesen-Tarock« in Mode.

Im 19. Jahrhundert entwickelte sich eine Vielfalt an Tarockmotiven: denkwürdige Begebenheiten, Militaria, Jagd, Veduten, Humoristisches, Wiener Typen, Bühnenszenierungen und berühmte Persönlichkeiten. Die Lithografie ermöglichte zudem eine schnellere und günstigere Produktion, wodurch neue Motive in rascher Abfolge für ein breiteres Publikum hergestellt werden konnten. Somit sind die Illustrationen der Tarockkarten bisweilen als Zeitspiegel von historischen Ereignissen, aber

6 Mayr, Sedlaczek (wie Anm. 4), S. 31–33.

7 Die Verwendung der ursprünglichen Motive als okkulte und esoterische Aufschlagkarten setzte erst Ende des 18. Jahrhunderts ein. Die fremdsprachige Bezeichnung »Tarot« wird nur im deutschen Sprachraum – als Abgrenzung vom Kartenspiel – für das Kartenlegen verwendet.

auch von Modeströmungen zu sehen, wie etwa das von Ditha Moser, der Ehefrau von Kolo Moser, entworfene Jugendstiltarock im frühen Design der Wiener Werkstätte zeigt.

Die heute in Österreich handelsüblichen Kartenpakete für Tarock mit französischen Farbzeichen – und um ein solches handelt es sich bei dem hier beschriebenen – enthalten 54 Karten und werden für die Spielvarianten »Tapptarock«, »Königrufen« und »Neunzehnrufen« verwendet. Sie bestehen aus König, Dame, Reiter und Bube in allen Farben sowie den roten Farben Herz und Karo 1 bis 4 und den schwarzen Farben Kreuz und Pik 7 bis 10. Dazu kommen die 21 mit römischen Ziffern nummerierten und bebilderten Trumpfkarten sowie schließlich der Sküs oder Skys – der, vermutlich vom französischen *l'excuse* (»Entschuldigung«) abgeleitet und im Wienerischen als »Gstieß« bezeichnet, heute die höchste Trumpfkarte ist.

Das Bildprogramm der Industrie-und-Glück-Tarocks

Der Wiener Kartenmaler Johann Norbert Hofmann schuf 1815 das derzeit älteste bekannte »Industrie-und-Glück-Tarock«, also jene Variante, bei der auf Tarock-II die Devise »Industrie und Glück« an einem Felsen unter einem gekrönten Adler mit Zepter und Schwert zu lesen ist. Die Bedeutung dieser Worte ist bis heute ungeklärt, einige setzen »Industrie« mit »(Gewerbe)Fleiß« gleich, andere mit »Industrialisierung«, während der Kurator der Ausstellung »Tarock, mein einziges Vergnügen...«⁸, Hans-Joachim Alscher, die Inschrift eher als Firmenmotto (»Industrie[betrieb] und Glück[spiel]«) des »k. k. priv. Hof-Kartenfabrikanten« Johann Norbert Hofmann versteht⁹, das von anderen Herstellern in der Folge einfach übernommen worden wäre.

In dem »Industrie-und-Glück-Tarock« von 1815 fanden sich teilweise schon die Trachten- und Genreszenen der Trumpfkarten späterer Ausgaben. In der Folge bildete sich im Biedermeier unter der Bezeichnung »Industrie und Glück« ein Kartentyp heraus, der Menschen in ihren regionalen Trachten zeigte, aber auch märchenhaft-orientalische Genre-

8 Schloss Schallaburg, Mai bis November 2003.

9 Hans-Joachim Alscher: Wohl das erste »Industrie-und-Glück-Tarock«, http://members.kabsi.at/alscher/Hofmann_doc.pdf (Zugriff: 4.5.2016).



Abb. 1-6: Industrie-und-Glück-Tarock ÖMV/87,529
 Alle Abb. dieses Beitrags: Christa Knott, 2016, © ÖMV

szenen aufwies. Der Spielkartensammler Klaus Reisinger teilte 1996 die Industrie-und-Glück-Tarocks in acht zeitliche Entwicklungsstufen oder Schemata ein¹⁰, beginnend mit dem vom Wiener Spielkartenerzeuger Carl Holdhaus 1824 aufgelegten Tarock als Schema 1, dessen Trumpfkarten bereits überwiegend mit Genreszenen aus dem Kaiserreich Österreich illustriert waren. Die 2015 in die Sammlungen des Museums eingegangenen Tarockkarten gehören zu Schema 5, das etwa ab 1860 in Gebrauch kam und sich zwischen 1885 und 1939 besonderer Popularität erfreute. Unter der Bezeichnung »Kaffeehaus-Tarock« wird es noch heute von der Firma Ferd. Piatnik & Söhne produziert. Die heutige Ausgabe basiert auf einer Vorlage von Josef Neumayer aus dem Jahr 1884. Diese Jahreszahl und das Monogramm Josef Neumayers sind auch auf den neuerworbenen Karten des Volkskundemuseums zu erkennen.

Die Motive der Industrie-und-Glück-Tarocks wurden unter anderem von den Darstellungen der verschiedenen Sondertarocks beeinflusst. 1829 heißt es in der Ankündigung eines »Nationalitätentarocks« des Wiener Kartenfabrikanten Johann Georg Steiger (vormals der Betrieb von Johann Norbert Hofmann): »Auf den zwanzig Tarocks zeigen sich die verschiedenen Nationaltrachten der Stämme des Kaiserstaates in recht ansprechenden Darstellungen.«¹¹ Einige dieser »Nationaltrachten« wurden in das Bildprogramm der Industrie-und-Glück-Tarocks übernommen. Aus einem Wiener Volkstypentarock stammt wiederum das Sujet des Tiroler Teppichhändlers, das um 1830 zum Bildprogramm der Industrie-und-Glück-Tarocks hinzukam. Dieses Motiv scheint den bildlichen Darstellungen der Kaufrufe entnommen worden zu sein. Bereits im 18. Jahrhundert wurde die Welt der umherziehenden Handwerker und Wanderhändler für den bürgerlichen Blick festgehalten, und im Biedermeier erlangte diese Bilderwelt der Volkstypen auf den Mandlbogen (Ausschneidebögen) neue Beliebtheit. Bei Schema 5, also auch auf den Karten im Museumsbestand, schreitet auf Tarock-II der Teppichhändler auf die Hofburg zu, vorbei am Erzherzog-Carl-Reiterdenkmal. Vom sogenannten Chinesen-Meeresfabelwesen-Tarock wurden hingegen der Harfe spielende Harlekin und seine Kolombine mit dem Tamburin sowie der große Harlekin auf dem Sküs, der den kleineren auf der Spitze

10 Schema 1, 2, 3, 4, 5, 5/6, 6, 7, vgl. Alscher (wie Anm. 5), S. 63.

11 Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, Nr. 149 vom 12. Dezember 1829, S. 1228.

seines Hutes in seiner Hand balancieren lässt, übernommen. Allerdings erinnert nur mehr der Haarschopf des kleinen Harlekins an das frühere fernöstliche Aussehen dieser Figur.

Zeitlich fällt das Bildprogramm der Industrie-und-Glück-Tarocks zu Beginn des 19. Jahrhunderts auch in jene Zeit, in der das Bürgertum mit romantisch verklärtem Blick sein Interesse an den ländlichen Lebenswelten entdeckte und dem beginnenden Industriezeitalter diese vermeintliche Idylle entgegensetzte. Künstler und Verleger griffen dies auf und sorgten für die serielle Verbreitung von Genre- und Trachtenbildern, die nachweislich auch als Vorlage für Spielkarten dienten – aufgrund des kleineren Formats der Karten allerdings meist in vereinfachter Darstellung. So wurden die Figuren mitunter abgewandelt oder seitenverkehrt dargestellt, um für die Tarockwertbezeichnung noch genug Platz zu haben. Klaus Reisinger dokumentiert für die Karten aus dem Jahr 1824 von Carl Holdhaus (Schema 1) die Verwendung und Abänderung von Vorlagen aus dem 1804 in London erschienenen Buch *The Costume of the Hereditary States of the House of Austria* [...].¹²

In Summe erinnern bei Schema 5 manche Details zwar noch an Darstellungen in den Trachtengrafiken und Kostümwerken aus der Zeit der Monarchie, insgesamt treten die Trachtenpärchen und Figuren der orientalisches-märchenhaften Genreszenen aber immer mehr in einer operettenartigen Kostümierung auf, wodurch der Eindruck einer bühnenhaften Inszenierung entsteht. Einige Frauenfiguren scheinen eher einem Balletteusentarock entnommen worden zu sein, andere Motive lassen an die Schäferinnen der Rokokozeit denken. Die Motive machen deutlich, dass das Bildprogramm aus einem Sammelsurium verschiedener Tarockillustrationen und anderer grafischer Vorlagen hervorgegangen ist und ständigen Einflüssen und Veränderungen unterworfen war.

12 Klaus Reisinger: Die Herkunft von zwei Bildern aus dem Tarocktyp »Industrie und Glück«/Schema 1, <http://www.talon.cc/Hefte/Talono4-p043.pdf> (Zugriff: 13.5.2016). Das Buch von 1804 befindet sich unter der Inventarnummer ÖMV/78.284 auch im Bestand des Volkskundemuseums (M. Bertrand de Moleville: *The Costume of the Hereditary States of the House of Austria, displayed in fifty coloured engravings*. London 1804). Beispielsweise findet sich das im Buch abgebildete Paar aus Eger auf den Kartendarstellungen wieder.

Spielkarten im Museum – eine kurze Beschreibung der Bestände

Im Zuge der Inventarisierung der eingangs erwähnten Schenkung ergab sich die Gelegenheit, den über die Jahrzehnte gesammelten Altbestand an Spielkarten in die digitale Datenbank des Museums aufzunehmen. Dieser ist mengenmäßig zwar nicht groß, gewährt aber Einblicke in die regionale Vielfalt und Herstellung gebräuchlicher Spielkarten und Standardbilder vom Beginn des 19. Jahrhunderts. Ausgewiesene Herstellungsorte dieser gesammelten Karten sind Wien, Graz, Linz und Ried im Innkreis sowie Triest (Trieste) in Italien und Turn bei Teplitz (Trnovany, heute ein Ortsteil von Teplice) in der Tschechischen Republik.

Spielkarten gelangten bereits im ersten Jahr des Bestands des Museums in die Sammlungen, im Inventarbuch heißt es dazu: »Ein Spiel Karten, bestehend aus 36 Blättern; der Name des Spieles heisst ›Spadi‹«. ¹³ Dabei handelt es sich um sogenannte Trappolierkarten für das Trappola-Spiel ¹⁴ – eine Variante mit italienischen Farbzeichen aus dem 16. Jahrhundert, die im Raum Venedig entstand und mit 36 Karten gespielt wird. ¹⁵ Die Karten wurden bei der Firma Eduard Knepper & Co. unter der Adresse »Alte Wieden Hauptstrasse Nr. 51« in Wien produziert, dem Steuerstempel zufolge in der Zeit zwischen 1858 und 1877. Weitere Trappolierkarten aus dem Museumsbestand stammen von Friedrich Eurich in Linz. Diese mit 1811 im Firmenstempel datierten Karten mit Einfachbild sind die ältesten Spielkarten im Grafikdepot des Museums. ¹⁶ Auch vom Grazer Kartenmaler Anton Herrl besitzt das Museum Trappolierkarten. ¹⁷ Die Beschriftung befindet sich auf Schwerter-II: »Diese feine Trapulierkarten sind zu finden bei Anton Herl [sic!] buerg: Kartenmahler [sic!] in Graz«. Sie wurden in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts hergestellt.

13 Trappola (ÖMV/25), 36 Blatt, Doppelbild, Rückseite Wiener Blitz. Der hier verwendete Begriff »Spadi« kommt vermutlich vom italienischen *spade* (»Schwerter«). Vgl. dazu Strehl 1992 (wie Anm. 13), S. 232 f.

14 Der Begriff »Trappola« bedeutet im Italienischen »Falle«.

15 Ein Druckstock für Trappolierkarten aus dem 18. Jhd. (ÖMV/26.372) befindet sich im Museum.

16 Trappola (ÖMV/46.194), 33 Blatt, Einfachbild, Rückseite marmoriert. Gemäß Kunstrückgabegesetz (BGBL I 181/1998) erfolgen derzeit Recherchen zur Provenienz dieses Objekts.



Abb. 7: Trappola, ÖMV/25



Abb. 8: Trappola, ÖMV/46.194

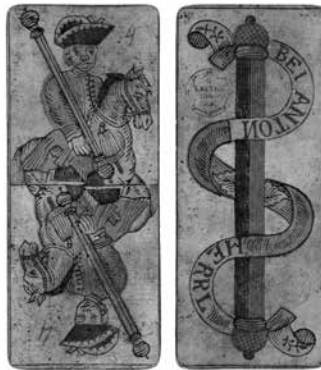


Abb. 9: Trappola, ÖMV/838



Abb. 10: Triester Bild, ÖMV/27.187



Abb. 11: Linzer Bild, ÖMV/316



Abb.12: Lemberger Bild, ÖMV/50.558



Abb. 13: Prager Bild, ÖMV/35.480



Abb.14: Spiel mit deutschen Farben, ÖMV/40.174



Abb.15: Whistkarten in Originalverpackung, ÖMV/85.533



Abb. 16: Piquetkarten, ÖMV/74.430

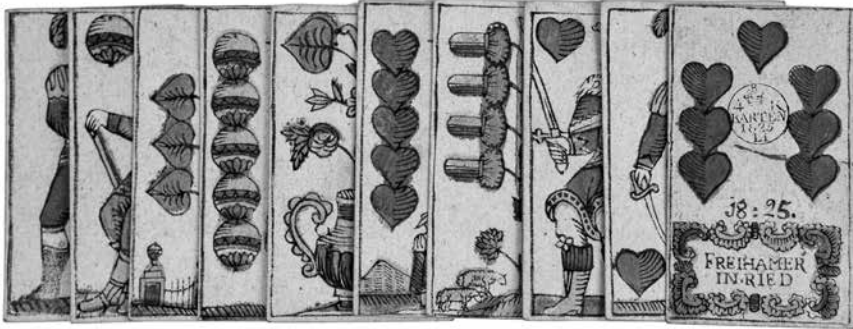


Abb. 11: Karten mit Linzer Steuerstempel, ÖMV/40.174



Abb.12: Ladies Tarock, ÖMV/75.849

Im Depot befinden sich noch zwei weitere Kartenspiele mit italienischen Farbzeichen. Die Karten mit Triester Bild stammen von der Firma Ariodante Mengotti in Triest.¹⁸ Typisch sind die unterschiedlichen Wahlsprüche (Motti) auf den Assen. Das Papier der Kartenrückseite ist in der üblichen italienischen Verarbeitung zum Schutz der Kante über diese nach vorne umgeschlagen. Verwendet wurden die nach 1900 hergestellten Karten laut Inventarbuch auf der Insel Veglia (Krk, Kroatien), bevor sie 1912 ins Museum kamen. Ein unvollständiger Kartensatz mit venezianischem Bild kam 1896 ins Museum und ist mit »F: P:« monogrammiert.¹⁹ Neben den charakteristischen Motti auf den Assen gehören zu den weiteren Merkmalen dieses Bildes die Frau mit der Blume auf dem Münzen-Ass und die Lanzen der Könige. Auf einem einzelnen Münzen-IX-Blatt mit Brescia Bild sind die dafür typischen schwarzen Münzen mit roten Binnensternen abgebildet.²⁰ Die Gestaltung des ornamentalen Musters auf der Kartenrückseite weist auf die Fabrik von Giuseppe Cassini-Salvotti in Brescia hin.

Neben dem italienischen und französischen Farbsystem gibt es auch die deutschen Farbzeichen Herz, Schelle, Laub und Eichel mit den Figuren König, Ober und Unter sowie dem Daus (»Zweier«, abgeleitet vom französischen *deux*), welches in vielen Spielen das fehlende Ass ersetzt. An Karten mit deutschen Farben kam bereits 1895 ein Spiel mit Linzer Bild, welches im 19. Jahrhundert zu den gängigen Kartenbildern gehörte, als Geschenk des Linzer Sammlers Anton Pachinger in das Volkskundemuseum.²¹ Die Zahlenkarten mit deutschen Farben sind durchwegs am unteren Rand mit kleinen Szenen versehen. Typisch für dieses Spiel sind der sogenannte »Raddreher« auf Herz-Daus, der Eber auf Eichel-Daus, das streitende Paar am Wirtshaustisch auf Schellen-Daus und der Zecher auf Blatt-Daus. Der Kartensatz ist nicht vollständig und besteht zudem aus Blättern verschiedener Kartensätze der Firmen Friedrich beziehungsweise Alexander Eurich in Linz.

17 Trappola (ÖMV/838), 36 Blatt, Doppelbild, Rückseite marmoriert.

18 Triester Bild (ÖMV/27.187), 36 Blatt, Doppelbild, Rückseite ornamentales Muster blau auf weiß.

19 Veneto Bild (ÖMV/839), 32 Blatt, Doppelbild, Rückseite Wiener Blitz.

20 Brescia Bild (ÖMV/34.668), 1 Blatt, Rückseite ornamentales Muster blau auf weiß.

21 Linzer Bild (ÖMV/316/001-004), 21 Blatt und 5 Blatt extra, Rückseite rot marmoriert (bei zwei Blättern Holzschnittmuster mit Lilien).

22 Salzburger Bild (ÖMV/317), 32 Blatt, Einfachbild, Rückseite Wiener Blitz.

Von der Wiener Firma Carl Titze & Schinkay in der Neustiftgasse 60 befinden sich seit 1895 zwei vollständige Kartenspiele mit Salzburger Bild im Museumsbestand. Der Name des Herstellers ist jeweils auf Herz-VIII in der Schabracke des Elefanten zu finden. Bei den Karten mit dem Holzschnittmuster »Wiener Blitz« auf der Rückseite sind Reste des von 1882 bis 1899 verwendeten Kartenstempels erhalten.²² Die Karten mit dem rautenförmigen Walzenmuster auf der Rückseite sind kleiner und auch die Darstellungen variieren leicht. Am unteren Rand von Herz-VIII ist hier aber – wenn auch schwer lesbar – der Name des Stechers »V. Eder sc. Wien« zu erkennen.²³

Vom Kartenmaler Jakob Freyhammer in Ried im Innkreis stammen kolorierte Holzschnittkarten mit dem Linzer Steuerstempel.²⁴ Die Jahreszahl und der Hersteller sind auf den Karten vermerkt: »18:25. Freihamer in Ried«. Das Rieder Wappen mit einem Bundschuh unter einem Ast mit drei Blättern ist im Schild des Eichel-Königs dargestellt.

Aus dem Hause Piatnik besitzt das Museum ein vollständiges Kartenspiel mit Lemberger Bild. Wegen der Darstellung dunkelhäutiger Figuren wurden diese Karten auch als »Mohrendeutsche« bezeichnet.²⁵ Obwohl der Kartenstempel aus der Zeit von 1858 bis 1877 stammt, dürften die Karten um 1845 gedruckt worden sein, da die Adresse »Fabrik am Schottenfeld, Herrngasse N° 407« erst ab 1844 für Ferdinand Piatnik gültig ist und spätestens nach 1846 die Firmenbezeichnung »Ferd. Piatnik vormals Ant. Moser« nicht mehr aktuell war.

Ein Spiel mit Prager Bild wurde laut Kartenstempel zwischen 1882 und 1899 von dem nun als »Ferd. Piatnik & Söhne in Wien« firmierenden Unternehmen hergestellt.²⁶ Die Karten weisen aber auch das heute bekannte Firmenzeichen – den Jockey auf dem Pferd – auf, das 1891 eingeführt wurde. Auf Schelle-VII wurden unter anderem die Namen Marie und Felix Eder, die Jahreszahl 1907 sowie der Zirkel einer Studentenverbindung handschriftlich mit Bleistift vermerkt. Es war vermutlich Robert Eder, der diese Familiennotizen machte und 1917 dem Museum

23 Salzburger Bild (ÖMV/318), 32 Blatt, Einfachbild, Rückseite rautenförmiges Walzenmuster.

24 Spiel mit deutschen Farben (ÖMV/40.174), 32 Blatt, Einfachbild, Rückseite Holzschnittmuster mit Eicheln.

25 Lemberger Bild (ÖMV/50.558), 32 Blatt, Einfachbild, Rückseite einfacher Wiener Halbmond.

26 Prager Bild (ÖMV/35.480), 31 Blatt, Einfachbild, Rückseite Wiener Blitz, modern.

dieses und ein Kartenspiel der Firma Anton Hoene in Turn bei Teplitz als Schenkung überließ.²⁷ Das Teplitzer Stadtwappen mit dem Haupt Johannes des Täufers ist auf dem Herz-Daus mittig platziert, das Symbol darüber verweist auf die Heilquellen.²⁸ Den Kurort besuchten im 18. und 19. Jahrhundert Prominente aus ganz Europa. 1812 fand dort die einzige Begegnung zwischen Ludwig van Beethoven und Johann Wolfgang von Goethe statt.²⁹

Erwähnenswert sind schließlich noch Kartenpakete mit französischen Farbzeichen in Originalverpackungen. Das »Allerfeinste Jockey-Club-Piquet« stammt von der Firma Carl Titze & Schinkay in Wien³⁰, die beiden neuwertigen Kartensätze »Wiener Club-Whist, N° 100« von der Firma Ferd. Piatnik & Söhne.³¹ Die beiden runden Ausstanzungen in der Papierhülle waren für die Anbringung des Kartenstempels und den Firmeneindruck auf Herz-Ass vorgesehen, weshalb diese Karte immer zuoberst auf dem Kartenstapel liegen musste. Die Verschlussmarken der drei Kartenpakete stammen aus dem Jahr 1900.

Zum Abschluss der hier vorgestellten Auswahl sei nochmals ein Industrie-und-Glück-Tarockspiel vorgestellt. Das kleinere Format und das Auerhahnmuster auf der Kartenrückseite sind typisch für das »Ladies Tarock« der Firma Ferd. Piatnik & Söhne A.G., hergestellt zwischen 1920 und 1934.³²

Im Depot finden sich weiters noch Wahrsagekarten, Quartette und Schwarzer-Peter-Spiele. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass Kartenspiele gezielt gesammelt wurden. Es blieb auch im Umkreis des Museums bei einer frühen kulturgeschichtlichen Beschäftigung durch Johann Rein-

27 Spiel mit deutschen Farben (ÖMV/35.481), 32 Blatt, Doppelbild, Kartenstempel von 1882 bis 1899, Rückseite Wiener Blitz, modern. Der Spielkartenerzeuger Anton Höne ist bis 1912 im Adressbuch von Turn zu finden.

28 Die dortige Heilquelle soll am 29. August, dem Gedenktag seiner Enthauptung, entdeckt worden sein.

29 Martin Geck: Das Treffen in Teplitz, <http://www.zeit.de/2012/28/Beethoven-Goethe> (Zugriff: 27.6.2016).

30 Piquet (ÖMV/74.430), 32 Blatt, Rückseite florales Metallstiftmuster, modern.

31 Wiener Klub-Whist (ÖMV/87.532-33), 52 Blatt, mit »Goldeck« (abgerundete Ecken mit Goldschnitt), Rückseite ornamental-florales Muster rot auf weiß.

32 Industrie-und-Glück, Ladies Tarock (ÖMV/75.849), 54 Karten, Rückseite Auerhahn auf Baum in Landschaft. Es stammt aus der Zeit zwischen 1920 und 1934. Das farblithografierte Kartenbild entspricht dem Schema 3.

hold Bünker, der 1907 in den bisherigen Abhandlungen die Vernachlässigung des »volkskundlichen Moments« aufgrund des vorherrschenden Blicks auf den »künstlerischen Wert schöner alter Kartenspiele« bedauerte. Dem sei durch die Frage nach der »Trachtenkunde« oder der auf den Karten ablesbaren »Volkspoesie« wirksam entgegenzutreten.³³ Ein 2011 im Baskenland erworbenes, aktuelles Kartenspiel mit spanischen Farbzeichen verweist aber auf die weiterhin auch überregionale sowie gegenwartsbezogene Sammeltätigkeit des Museums.³⁴

Aber nicht nur als museales Sammelgut ist das Tarock nach wie vor von Interesse. Auch als Spiel selbst ist es keine Sache der Vergangenheit und erfreut sich der Beliebtheit. In Gasthäusern, in Wohnzimmern, ja selbst im Freibad treffen sich auch heute wieder beziehungsweise weiter so manche Tarockrunden zum – mitunter lautstarken – Spiel.³⁵

Nora Witzmann

33 J. R. Bünker: Ein altes Kartenspiel. In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde 13, 1907, S. 122–130, hier S. 122 f. Der Beitrag beschäftigt sich in Folge hauptsächlich mit den Inhalten der auf den Karten abgedruckten Verse.

34 Mus (ÖMV/85.624), 40 Blatt, Einfachbild, Rückseite ornamentales Muster rot auf weiß.

35 Eva Gogola: Tarock von A bis Z, <http://kurier.at/freizeit/tarock-von-a-bis-z/158.301.611> (Zugriff: 29.6.2016).

Chronik der
Volkskunde





Jahresbericht Verein für Volkskunde und Österreichisches Museum für Volkskunde 2015¹

Mitglieder

- Neue Mitglieder: 36
- Ausgetreten: 7
- Mitgliederzahl: 642

Besucherinnen und Besucher

- Gesamt: 40.485 (29.253, 2014)
- Vermittlung: 10.096
- NÖ Card: 1.848
- frei: 1.066

Ausstellungen

aus dem Jahr 2014 weiterlaufende Ausstellungen
(siehe Jahresbericht 2014)

- Past Future Perfect. Volkskundemuseum trifft auf slowenisches Design
- Sinne und Dinge: Baum-Zeit! Vor und nach dem Fest
- Wien unterm Mikroskop. Starren + Scharren (Gastausstellung)

neue Ausstellungen 2015

- Klimesch – Das Geschäft mit den Dingen. Der Nahversorger im Museum, Matthias Beitzl, Herbert Justnik
- Objekte im Fokus: Denk an mich! Stammbücher und Poesiealben aus zwei Jahrhunderten, Nora Witzmann
- Freud's Dining Room. Möbel bewegen Erinnerung / Furniture moves memory, Birgit Jöhler
- Startfeld Bethlehem. Die barocke Jaufenthaler Krippe aus Tirol, Kathrin Pallestrang

1 Kurzfassung; Vollversion über <http://www.volkskundemuseum.at> abrufbar.

Gastausstellung

- Bitter Oranges. Migrantische Erntehelfer in Süditalien, Gilles Reckinger, Carole Reckinger, Diana Reiners

Sammlungen

Zuwachs: 353 Nummern (87.235–87.587), davon 348 Schenkungen

Leihgaben

- 446 Leihgaben, 9 Dauerleihgaben, 944 Objekte in eigenen Ausstellungen
- 308 Dauerleihnahmen

Digitalisierung

52.279 Datensätze in der Datenbank

Donatorinnen und Donatoren von Sammlungsgegenständen

(Entscheidung über Angebote fällt in KuratorInnensitzungen)

Hannelore Apolin; Waltraud Barta; Hannelore Baumgartner; Christoph Bazil; Lilli Brunialti; Maria Diwold; Heinz Fischer; Annina Forster; Bernhard Göritzer; Helga Hampel; Eva Heindl; Elfriede Hetzer; Johannes Kersch; Brigitta Kowallik und Familie Nowotny; Lieselotte Krammer da Silva; Herta Kuna; Margarete Lang; Ingeborg Lehner; Claudia Mayer; Jutta Newesely; Bernhard Niedersuesz; Walpurga Oppeker; Eva Polsterer; Tina Prochaska; Manfred Rauchensteiner; Ljerka Reimann; Helga Romstorfer; Christa Skala; Heldis Stepanik; Joachim Stingl; Erika Stoppa; Hedwig Ströher; Hilde Triller; Karin Wenger-Troll; Ernst Voykowitsch; Christine Windisch; Dana Wittlin Hoffmann; Erna Zeiner; Anna Ziegelwagner.

Forschung

- Ausstellungsprojekte (siehe oben)
- Bearbeitung von rund 100 wissenschaftlichen Anfragen
- Museale Strategien in Zeiten politischer Umbrüche.
Das Österreichische Museum für Volkskunde in den Jahren 1930–1950, Birgit Johler, Magdalena Puchberger (gefördert vom FWF/Austrian Science Fund, Einzelprojekt, Laufzeit: 2010–2015 mit Unterbrechungen)

- Wien 8, Laudongasse 15 –19: Volkskunde – Museum – Stadt (Arbeitstitel), Birgit Johler und Magdalena Puchberger (gefördert vom FWF/Austrian Science Fund, Wissenschaftskommunikationsprogramm; Bewilligung 30.11.2015, Laufzeit: 2016–2017)
- Provenienzforschung, Claudia Spring
- SachenWörterWörterSachen in Kooperation mit dem Institut für Sprachwissenschaft der Karl-Franzens-Universität Graz, Elisabeth Egger
- 7 Vorträge und 16 Publikationen/Beiträge der Museums- und VereinsmitarbeiterInnen

Publikationen (Verein für Volkskunde)

- Freud's Dining Room. Möbel bewegen Erinnerung / Furniture moves memory, Birgit Johler
- Bühnen der Rast (Klimesch. Das Geschäft mit den Dingen), Herbert Justnik
- Denk an mich! Stammbücher und Poesiealben aus zwei Jahrhunderten, Nora Witzmann
- Die Textilmustersammlung Emilie Flöge, 2. Aufl., Kathrin Pallestrang
- Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie Bd. LXIX, Gesamtserie Bd. 118
- Nachrichtenblatt Volkskunde in Österreich, Jg. 51

Bibliothek

- BesucherInnen: 384, Anzahl der benutzten Medien: ca. 1.293, Zuwachs an neuen Medien ca. 1.308, Anzahl Retrokatalogisierung 1.059
- Gesamter Datenbestand per 31.12.2015: 54.071, davon 28.509 AC-Daten
- Tauschverkehr mit 230 fachverwandten Institutionen weltweit

Archiv

- Transkription und Digitalisierung der Vereinsprotokolle von 1928 bis 1937
- Ergänzung der historischen Liste der Vereinsmitglieder (1894–1916 und 1937–1976)

Vermittlung

- Kulturvermittlungsprojekt »Youth reacts« – kooperatives Forschen und Ausstellen im Rahmen von »culture connected«
- Projekt mit jugendlichen Straftätern in der Justizanstalt Josefstadt in Kooperation mit Science Center Netzwerk
- Indoor Spielplatz Jänner bis März
- Teilnahme an externen Vermittlungsprojekten und Wiener Veranstaltungen
- 600 Führungen zu verschiedenen Vermittlungsangeboten
- Programme im Rahmen von Ferienspieltagen, Kinderaktivtagen

Veranstaltungen

- 73 (Vorträge, Workshops, Tagungen, Exkursionen, ...)
- Langer Tag der Flucht, Tag des Denkmals, ORF Lange Nacht der Museen, Home Movie Day u.a.m
- Kooperation mit dotdotdot Kurzfilmfestival (24 Spieltage, ca. 6.000 BesucherInnen)
- Kooperation mit Filmklub ETHNOCINECA, monatlich

Kommunikation

- Weiterentwicklung der Drucksortengrafik mit Matthias Klos (Grafik), Festigung der CI
- Neues Newsletterdesign für dichtereres Programmangebot, Zugewinn an Newsletteranmeldungen
- Umstellung der Website auf ein responsives Design
- Auflagen- und Qualitätssteigerung des Nachrichtenblattes
- Verdichtung der Medienpräsenz

Kooperationen mit Institutionen (national / international)

Erste Bank als Hauptsponsor; AusTraining Lern.ziel GmbH; Austrian Cultural Forum London; Blumengärten Hirschstetten; Bundesanstalt für Kindergartenpädagogik im 8. Bezirk, Lange Gasse (bakip8); Central College; Diakonie Flüchtlingsdienst; Diana Köhle; Die Buchbinderin Kerstin Czerwenka; Die Eiermacher; Familienbund Wien; Freud Museum London; Institut für Sprachwissenschaft der Karl-Franzens-Universität Graz / FWF-Projekt »Netzwerk des ITA« (Institut für Technikfolgenabschätzung); Kunstschule Herbststraße; KulturKontakt Austria; MA 42 Die

Wiener Stadtgärten; MASN Anthropology; Museum Schloss Ritzen Saalfelden; PlanSinn; Science Center Netzwerk; Schnittpunkt. Ausstellungstheorie & Praxis; SOHO-Ottakring; Soroptimist International Clubs Wien; Verein Funkfeuer – freies Internet; Verein Kultur & Gut.

Personal

- 17 Vertragsbedienstete (teilw. 50%), 5 Vereinsangestellte, 8 Freie DienstnehmerInnen oder fallweise Beschäftigte
- Ehrenamt: 28 »Schneebälle« mit 2.035 Arbeitsstunden in allen Bereichen des Museums
- Volontariate: 26 VolontärInnen (aus Österreich, Amerika, Italien, Deutschland, Slowakei, Russland) mit 4.906 Arbeitsstunden

Infrastruktur

- bluem im museum: Neueröffnung des Museumcafés durch deli bluem
- Eröffnung der Mostothek in der ehemaligen Portierswohnung
- WLAN im Museum und im Museumsgarten, Kooperation mit Verein Funkfeuer.at / Wien
- Erneuerung der Trinkwasseranlage
- Einbau einer barrierefreien Toilette

Einnahmen/Ausgaben 2015 Verein für Volkskunde

Einnahmen gesamt	€ 979.109,-
Davon die wichtigsten Positionen	
BMUKK Subvention	€ 530.000,-
Förderungen	€ 179.184,-
Eigene Einnahmen	€ 154.489,-
davon aus Vermietungen:	€ 45.333,-
Ausgaben gesamt	€ 982.539,-
Davon d. wichtigsten Positionen	
Sachaufwand	€ 360.280,-
(Mieten, Betrieb, Energie, Slg, Bib, ...)	
Personalkosten Verein	€ 192.593,-

Dienstleistungshonorare (Reinigung, Bewachung, ...)	€ 52.110,-
Ausstellungen	€ 101.359,-
Projekte	€ 45.743,-
Kulturvermittlung	€ 41.476,-
Publikationen	€ 50.899,-
PR, Werbung	€ 16.994,-

Festsetzung des Mitgliedsbeitrags per 1.1.2015

Mitgliedsbeitrag € 27,- / Studierende bis 27. Lebensjahr € 8,-
(wurde in der Generalversammlung am 13.3.2014 angenommen)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Normalpreis € 38,- / Mitglieder € 26,-

Generalversammlung Verein für Volkskunde, 8. April 2016

17.00–18.00 Uhr

- Begrüßung, Feststellung der Beschlussfähigkeit
- Jahresbericht 2015 Verein für Volkskunde und Österreichisches Museum für Volkskunde
- Kassenbericht 2015 und Entlastung des Vorstands
- Neuwahl, Vorstellung der neuen KandidatInnen

Vorstand

- Präsident
Dr. Wolfgang Maderthaner
- Vizepräsidentin
Univ. Prof. Dr. Brigitta Schmidt-Laube
- Vizepräsident
Univ. Prof. Dr. Timo Heimerdinger
- Generalsekretär
Mag. Matthias Beitzl
- Generalsekretär-Stellvertreterin
Mag.^a Birgit Jöhler

- Kassier
Mag. Stefan Benesch
- Kassier-Stellvertreter
emer. ao. Univ. Prof. Dr. Olaf Bockhorn

Wissenschaftlicher Beirat

- ao. Univ. Prof. Dr. Helmut Eberhart, Universität Graz,
Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie (Vorsitzen-
der)
- Mag.^a Susanne Breuss, Wien Museum
- Univ. Prof. Dr. Karin Harrasser, Kunstuniversität Linz,
Abteilung für Kulturwissenschaften
- Dr. Herbert Nikitsch, Universität Wien, Institut für Europäi-
sche Ethnologie
- Univ. Prof. Dr. Klaus Schönberger, Universität Klagenfurt,
Institut für Kulturanalyse
- Dr. Monika Sommer, schnittpunkt, Wien; Arts Programme
Forum Alpbach
- Mag.^a Ulrike Vitovec, Museumsmanagement NÖ
- Dr. Jens Wietschorke, Universität München, Institut für
Volkskunde/Europäische Ethnologie
- Mag.^a Regina Wonisch, Forschungszentrum für historische
Minderheiten, Wien
- Dr. Ingo Zechner, Ludwig Boltzmann Institut, Geschichte
und Gesellschaft, Wien

RechnungsprüferIn

- Bettina Denk, Steuerberstungskanzlei Umgeher
- Günther Denk, Steuerberatungskanzlei Denk

Kuratorium

- Mag. Patrick Lieben, connexio
- Mag.^a Tulga Beyerle, Kunstgewerbemuseum Dresden
- Mag.^a Susanne Böck, culture brains
- Dr. Bettina Habsburg-Lothringen, Universalmuseum Joan-
neum
- em. Univ. Prof. Dr. Konrad Köstlin, Universität Wien, Institut
für Europäische Ethnologie

EhrenpräsidentIn

- Dr. Franz Grieshofer
- Dr. Margot Schindler

- Bestellung der neuen Mitglieder des Kuratoriums/Beirats/
Ehrenpräsidentschaften
- Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrages
- Kurzpräsentationen der einzelnen Projekte und Vorhaben 2016
(durch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Museums und Vereins
für Volkskunde)
- Allfälliges
- 18.00 Uhr c.t. Vortrag zur Generalversammlung
Univ. Prof. Dr. Klaus Schönberger, Universität Klagenfurt
Kulturanalyse als Gesellschaftsanalyse. Zur Spezifik und Aktualität
empirisch-kulturwissenschaftlicher Arbeit

Matthias Beitzl

»Dimensionen des Politischen«. Internationale Tagung für Kulturanthropologie, Europäische Ethnologie und Volkskunde am 25.–28. Mai 2016 in der Arbeiterkammer und im Kunsthaus Graz

Vom 25. bis 28. Mai 2016 fand die 28. Internationale Tagung für Kulturanthropologie, Europäische Ethnologie und Volkskunde statt, veranstaltet vom Österreichischen Fachverband für Volkskunde, dem Österreichischen Verein für Volkskunde und dem Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie (Graz). Das Thema »Dimensionen des Politischen« brachte ein vielseitiges und dichtes Programm an Vorträgen mit sich, das durch abwechslungsreiche Begleitveranstaltungen mit Stadt- und Museumsführungen, gemeinsamen Abendessen und einer Podiumsdiskussion ergänzt wurde. Ziel der Tagung war es, unter dem Motto »Politik entsteht zwischen den Menschen« (Hannah Arendt), »unterschiedliche Ebenen und Probleme sowohl des Fachverständnisses als auch der aktuellen politischen Entwicklungen zu diskutieren«¹.

Die Organisationsverantwortliche *Johanna Rolshoven* (Graz) eröffnete die Tagung mit der Diagnose, dass das Politische (als Sphäre des Sozialen) und Politik (als Ordnungsmacht) eine Konjunktur erleben würden. Nicht zuletzt deshalb sei es die Aufgabe von KulturwissenschaftlerInnen, sich in Anlehnung an die von Beate Binder postulierte »moralische Verantwortung als Mensch« mit Politik zu beschäftigen. Mit einem Blick in die Fachgeschichte erinnerten sie und *Klaus Schönberger* (Klagenfurt) im nachfolgenden Vortrag daran, dass das Fach Volkskunde sowie seine Nachfolgefächer seit ihrer Entstehung politisch seien. Am Beispiel des EU-Horizon 2020-Projekts *Traces* (Transmitting Contentious Cultural Heritages with the Arts. From Intervention to Co-production) zeigte Schönberger auf, dass die Kulturanalyse des Alltags das zentrale politische Moment darstelle, bei dem die Multiperspektivität auf Alltag im Vordergrund stehe. Es gehe darum, so Schönberger, soziale Antagonismen, die in der Schaffung eines »Wir« auch das »Sie« mitdenken, in Agonismen zu überführen.

Die daran anschließende Abendsektion (A) sah eine historische Auseinandersetzung mit dem »Fachverständnis im Wandel« vor, die mit einem Außenblick eröffnet wurde. Der Soziologe *Clemens Albrecht*

1 <https://das-politische-2016.uni-graz.at/de/tagung> (Zugriff: 03.07.2016).

(Bonn) plädierte hinsichtlich der »Namensdebatte« für ein neues Nachdenken über den Begriff »Volk« und sah darin auch eine politische Aufgabe des Fachs in Hinblick auf die Vereinnahmung des Volk-Begriffs von Seiten rechter Bewegungen. Mit drei Blitzlichtern stellte *Helmut Groschwitz* (Regensburg) die Frage nach der Relevanz einer volkskundlichen Auseinandersetzung mit Postkolonialität: Die reduzierte Darstellung deutscher Kolonialgeschichte, unhinterfragte Setzungen vor allem in der musealen Aufarbeitung kolonialer Geschichte und unreflektierte, im öffentlichen Raum immer noch bestehende Bilderwelten. *Johanna Stadlbauer* (Klagenfurt) beschäftigte sich mit der Veränderung der Forschungsbeziehung in der Geschichte des Faches. Dabei demonstrierte sie über die Prinzipien der »gemeinsamen Betroffenheit« in der Frauenforschung der 1980er Jahre sowie der kollaborativen Forschung (nach George Marcus und Douglas R. Holmes) die historische Kontextgebundenheit von Forschung. *Katharina Eisch-Angus* (Graz) und VertreterInnen einer studentischen Projektgruppe beschlossen den ersten Tag mit der Präsentation eines Studienprojekts, das sich mit dem 1938 eröffneten und von dem Volkskundler und Museumsgründer Viktor Geramb konzipierten Grazer »Trachtensaal« assoziativ und diskursiv auseinandersetzte.

Der nächste Tag startete mit zwei Keynotes. *Beate Binder* (Berlin) regte in ihrem Vortrag über Rechtsmobilisierung an, Recht als sozial hergestellte, widersprüchliche, umkämpfte und prozessuale Größe, aber auch als »regulierenden Rahmen« in der Anthropologie des Politischen zu berücksichtigen. Binder schloss ihren Vortrag mit der Aufforderung, normative Aussagen zu treffen und Werturteile zu finden, da auch WissenschaftlerInnen als Teil einer sozialen und moralischen Ordnung mit ihren eigenen Werten umgehen müssen und sprach von der Notwendigkeit, auch jenseits der eigenen Überzeugungen zu forschen. *Ove Sutter* (Bonn) griff Antonio Gramscis Begriff des »Alltagsverstandes« (*common sense*) auf und versuchte ihn für unser Fach brauchbar zu machen. Dieser fasse disziplinäre Begriffe wie individuelles Wissen, Bedeutungen und Sichtweisen zusammen und bringe zudem eine gewisse Offenheit gegenüber vielfältigen Interpretationen der Welt mit sich, indem er von keiner Kohärenz oder Homogenität innerhalb sozialer Gruppen ausgeht. In ihm verbinden sich Kompromisse, Zugeständnisse und subjektive Aneignungen unter dem Fokus prozessualer, hegemonialer Aushandlungen.

Susanne Wicha-Müller (Wien) eröffnete die Sektion (B), die sich »kritischen Blicken auf die Fachgeschichte« und der »politischen

Indienstnahme der Volkskunde« widmete. Wicha präsentierte einen ersten Einblick in das gemeinsam mit Ursula Brustmann eingereichte Dissertationsvorhaben zur akteurszentrierten wie auch wissenschafts- und kulturhistorischen Aufarbeitung der Geschichte wie der Konzeption des Österreichischen Atlas für Volkskunde. *Reinhard Bodner* (Innsbruck) erörterte in seinem Vortrag einen in gewisser Weise gescheiterten Feldforschungsversuch im Kontext des »Volkskulturellen Leistungsabzeichen« des Landestrachtenverbands Tirol. Neben einer kritischen Methodenreflexion, die aussagekräftige Thesen hervorbrachte, stellte Bodner die Frage nach einer adäquaten wissenschaftlichen Positionierung in einem per se volkskulturellen Feld. *Konrad Kubn* (Basel) fragte nach der gesellschaftspolitischen Aufgabe des Faches und zeigte in einem historischen Aufriss seit den 1960er Jahren, wie sich politische Beratungstätigkeit und die sich verändernde Fachidentität hinsichtlich einer sozialwissenschaftlichen Neuorientierung in der Schweiz gegenseitig beeinflussten.

Simone Egger (Innsbruck) leitete die Sektion (C) »Performativität, Inszenierung und Politik des Symbolischen« ein, in dem sie am Beispiel der griechischen Syriza-Partei die Ästhetik des Politischen thematisierte. Dabei veranschaulichte sie, wie die Kleidung der Politiker und weniger eine inhaltliche politische Veränderung durch die Medienrezeption zum Symbol des Umbruchs und zur Kritik an der herrschenden Ordnung gemacht wurde. Anschließend gab *Alexandra Schwell* (Wien/Hamburg) Einblick in ihre Feldforschung im österreichischen Innenministerium und beleuchtete anhand dieses Beispiels »Herausforderungen, Spielräume und Fallstricke von Ethnographien des Politischen« an »unzugänglichen Orten«. Dabei betonte sie, dass gerade die Spezifika dieses Feldes (wie Geheimhaltung oder Misstrauen), die einen Zugang erschweren, als Teil der Analyse betrachtet werden müssen. Im letzten Vortrag von *Ute Hoffelder* (Zürich) stand der jugendkulturelle Umgang mit Handyfilmen im Zentrum. Sie nahm AkteurInnen vor dem Hintergrund des Gefahrendiskurses rund um die Handynutzung in den Blick, der auf einen Aushandlungsprozess vor allem zwischen den Generationen hinweise: zwischen Fürsorge und Domestizierung auf der elterlichen Seite und dem Wunsch nach Dokumentation, sozialer Positionierung sowie Selbstkontrolle und -optimierung auf der der Jugendlichen.

In Sektion (D) zu »Ethnographien politischer Aushandlung« am Vormittag des dritten Tages wurden vier Dissertationsprojekte vorgestellt und dabei verschiedene Institutionen in den Blick genommen. *Martina*

Röthl (Innsbruck) richtete ihren Blick auf Tiroler Institutionen des Tourismus, wie der Tirol Werbung, als Mesoebene zwischen dem Politischen und dem Einzelnen (nach Foucault). Sie zeigte einerseits auf, wie diese politisch handeln, indem sie etwa identitätsstiftend wirken, und andererseits wie Einzelpersonen innerhalb der Machtverhältnisse von Institutionen agieren. Einblick in ihre ethnografischen Forschungen bei der Polizei gab *Stephanie Schmiedt* (Jena). Durch das Hinzuziehen von direkten Zitaten und Notizen aus dem Feld, rückte sie in ihrem Vortrag die PolizistInnen als AkteurInnen in den Mittelpunkt. Sie machte deutlich, dass die Handlungsentscheidungen von BeamtInnen nicht immer zwingend auf der Gesetzeslage basieren, sondern häufig auf Erfahrungen und Vorstellungen des »richtigen Handelns«. *Elisabeth Keller* (München) stellte die EU-Kommission und die von dieser zwischen 2007 und 2013 geförderten Projekte ins Zentrum ihres Vortrags. Sie fragte danach, mit welchen Strategien die EU versuchte, das Ziel ihrer Kulturpolitik – die Schaffung einer »Europabürgerschaft« – durchzusetzen und wie die AkteurInnen der geförderten Projekte sich dazu verhielten. Die EU, so Keller, gibt Strukturen vor, innerhalb derer die Projekte agieren und ihren inhaltlichen Referenzpunkt anbieten können. Dabei würden sich die einzelnen Projekte gleichzeitig zwischen Distinktionsmechanismen und Zusammengehörigkeitsgefühl bewegen. *Theres Inauen* (Basel) stellte in ihrem Vortrag Fragen zur Positionierung einer Ethnologin im politischen Aushandlungsfeld, im konkreten Fall in der Schweizer Stiftung Erbprozent Kultur, vor. Dabei reflektierte sie ihre Doppelrolle als Stiftungsrätin und Forscherin, der sie durch zwei Strategien gerecht werden will: Einerseits durch das Erlernen der Rolle als Stiftungsrätin und andererseits durch einen Zwischenraum, einen »dritten Raum«, der eine kritische Reflexion mit anderen AkteurInnen aus dem Feld erlaubt. Durch einen aktiven Umgang mit der eigenen Rolle könne die ethnographische Praxis zu einer politischen und intervenierenden Praxis werden.

Die parallel dazu laufenden Vorträge der Sektion (E) sind an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft, Politik und Identität einzuordnen. *Juri Fikfak* (Ljubljana) richtete seinen Blick auf politische Rituale und Diskurse an der österreichisch-slowenisch-italienischen Grenze. Seinen Fokus legte er auf (generationsspezifisch) unterschiedliche Praktiken der Memorialisierung und fragte, wie offizielle Institutionen nun beginnen, Diskurse zu verändern und damit inklusiv handeln. *Ingo Schneider* (Innsbruck) nahm Südtirol, seine geographische Grenze zu Österreich sowie

jene zwischen italienisch- und deutschsprachigen BewohnerInnen des Landes in den Blick. Er veranschaulichte, wie die Wissenschaft maßgeblich an der Konstruktion ideeller Differenzen durch die Instrumentalisierung des Kulturbegriffs und der damit einhergehenden Schaffung »kultureller« Unterschiede beteiligt war. *Sebastian Pampuch* (Berlin) machte im Rahmen seines Dissertationsprojekts multidimensionale Verflechtungen der antikolonialen Afrikapolitik der DDR sichtbar. In deren Zusammenhang entstanden, so Pampuch, erste postkoloniale Theorien, die sich in den 1970er Jahren an westlichen Eliteuniversitäten etablierten, deren historischer Hintergrund jedoch zunehmend in Vergessen geriet. Er konstatierte hier einen Bedarf an Aufarbeitung und kritischer Betrachtung ethnologischer Wissensproduktion im Feld der politischen Anthropologie.

Das Panel (F) zum Thema »Politiken des Lebens: Humanitarismus als neues Untersuchungsfeld der Kulturanthropologie« umfasste drei Vorträge, die die internationale Debatte um Humanitarismus seit dem Ende der 2000er Jahre nachzeichneten sowie die Anthropologie des Politischen erweiterten und kritisch befragten. *Jens Adam* (Berlin) startete mit seinem Vortrag eine Diskussion, die den Begriff des Humanitarismus in den Fokus rückte. Humanitäre Hilfe bedeutet zunächst, jedem Menschen Zugang zu einer notwendigen Grundversorgung zu schaffen, wobei die zunehmend als notwendig erachtete Bürokratisierung der Komplexität menschlichen Leidens nicht gerecht werden kann. Hier sieht Adam die Ethnologie gefordert, Beiträge zu leisten, die Aushandlungsprozesse innerhalb des Feldes humanitärer Hilfe ins Zentrum zu rücken, dort wo sich die Rolle humanitärer Hilfe verschiebt und die Rolle des Politischen auf unterschiedlichen Ebenen zeigt. *Sabine Hess* (Göttingen) machte in ihrem Vortrag deutlich, wie das Konzept des Humanitarismus von Regierungen zur Verschärfung von Grenzen und zur Stabilisierung des Grenzregimes herangezogen wird und damit nicht mehr in einem Gegensatz sondern in einer Wechselbeziehung zum Konzept der Versicherheitlichung steht. Konkret werden einerseits humanitäre Diskurse um Frauenhandel und Schiffsunfälle aufgegriffen, andererseits werden humanitäre Gruppen und Institutionen wie die UNHCR genutzt, um eine Grenzschiebung zu legitimieren. *Marie Fröhlich* (Göttingen) beschloss das Panel mit einem Beitrag zur »Humanisierung des Bleiberechts in Deutschland«. Sie nahm die Härtefallkommission (HFK) als zentrale Institution in den Blick. Leiden, so Fröhlichs These, spiele hier auf der expliziten Ebene kaum eine Rolle. Vielmehr seien Leistung

und die soziale und wirtschaftliche Integration der Personen Kriterien für ein Bleiberecht.

Unter dem Titel »Figurationen des Rassismus« gab das Panel (G) Einblick in Qualifikationsarbeiten, die sich mit Minderheitenpolitiken, bildungspolitischen Fragen und Alltagsrassismen auseinandersetzen. Die Vortragenden sind Mitwirkende des Labors für kritische Migrations- und Grenzregimeforschung der Georg-August-Universität Göttingen. *Lee Hielscher* (Göttingen) veranschaulichte am Beispiel der langjährigen Ausgrenzungs- und Vertreibungsgeschichte von Roma und Romnija in Deutschland, wie durch eine humanistisch und integrativ anmutende Sozialpolitik gesellschaftliche Ausschlüsse und Praktiken der *racialisation* unsichtbar gemacht werden. *Isabel Dean* (Göttingen) gab Einblick in ihr Dissertationsprojekt zum Übergang vom Kindergarten zur Grundschule und welche institutionellen, kollektiven und individuellen Praktiken und deren diskriminierende Effekte damit in Berliner Innenstadtbezirke verbunden sind. Dean sprach von »postliberalen rassistischen Strategien«, wenn etwa die Anwesenheit von Kindern nichtdeutscher Muttersprache für Eltern einen Faktor für die Auswahl der Schule bildet. Über »Selbstverständnisse und Subjektpositionierungen von deutschen JüdInnen im chilenischen Kontext des 20. und 21. Jahrhunderts« sprach *Ana Maria Troncoso Salazar* (Göttingen). Anhand der Bürgerwerdungsprozesse deutsch-jüdischer MigrantInnen in Chile zeigte sie, wie durch die In-Bezug-Setzung der Deutsch-JüdInnen zu der seit dem 19. Jahrhundert ansässigen deutschen Gemeinschaft und den Mapuche die Matrix rassistischer Strukturen sichtbar wird.

Mit drei unterschiedlichen Dissertationsvorhaben wurde im parallel laufenden Panel (H) die ethnographische Regimeanalyse in den Blick genommen. Nach dem kurzen Einblick in eine theoretische und konzeptionelle Grundlage durch *Maria Schwertl* (München) sollten so unterschiedliche Perspektiven, Felder und Fragestellungen das Konzept konkretisieren. *Jana Pasch* (Göttingen) sprach über »Urbane (Ver-) Ordnungen« am Beispiel der Hamburger Reeperbahn. Seit 2014 ein sogenannter Business Improvement District (BID), bei dem »Verschönerungsmaßnahmen« im Zuge einer zunehmenden Städtekonkurrenz und Ökonomisierung durchgeführt werden, wird die Reeperbahn zu einem Ort, an dem und anhand dessen städtische Strategien (etwa in der Stadtplanung) und Mechanismen ausgehandelt werden. *Simon Sontowski* (Zürich) plädierte in seinem Vortrag für ein Aufnehmen von Artefakten

und Infrastrukturen in die Grenzregimeanalyse. Wie ein solches aussehen könnte, verdeutlichte er anhand des Beispiels der Technologisierung von Grenzen mit Hilfe von Digitalisierung und biometrischen Kontrollen. *Miriam Gutekunst* (München) widmete sich in ihrem Vortrag dem »Regieren der Migration durch Heirat«. Sie zeigte auf, wie Menschen durch Diskurse und von Institutionen zu HeiratsmigrantInnen gemacht werden und wie sie sich selbst dazu machen bzw. auf die an sie herangetragenen Zuschreibungen durch Subjektivierungsprozesse reagieren.

Der letzte Tag stand im Zeichen der Wechselwirkung von Wissenschaft, Politik und Kunst und fand im Grazer Kunsthaus statt. »Subversion und Widerständigkeit in Wissenschaft, Kunst und Politik« lautete der Titel der Sektion (I) und wurde von *Judith Laister* (Graz) eingeleitet. Sie nahm ein Kunstprojekt des Medienkünstlers Richard Kriesche in den Blick, der eine ehemalige Barackensiedlung in Graz 1973 mithilfe von Fotografie und Videos inszenierte. Laister machte auf ein grundlegendes Dilemma der europäisch-ethnologischen Forschung aufmerksam, dass Ungleichheiten durch ihre Sichtbarmachung erst konstruiert werden müssen, um Veränderung und Emanzipation zu ermöglichen.

Elisabeth Kosnik (Graz) gab Einblick in alternative Wirtschaftsformen und Mensch-Umwelt-Beziehungen, die sie mit Blick auf den von ihr festgestellten Trend zur Subsistenzproduktion sog. industrialisierter urbaner Gesellschaft als soziale Bewegung bezeichnete. Im Zuge der Präsentation des empirischen Materials zeigte sie, dass Ökonomie hier neu gedacht wird und die AkteurInnen sich in ihrem Verständnis von Produktion und Reproduktion multiplen Wirtschaftsformen bedienen. *Elisa Rieger* (Graz) griff Hannah Arendts Begriff des Anti-Politischen auf, um eine Diskussion über Repräsentation von Forschungsergebnissen innerhalb der Fachdisziplin zu eröffnen. Bei der Interpretation von empirischen Daten plädierte Rieger für ein »lebendiges Denken« im Sinne von Hannah Arendt. Es gälte multidisziplinäre Begriffe aufzuspüren und diese zu rekonfigurieren, um ihrer Vielschichtigkeit und Kollektivität gerecht zu werden und damit die Interdisziplinarität des Fachs zu fördern anstatt immer wieder nur die Identität des eigenen Fachs in Abgrenzung zu anderen Disziplinen zu denken, lautete Riegers Anliegen.

Im Abschlussvortrag legte *Kaspar Maase* (Tübingen) die Beobachtung einer grundlegenden Tendenz zu einer Kulturalisierung von politischer Macht dar. Mit dem Begriff der »Resistance« oder »Widerständigkeit« führte er ein kulturwissenschaftliches Konzept ein, das seit den

1970er Jahren versucht, ein Augenmerk auf widerständige Praktiken von NutzerInnen in Bezug auf kommerzielle Massenkultur zu legen. Mit der kulturalistischen Wende der 1980er Jahre, so Maase, galt plötzlich alles im Alltag als politisch, nur das, was die Menschen als politisch verstanden, blieb außen vor. Maase plädierte hier für eine begriffliche Neubestimmung von Politik und für einen emischen Blick auf das Politikverständnis der Menschen.

Den Abschluss der Tagung bildete eine Podiumsdiskussion zum Thema »Konstruktive Perspektiven. Gesellschaftspolitisches Engagement von Wissenschaft und Kunst in Zeiten der Krise« zwischen Personen aus Wissenschaft, Kunst und Politik. Am Podium saßen neben den KulturwissenschaftlerInnen *Timo Heimerdinger* (Innsbruck), *Leila Huber* (Salzburg) und *Klaus Schönberger* (Klagenfurt), die Grazer Grünen-Stadträtin *Lisa Rücker* (Graz), der Soziologe und Psychologe *Ueli Mäder* (Basel) und die Kulturtheoretikerin und Kunstpädagogin *Elke Krasny* (Wien). Als zentrale Frage kristallisierte sich jene heraus, ob und wie sich WissenschaftlerInnen politisch positionieren dürfen bzw. sollen und inwiefern ein Einmischen in politische Diskurse als moralische Verantwortung (Beate Binder) verbindlich sein sollte. Damit griff das Podium vorangehende Diskussionen über aktivistische und engagierte Anthropologie auf, die, wie zahlreiche Beiträge aufgezeigt haben, gute Ergebnisse hervorbrachten, welche aber von den TagungsteilnehmerInnen nicht immer unkommentiert blieben. Die wiederkehrende Forderung, sich als Kulturwissenschaft den politischen Dimensionen des Alltags anzunehmen, Begrifflichkeiten zu redigieren, sich neuen ethischen und methodischen Herausforderungen zu stellen, kann als Auftrag einer Rekonfiguration der Anthropologie des Politischen gelesen werden.

Das Motto der Tagung – »Politik entsteht zwischen den Menschen« (Hannah Arendt) – konnte dennoch nur zu einem Teil erfüllt werden: Großteils stand weniger das Politische, wie der Begriff zu Beginn von Rolshoven definiert wurde, als vielmehr Politik im Mittelpunkt der Vorträge und Diskussionen. Als positiv hervorzuheben gilt es die Vielzahl der aufgeworfenen Themen und Felder des Politischen sowie die interdisziplinäre Ausrichtung der Tagung. Nicht zuletzt durch das Engagement der Studierenden des Grazer Instituts wurde die viertägige Konferenz zu einer bestens organisierten Veranstaltung.

Alexandra Rabensteiner und Raffaella Sulzner

8. Jahresmitgliederversammlung des Vereins netzwerk mode textil mit Begleitprogramm, 4.–8. Mai 2016 in Wien

Das 2008 gegründete netzwerk mode textil hat es sich zum Ziel gesetzt, diejenigen untereinander zu vernetzen, die im weiten Feld der Mode und der Textilkunst – unter anderem in ihrer kulturwissenschaftlichen Arbeit – tätig sind, und die Forschung in diesem Bereich zu fördern. Aus dem zunächst kleinen Verein ist mittlerweile ein stabiles Netzwerk geworden, das sich über ein stetes Wachstum an interdisziplinären Mitgliedern freuen kann. In diesem Jahr traf sich der Verein, der seinen Sitz in Berlin hat, zur Jahresmitgliederversammlung erstmals in Wien. Als Ort der Tagung wurde das Volkskundemuseum ausgewählt, das seine Räumlichkeiten für Präsentationen und als Treffpunkt für die Mitglieder zur Verfügung stellte.

Der Auftakt der diesjährigen Versammlung war ein abendliches Get-together. Hier wurden neue Kontakte geknüpft, alte Bekanntschaften aufgefrischt und Informationen ausgetauscht. Am nächsten Tag startete die Tagung offiziell mit der Begrüßung der Mitglieder durch den Vorstand und das Organisationsteam der Wiener Tagung, das aus *Katharina Kielmann* (Wien), *Tanja Kimmel* (Wien), *Kathrin Pallestrang* (Wien) und *Katja Schmitz von Ledebur* (Wien) bestand, sowie durch *Nora Witzmann*, Kuratorin im Volkskundemuseum. Es folgte die Präsentation von textilen Highlights aus der Sammlung des Museums durch die Leiterin der Textilsammlung *Kathrin Pallestrang* sowie ihrer Kollegin, der Textilrestauratorin *Monika Maislinger* und mir selbst als Assistentin. *Kathrin Pallestrang* umriss zunächst die Geschichte der Volkskunde und speziell des Wiener Museums. Die über 50 präsentierten Objekte der Textilsammlung, unter denen sich ein Ensemble einer albanischen Tracht und eine sogenannte »Fozzl-Haube« befanden, stießen auf großes Interesse. Besonderes Augenmerk wurde auf die historischen Stickereien, die Materialien und Web-Techniken gelegt.

Am nächsten Tag trafen sich die TagungsteilnehmerInnen in der Wiener Hofburg, wo sie in drei Gruppen aufgeteilt wechselweise drei Institutionen besichtigen konnten: Im Textildepot und der Textilrestaurierwerkstatt des Weltmuseums wurden wir von der Textilrestauratorin *Barbara Pönighaus-Matuella* und der Kuratorin der Sammlung Ostasien *Bettina Zorn* geführt. Hier wurden Einblicke in die Lagerungsmethoden

für textile Objekte gewährt und traditionelle japanische Kleidungsstücke und Schuhe besichtigt. Das nächste Ziel war die Sonderausstellung »Gottes Lob – Kirchliche Textilien aus der Zeit Maria Theresias« in der Geistlichen Schatzkammer. Die Kuratorin *Katja Schmitz von Ledebur* referierte über die sogenannte »Pietas Austriaca«, der speziellen Beziehung der Habsburger zur katholischen Kirche, die sich in den beeindruckend gearbeiteten und reich bestickten Paramenten und anderen Objekten der Ausstellung manifestiert. Den Abschluss des Vormittags bildete eine Führung durch die Michaelergruft von Kunsthistoriker und Textilkonservator *Michael Ullermann*, die sich mit barocker Bestattungskultur beschäftigte. Mit Taschenlampen konnten die gut erhaltenen Kleidungsstücke, Schuhe und Perückenreste aus dem 18. und 19. Jahrhundert in den zum Teil geöffneten Särgen bestaunt werden, die – genau wie die mumifizierten Leichen – durch die besonderen klimatischen Bedingungen der Gruft diese lange Zeit überdauert haben.

Das Nachmittagsprogramm wurde wiederum in geteilten Gruppen absolviert. Eine Gruppe besuchte die Dauerausstellung der Teppichsammlung des Museums für angewandte Kunst (MAK), in der die rund 30 Exponate aus der Zeit vom 15. bis zum 18. Jahrhundert als »fliegende Teppiche« präsentiert wurden. Kuratorin *Barbara Karl* ging hier besonders auf die Forschungsgeschichte ein, die für das Verständnis der Objekte von Bedeutung ist. Die andere Gruppe besuchte die Kostüm- und Modesammlung der Universität für angewandte Kunst, die durch deren Leiterin *Elisabeth Frottier* erläutert wurde. Neben diversen Hüten von Adele List, deren nationalsozialistische Vergangenheit in einem Vortrag am Abend noch Thema sein sollte, wurden textile Kunstwerke namhafter ModedesignerInnen und AbsolventInnen der Universität besichtigt.

Nach diesen Exkursionen traf man sich wieder im Volkskundemuseum zu den öffentlichen Vorträgen, die *Louise Kiesling* (Wien) mit der Vorstellung des Backhausen-Archivs eröffnete. Das bis vor zwei Jahren von der Familie Backhausen geführte Unternehmen geht auf den 1810 nach Österreich gekommenen Halbseiden- und Modewarenfabrikanten Franz Backhausen zurück. Die Betriebsübernahme durch Frau Kiesling erfolgte im Jahr 2014. Sie hat es sich zum Ziel gesetzt, den historischen Bezug und den Werdegang der Firma genau zu recherchieren, außerdem sollen gewisse Signaturfarben und Webtechniken des Unternehmens – unter anderem durch ein gut organisiertes Archiv – wieder produziert werden. Das seit 2015 in Klosterneuburg ansässige Archiv

beherbergt über 5.000 Entwürfe für Stoffe, besonders bekannt ist es für seine Jugendstil motive. Kiesling widmet sich der digitalen Aufnahme der Objekte in eine Datenbank und versucht sich, gemeinsam mit ihren KollegInnen, an einer modernen Interpretation der Entwürfe. Im Anschluss gab die Kulturwissenschaftlerin *Elke Gaugele* (Wien) einen interessanten Einblick in ihre aktuelle Forschung zum Thema Mode und Migration und erläuterte die Zusammenhänge zwischen der Produktion von Mode mit der aktuellen Flüchtlingssituation, wie ModedesignerInnen zu diesem Thema arbeiten und wie Flüchtlinge versuchen, ihre Individualität durch Kleidung zu erhalten. Sie sprach über eine 2014 veröffentlichte Studie der Clean Clothes Campaign, die besagt, dass in »Österreichs postsozialistischen Nachbarländern« Kleidung von Flüchtlingen produziert wird, die für ihre Arbeit einen Mindestlohn erhalten, der nicht einmal ein Drittel des Basislohnes ausmacht. Als Beispiel führte Gaugele unter anderem die Türkei auf, wobei allgemein über postsozialistische Nachbarländer gesprochen wurde, zu denen die Türkei nicht gehört. Eine Differenzierung bzw. Präzisierung der betroffenen Länder/Gebiete wäre wünschenswert gewesen. Den Abschluss dieser spannenden Vortragsabfolge bildete *Barbara Staudinger* (Wien) mit ihrem Referat über die Ausstellung »Chapeau! Eine Sozialgeschichte des bedeckten Kopfes« im Wien Museum. Die Ausstellung bietet eine Erzählung der Geschichte Wiens anhand von Kopfbedeckungen an und zeigt, dass Mode politisch und identitätsstiftend war und ist. Als Beispiel erwähnte Staudinger die Hutdesignerin Adele List, deren Person wie Werk – vermutlich erstmalig – kritisch reflektiert wurde. Lists Kreationen erfreuten sich in der Zeit des Nationalsozialismus in Wien großer Beliebtheit, aber auch der Förderung von prominenten Persönlichkeiten, wie Schauspielerinnen der nationalsozialistischen Filmpolitik.

Der nächste Tag startete mit dem Offenen Forum im Volkskundemuseum, in dem sich Mitglieder mit ihren Projekten präsentierten. Den ersten der insgesamt 13 Kurzvorträge bestritt *Christina Leitner*, die das Textile Zentrum Haslach vorstellte. Neben der Bewahrung textiler Stoffe beherbergt das Zentrum ein Museum, in dem stark auf Interaktivität gesetzt wird. Die hauseigene Weberei und Spinnerei, die mit zum Teil historischen Maschinen bestückt ist, ermöglicht Fachkurse in verschiedensten textilen Techniken und eine eigene Produktion für den Museumsshop. Als nächstes stellte *Tanja Kimmel* den Diplomstudiengang für TextilrestauratorInnen am Institut für Konservierung und

Restaurierung an der Universität für Angewandte Kunst vor. Den Studierenden wird die Arbeit mit Textilien, aber auch anderen Materialien wie Holz, Leder, Metall, Gummi usw. mithilfe eines praxisnahen Studiums vermittelt. *Tina Tomovic* (Luzern) stellte im Anschluss die vor ca. 10 Jahren gegründete Forschungsgruppe Produkt und Textil in Luzern und aktuelle Projekte vor, deren Schwerpunkte auf Designprozessen und Technologie, Zukunftsmaterialien und -szenarien, sowie der Textile History liegen. *Elke Gaugele* und *Barbara Schöne* präsentierten ihr Projekt eines DissertantInnenseminars mit dem Namen »Mode-Textil: Fashion & Textile Studies«. Dieses basiert auf einer Kooperation der Akademie für Bildende Künste in Wien und der katholischen Privat-Universität in Linz, die die universitäre Vernetzung im Bereich Textil/Mode sowie den gegenseitigen Austausch von kunsthistorischen und kulturwissenschaftlichen Expertisen vereinen soll. Darauf folgend stellte *Elisabeth Hackspiel-Mikosch* (Düsseldorf) von der Akademie Mode & Design in Düsseldorf das StudentInnenprojekt »BUY GOOD STUFF. Der ökofaire Einkaufsratgeber zur Mode in Köln« vor. Der im Projekt erstellte Ratgeber gibt Anleitung für einen verantwortungsvollen Modekonsum in Düsseldorf, der in Form eines Magazins und einer App umgesetzt wurde. Über ihr aktuelles Projekt einer nachhaltigen Transformation der Textilwirtschaft am Standort Dietenheim sprach *Samira Iran* (Berlin), welches durch empirische Studien zu nachhaltigem Textilkonsum und eine Ökobilanzierung der Vertriebskonzepte sowie Veranstaltungen umgesetzt wird. Im Anschluss stellte *Katharina Tietze* von der Züricher Hochschule der Künste kurz ihre Publikation mit der nicht anwesenden Anna-Brigitte Schlittler »Über Schuhe: Zur Geschichte und Theorie der Fußbekleidung« vor, in der besonders die 1930er und 40er Jahre in den Blick genommen wurden. Weiterführend sprach Tietze über ihre aktuelle Forschung, in der sie sich mit dem Schuh als Teil von Designgeschichte und als Schnittstelle zwischen Mode und Industrie – inklusive der politischen Komponente – beschäftigt. Die aus der Soziologie kommende *Melanie Haller* (Hamburg) präsentierte ihre Forschung zur »Interkorporalität von Mode und Körper«, wonach »saisonale Ethnizitäten« durch Mode produziert werden. Sie entlehnt den Begriff Ethnizität, um damit Gemeinschaftsbildungen zu umschreiben. Als Beispiel nannte sie die sogenannte Low Rise Jean, die in den 2000ern ein Modephänomen darstellte. Es handelt sich hierbei um ein Schnittmuster, das auf alle Größen hochgradig wurde und zeigt für Haller, wie eine Inter-

korporalität von Mode/ Körpern als saisonale Entität entstehen kann. Danach berichtete *Diana Weis* (Berlin) über ihre Forschungsergebnisse zum Thema »Jugendkulturelle Styles und deren Einfluss auf die Mode des Mainstreams«. Sie hinterfragte unter anderem den vermeintlichen Untergang der Jugendkulturen, Mikro-Trends, die jugendliche Affinität zu Konsum und die Verbindung zu den sozialen Medien. Weis ist der Auffassung, dass die heutige Jugend durch die Elterngeneration, die mitunter RebellInnen ihrer Zeit waren, angeleitet ist, sich möglichst unauffällig zu kleiden und keinen Bedarf darin sieht, sich gegen gesellschaftliche Entwicklungen aufzulehnen (im Gegensatz zu älteren, sich u.a. durch Kleidung identifizierende Jugendkulturen wie den Punks). Jedoch ist der Drang der Jugendlichen, eine Reibungsfläche zu den Erwachsenen bzw. Eltern zu finden, nach wie vor vorhanden und drückt sich durch eine Nicht-Rebellion als Rebellion aus. Andererseits bieten die neuen sozialen Medien Möglichkeiten für Jugendliche, in die Öffentlichkeit zu treten und gleichzeitig Privates zu schützen. Weis schloss ihren Vortrag mit der These, dass Subkulturen immer noch existieren, sich einer Analyse von außen jedoch verschließen, worin sie den eigentlichen Erkenntniswert sieht. Die Kostümbildnerin *Dorothea Nicolai* (Zürich) sprach in ihrem Vortrag über die von ihr designten Kostüme für die Musicaltragödie »Hamlet« aus der Opernwerkstatt am Rhein. Aufgrund knapper Ressourcen wurden die Kostüme nicht von Grund auf neu angefertigt, sondern aus Resten alter Produktionen und Fundstücken gearbeitet. Das Ergebnis war ein für mich durchaus beeindruckendes Arrangement im Stile des Steam-Punk. Anschließend sprach *Berit Mohr* (Frankfurt/Main) über ihr Projekt »Gloves on the Road«, in dem es um das »Eigenleben« von Fingerhandschuhen geht. In einer Ausstellung möchte sie anhand von über 100 Fotografien das dokumentierte »Schicksal« verloren gegangener Handschuhe dokumentieren. *Beate von Harten* (Wien) sprach anschließend über ihr Atelier für Textildesign, Restaurierung und Konservierung. Sie beschäftigt sich neben ihrer Tätigkeit als künstlerische Weberin mit der Ästhetik von Textilien, bietet Web-Kurse für AnfängerInnen und Fortgeschrittene, sowie Praktika für StudentInnen an. Den Abschluss des Offenen Forums bildete der Vortrag von Modedesignerin *Claudia Rosa Lukas* (Wien), die über Fashion Design, Fashion Journalism und Fashion Curation sprach und ihre Arbeit als Kuratorin im Rahmen des International Fashion Showcase vorstellte, das einen Einblick in die junge Modeszene Österreichs liefern soll.

In der Mittagspause konnten sich Interessierte im Schauraum von Beaten von Harten umblicken. Das Nachmittagsprogramm im Volkskundemuseum gestaltete sich aus der Besprechung aktueller Projekte im Verein und seiner Weiterentwicklung.

Am letzten Tag der Veranstaltung fand die offizielle Vereinsitzung statt und anschließend ein Gespräch mit der interdisziplinären Künstlerin und Designerin *Patrizia Ruthensteiner* (Wien), die versucht, eine Verbindung von Körperkunst und Natur herzustellen und dies in ihren audiovisuellen Inszenierungen umsetzt. Nach dem Mittagessen im Museumscafé gab es zwei finale Exkursionen zur Auswahl. Eine Gruppe besuchte die 2010 gegründete Jeans-Schneiderei der Gebrüder Stitch in einem Hinterhof der Mariahilferstraße, wo sie einen Einblick in den Arbeitsprozess des Kleinunternehmens bekam. Die andere Gruppe brach zu einem Stadtpaziergang durch das historische Textilviertel in der Wiener Innenstadt auf, dessen Geschichte durch die Schoah geprägt ist. Das Viertel war aufgrund der vielen in der Textilbranche tätigen Juden und Jüdinnen besonders von diesem dunklen Kapitel der Geschichte betroffen. Unser Spaziergang führte an vergangenen, aber nicht vergessenen und noch existierenden Textil- und Modegeschäften vorbei.

Die 8. Jahresmitgliederversammlung des netzwerk mode textil war geprägt von einem abwechslungsreichen Rahmenprogramm, das Wien aus einem neuen Blickwinkel präsentierte, von spannenden Vorträgen, interdisziplinären TeilnehmerInnen, sowie anregenden Diskussionen und Gesprächen. Der Verein hat es auch in diesem Jahr auf beeindruckende Weise geschafft, die Vernetzung seiner Mitglieder anzuregen und zu vertiefen – nicht zuletzt bei den bis auf eine Ausnahme organisierten gemeinsamen Mittags- und Abendessen. 2017 wird die nächste Jahresversammlung in Berlin stattfinden.

Ammina Forster

»Wir und die Anderen«**Ausstellung des Ungarndeutschen Museums in Tata**

»Wir und die Anderen« ist der Titel der am 18. Mai 2016 eröffneten Ausstellung im Ungarndeutschen Museum (Német Nemzetiségi Múzeum) in Tata. Klára Kuti, die Kuratorin der Ausstellung, hat im Museum, das auf zwei Stockwerken in der Nepomuks-Mühle untergebracht ist, eigentlich zwei Ausstellungen eingerichtet. Denn in einem ersten Teil erläutern im Erdgeschoss Texte und Bilder eingangs die Prinzipien des Sammelns und zeigen die Rolle von Museen für moderne Gesellschaften und deren Praxis der Erinnerungskultur. Der zweisprachig abgefasste Text erklärt Geschichte sehr klar als Erzählung für die Gegenwart, genauer noch: als eine Vielzahl von Erzählungen für die jeweilige Gegenwart. Damit wird auch einsichtig, dass ein Museum über die Geschichte der Deutschen in Ungarn als Institution der Moderne eine Vergangenheit nur von der Gegenwart her erzählen kann, was gerade auch in ihren Verstrickungen manifest wird. Es geht um Erinnerungen und Geschichten, es geht um Überliefertes und es geht darum, was Interpreten als Deutungseliten für wichtig erklären. Doch es gibt immer auch die Erinnerungen der Anderen, eben derer von Nebenan.

Für mehrere Volksgruppen, die man auch als Minderheiten bezeichnet hat, sind in Ungarn Museen eingerichtet worden. Die slowakische Volksgruppe hat das ihre in Bekescaba, dort also, wo viele Slowaken angesiedelt wurden und bis heute leben. Das Ungarndeutsche Museum in Tata ist insofern von einer gewissen Besonderheit, als in der Region nie auffällig viele deutsche Siedler wohnten, wie etwa in dem als Schwäbische Türkei benannten Gebiet um Pécs. Die Burg in Tata kam im 18. Jahrhundert in den Besitz der Familie Esterházy, die den Ort zum Verwaltungszentrum ihrer Besitzungen ausbaute und durch den Hofbaumeister Jakob Fellner mit Schloss, englischem Garten, Gästeschloss und Kirchen barock ausgestalten ließ.

Die Ausstellung »Wir und die Anderen« des Ungarndeutschen Museums will nicht die Geschichte einer ethnischen oder nationalen Minderheit beschreiben. Sie geht, anders als Heimat- und Ethnomuseen sonst, auf das Verhältnis von Mehrheit und Minderheit ein. Indem es die jeweils Anderen benennt, wird der Umgang mit dem Anderen, dem als fremd Erfahrenen ihr Thema. Es geht um Bilder vom Anderen, um die

Herausbildung von Stereotypen und Vorurteilen über das Eigene und das Fremde, und dies auch dort, wo es verdrängte und vergessene Vergangenheiten und deren kanonisierte Erinnerungen gibt.

Auf den informativen und sehr prinzipiellen Unterbau (im doppelten Sinn des Wortes) folgt eine kluge, prägnant und knapp gefasste Einführung in die Geschichte der Deutschen in Ungarn. In diesem Hauptteil werden einzelne Epochen dialogisch charakterisiert.

So wird zunächst das Ungarn vor der Zeit des Friedensvertrages von Trianon (1920) vorgestellt – mit deutschen Handwerkern und Bergleuten in der Zips in der heutigen Slowakei und den sogenannten Sachsen in Siebenbürgen im heutigen Rumänien (deren Besonderheit viel mit gewährten Privilegien zu tun hatte, die teilweise bis ins 19. Jahrhundert bestanden und kulturelle Formen der Sonderung, also auch der Separierung, bewirkten). Die Epoche zwischen 1789 und 1918 nimmt als Zeit der Nationalisierung – nicht überraschend – in drei Abschnitten einen breiten Raum ein. Da werden als Movers der Nationalisierung, der Verbindung von Land und Heimat, Sprache und Herkunft thematisiert und gezeigt, wie die Fokussierung auf die ungarische Sprache diese zum Vehikel des Nationalen im Kontrast zum Deutschen als Sprache der Habsburger gemacht hat, bis hin zur Zentralisierung, Modernisierung und Magyarisierung, die als Projekt der allgemeinen Schulbildung überantwortet wurden.

1896 wurde in der Millenniumsausstellung ein ethnographisches Dorf erbaut, das die Vielfalt des Landes aus ungarischsprachigen Siedlungen wie aus denen der nationalen Minderheiten zeigen sollte. Die Verluste an Territorium, Bevölkerung und wirtschaftlicher Kraft nach dem Ersten Weltkrieg und dem Ende der Monarchie führten für alle zu neuen Erfahrungen. Die Aktivitäten der Deutschen in Ungarn verblieben in einer Spannung – der Liebe zur ungarischen Heimat und der Phantasie, einer großen deutschen Nation zugehörig zu sein: Die Radikalisierungen politischer Bewegungen ließ dann die Anderen noch einmal von einem ethnisch und kulturell homogenen Staat als sprachlicher Einheit träumen.

Eindrucksvoll bleibt im Museum das Insistieren auf der Einsicht, dass Museen zur Moderne gehören, dass sie die Moderne ausmachen. Als Kinder dieser Moderne haben sie auch gestalterisch eine eigene Sprache entwickelt, in der sie versuchen, in Geschichten die Gegenwart mit der Vergangenheit zu verknüpfen oder diese Verbindung mindestens plausi-

bel zu machen. Die im Museum erzählte Geschichte ist, das wird deutlich, die Geschichte des Landes, und das bewegende Moment war immer wieder auf das Verhältnis von Mehrheit und Minderheit ausgerichtet. Die Erzählung des Museums verweist auch auf Ähnlichkeiten, die man nicht sehen wollte. Und sie respektiert, dass Menschen Geschichten unterschiedlich erzählen und auch hören wollen. Diesem Gedanken dient auch der Aufruf zur Einsendung von »Geschichten für zwei Stimmen«, der als literarische Intervention die Ausstellung ergänzen will. Es tut sich etwas in Tata.

Konrad Köstlin

Tamás Hofer 1929–2016

Am 6. April 2016 ist Tamás Hofer in Budapest verstorben, am 15. April wurde er im Familiengrab in Szentmártonkáta bestattet. Tamás Hofer war seit 1952 am Ethnographischen Museum in Budapest tätig, seit 1958 als Abteilungsleiter. Zwischen 1985 und 1991 leitete er das Institut für Ethnographie, und nach dem Fall des Eisernen Vorhangs war er von 1992 bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1997 als Nachfolger von Tamás Hoffmann Generaldirektor des Ethnographischen Museums in Budapest. Soweit die Daten seiner Karriere.

Solche dünnen biographischen Daten lassen Hofers Bedeutung für unser Fach allerdings kaum auch nur ahnen. Denn Tamás Hofer – wenn gleich in Ungarn selbst über Jahrzehnte wenig gewürdigt – sorgte in der übrigen Fachwelt Europas (und darüber hinaus) durchaus für Aufsehen und galt gemeinsam mit Edith Fél (1910–1988), mit der er das Forschungsdesign für die Untersuchung des Dorfes Átány entworfen hatte, als Protagonist einer neuen ethnographischen Praxis. Es wird erzählt, Edith Fél habe den begabten jungen Mann als ihren Mitarbeiter ausgesucht, weil ihr klar war, dass in der patriarchalischen Gesellschaft dieses Dorfes – darüber geben die drei im Zuge seiner Untersuchung entstandenen Bände hinreichend Auskunft – eine Forscherin alleine kaum bestehen könne. So absolvierten beide zusammen über Jahrzehnte hinweg immer wieder Feldforschungsaufenthalte – mit klassischer Ethno-

graphie, Beobachtung und Interviews. Man gelangte zu Tiefenstudien, bei denen etwa der Gebrauch der Geräte in die Biographien verwoben wurde. Beispielsweise sei das Kapitel über die Sense und den sich in dieser – von ihrem ersten Gebrauch bis zu Abgabe an die nachfolgende Generation – spiegelnden Statuswandel der Männer genannt, dessen wiederholte Lektüre für alle lohnenswert ist, die der »Sachforschung« jenseits nur typologischer Interessen humane Qualitäten abgewinnen wollen. In den zwanzig Jahren am selben Ort konnte von Hofer und Fél ein »Stoffwechsel« ausgemacht werden, über dessen Beachtung sie die Dinge des Alltags nicht nur ergologisch, sondern auch ökonomisch und sozial analysieren und mit dessen Hilfe sie analog zur Biographie der Menschen über die »kulturelle Persönlichkeit« einzelner Geräte zu deren »Taxonomie« gelangen konnten.

Die epochemachenden Arbeiten von Edith Fél und Tamás Hofer wurden, wie gesagt, in Ungarn lange nicht – jedenfalls nicht offen – diskutiert. Dabei waren diese Untersuchungen über das Dorf und im Dorf Átány im Auftrag und im Dienst des Ethnographischen Museums durchgeführt worden, und die Bücher wären, wenn auch in anderen Sprachen erschienen, doch wohl greifbar gewesen. Dennoch: Fragte man vor 1989 Kollegen danach, dann wurden die Átány-Studien wie ein Arkanum gehandelt, öfter bekam man ausweichende Auskünfte.

Alle drei in jeder Hinsicht voluminösen Bände über Átány sind im Ausland publiziert worden, wo die Befunde der beiden Forscher auf großes Interesse stießen: »Proper Peasants. Traditional Life in a Hungarian Village« (Chicago 1969), »Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt. Eine ethnographische Untersuchung über das ungarische Dorf Átány« (Göttingen 1972) und »Geräte der Átányer Bauern (Kopenhagen 1974). »Bäuerliche Denkweise« ist in einer ungarischen Version erst 1997 erschienen – ein Sachverhalt, der schmerzhaft gewesen sein muss für einen Wissenschaftler wie Hofer, der einmal als Merkmal seiner Vorstellung von Europäischer Ethnologie festgehalten hatte, dass die Forschungen im eigenen Land durchzuführen und dann in der eigenen Sprache den eigenen Mitbürgern zu präsentieren seien.

Tamás Hofer, der die Wichtigkeit der Rolle seiner älteren Kollegin Edith Fél immer wieder betont und nach ihrem Tod einen Sammelband mit ihren Texten ediert hat, wurde zum Repräsentanten der von den beiden entwickelten ethnographischen Methode. Sein Ansehen in der Scientific Community war und ist vor allem außerhalb Ungarns groß,

und man begegnete seinen Forschungen vor allem zu Fragen der Sachkultur mit großer Aufmerksamkeit. Eine ganze Reihe von Universitäten und Institutionen mit klingenden Namen haben ihn eingeladen: in die USA, nach Skandinavien, nach Frankreich, Deutschland und Österreich. Hofer hat so immer wieder Gastprofessuren oder Forschungsaufenthalte wahrgenommen, war zu Vorträgen gereist und ist mit ehrenvollen Auszeichnungen dekoriert worden. Zahlreich sind seine Zugehörigkeiten zu internationalen wissenschaftlichen Vereinigungen.

Der dreibändige Klassiker der Europäischen Ethnologie ist nicht nur zu einem Dokument dörflichen Lebens in Ungarn bis zum Einbruch des Kommunismus geworden, sondern auch zum Dokument einer tatsächlich ethnographischen Methode. Die Langzeitstudien über *Átány* machten durch ihre Dauer und ihre Intensität auf sich aufmerksam. Doch sie waren auch bestimmt durch die gesellschaftliche Situation, in der sie stattfanden: Am Ende einer bäuerlichen Wirtschaftsform, die die Autoren als durch Maß und Proportion gekennzeichnet sahen – Begriffe, die als zentraler Befund der Studien gelten können. Die Untersuchung setzte beim absehbaren Ende dessen ein, was zu untersuchen war: Die bäuerliche Arbeit stand vor dem großen Umbruch zur Kolchosenwirtschaft und vor einer Zukunft, die als unsicher und chaotisch erscheinen mochte. So waren am Vorabend der radikalen Umgestaltung der ungarischen Landwirtschaft und unter dem Eindruck dieser Umwälzung die bäuerlichen Lebensformen einer Gemeinde dokumentiert worden.

Die Kenntnisnahme der *Átány*-Studien fand einen festlichen Höhepunkt im Jahre 2009, als eine Ausstellung »Ein Dorf auf dem Land« in Hofers langjähriger Wirkungsstätte, dem Ethnographischen Museum in Budapest, gezeigt und unter internationaler Beteiligung eröffnet wurde – nicht zuletzt unter Teilnahme einer Abordnung von Dorfbewohnern, die sich über den Zuspruch und ihre Bedeutung erfreut zeigten. Freilich glaubte man bei diesem festlichen Anlass auch eine *Reservatio mentalis* zu ahnen.

Denn in Fachkreisen war *Átány* mittlerweile weltweit bekannt, und das Dorf war zum Wallfahrtsort der Bewunderer der Studie geworden. Das Kakas-Haus – diese Familie spielt in der Studie eine wichtige Rolle – war zum Dorf-Museum geworden. Sein Gästebuch listet die vielen Besucher auf und ist ein Kompendium europäischer und außereuropäischer Forscherinnen und Forscher auf dem Feld der Ethnologien und Anthropologien des vergangenen Jahrhunderts geworden. Sie alle woll-

ten den Ort der detaillierten und kohärenten Beschreibung des Sinn- und Bedeutungsgeflechts eines Dorflebens aufsuchen, dessen Bewohner eine selbstgewählte alte Lebensweise bevorzugt hatten – eine scheinbar gleichgebliebene Ordnung, für die die Autoren den Begriff des »ethnographischen Präsens« wählten; Tamás Hofer hat später einmal von »notgedrungen bewahrter bäuerlicher Ordnung« gesprochen.

Gerade in den heutigen Zeiten der Rede von Versuchen der »Entschleunigung« mag ein altes, fast klassisches Thema, das Gleichmaß und Ausdauer betrifft, notiert werden. Bereits 1932 hatte Georg Koch mit »Dreiviertelkraft« ein Stichwort für dieses Gleichmaß gegeben. In neueren Debatten haben solche Sichtweisen neue Konturen erhalten: Hofer erfährt dieses Maß, als er in einem Toast seinem Gewährsmann, dem klugen FÉRENC ORBAN, eine Ernte von 100 Hektolitern wünscht. Der antwortet: »Soviel wünschen Sie mir lieber nicht, 20 Eimer genügen.« Das ist keine Bescheidenheit, sondern verweist auf das in ÁTÁNY herrschende Gefühl für Maß und Proportion. FÉL und Hofer haben es angesprochen, wenn sie über Geschwindigkeit und das Maß der Arbeit in der bäuerlichen Landwirtschaft schrieben. Solche Befunde von Ordnungen, die sich den Prinzipien der sozialistischen Kollektivierung der Landwirtschaft entgegenstellen, mögen ein Grund für das Desinteresse an den Forschungsergebnissen in der ungarischen Kollegenschaft gewesen sein.

Seit den 1980er Jahren hat sich Hofer mit der Frage beschäftigt, wie in den verschiedenen Gesellschaftssystemen Ungarns »Volkskultur« als Ressource für »nationale Identität« genutzt wurde. In der wechselvollen Geschichte (nicht nur Ungarns) spielte Volkskultur in allen Systemen eine Rolle bei der Etablierung des Nationalen. Diesen Inszenierungen des Nationalen ist er nachgegangen und hat sie aus anthropologischer Sicht zu beschreiben versucht. Ähnlich hat er sich (gemeinsam mit Péter Niedermüller) mit Lebensgeschichten befasst, die er in ihrer Bedeutung als Konstruktion individueller wie kollektiver Konstitution zu verstehen suchte. Sein ausführlicher Vortrag »Historisierung des Ästhetischen. Die Projektion nationaler Geschichte in die Volkskunst«, den er 1996 in Wien im Rahmen der Tagung »Ethnische Symbole und ästhetische Praxis in Europa« gehalten hat, fasst diese Aspekte mit Beispielen aus der Sachkultur zusammen und verknüpft sie mit einer Idee von Volkskunst, die er als funktional angemessene Qualität der Sachkultur versteht.

Tamás Hofer war ein liebenswerter Kollege, dessen freundliche, leise Art zu der Behutsamkeit passte, mit der er seine Überlegungen präsen-

tierte. Er fand Gehör. Auf vielen Feldern hat er methodisch wie inhaltlich neue Akzente zu setzen vermocht. Seine Bedeutung auf Átány reduzieren zu wollen, würde seine Aufmerksamkeit gegenüber modernen Erscheinungen vernachlässigen. Er hat die Bedeutung und die Kreation von Lebensgeschichten gesehen und nationale Selbstwahrnehmung und ihre Herkunft aus den als bäuerlich deklarierten Milieus beschrieben. Er hat über zeitgenössische Identitätskonstruktionen im Rahmen einer europäisierten Ethnologie nachgedacht und – insbesondere in der »Ethnologia Europaea« publiziert und diskutiert – die wechselnden Symbole individueller wie nationaler und ethnischer Identitätsofferte kritisch behandelt.

Für das Fach geht mit Tamás Hofer wohl eine Epoche zu Ende. Was bleibt, sind seine Forschungsergebnisse und seine Reflexionen. Doch das ist nicht das einzige Vermächtnis: Denn vor allem ist Tamás Hofer als Wissenschaftler und als Intellektueller – ein Mensch geblieben. Und auch als solcher wird er in Erinnerung bleiben.

Konrad Köstlin

Literatur der
Volkskunde





Thomas Schindler: *Handwerkszeug und bäuerliches Arbeitsgerät in Franken*

Bestandskatalog des Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim (= Kataloge und Schriften des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim, Bd. 74). Bad Windsheim: Verlag Fränkisches Freilandmuseum Bad Windsheim 2015, 1159 Seiten, 1420 Abb., Anhang mit Ortsregister und Literaturverzeichnis).

Nimmt man das großkalibrige Buch zur Hand, wird man mit einer Reihe von Superlativen konfrontiert: überformativ, schwergewichtig, seitenstark und, vor allem, inhaltsschwer. Thomas Schindler, seit 2012 erst im Freilandmuseum Bad Windsheim tätig, vorher u. a. wie der Rezensent auch im Schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönfeld beschäftigt, hat es gewagt, dem Bestand an den bäuerlichen und handwerklichen Werkzeugen und Arbeitsgeräten des Museums wissenschaftlich und kulturgeschichtlich zu Leibe zu rücken. Ein Wagnis deshalb, weil es galt, aus einem Fundus von Zigtausenden von Werkzeugen und Geräten 1.365 auszuwählen und katalogmäßig zu bearbeiten, wobei hiermit gleich vorweg einem möglichen Missverständnis begegnet wird: Der im Untertitel des Buches eventuell suggerierte und erwartete (Gesamt-)Bestand des gerätekundlichen Sammelgutes des Museums reduziert sich auf die genannte Zahl ausgewählter Gegenstände. Ein gedruckter Gesamtbestandskatalog aller Gerätschaften eines Museum ist ohnehin Illusion und niemals erreichbar.

Der Bestandskatalog umfasst Werkzeuge und Geräte überwiegend aus Mittelfranken und Teilen Unter- und Oberfrankens mit der Schwerpunktzeit 1920 bis 1960. Im Gegensatz zu Siuts¹ und Hansen² in jeweils alphabetischer Reihenfolge, gliedern sich die zwei großen Themen-segmente, Werkzeuggruppen und Gerätebereiche, d. h. die einzelnen Berufe und Tätigkeiten, in *Handwerkszeug* (41 Handwerksberufe) und

- 1 Hinrich Siuts: *Bäuerliche und handwerkliche Arbeitsgeräte in Westfalen. Die alten Geräte der Landwirtschaft und des Landhandwerks 1890–1930* (=Schriften der Volkskundlichen Kommission für Westfalen 26). Münster 1982.
- 2 Wilhelm Hansen: *Hauswesen und Tagewerk im alten Lippe. Ländliches Leben in vorindustrieller Zeit* (=Schriften der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, 27). Münster 1982.

landwirtschaftlich-bäuerliche Arbeitsgeräte einschließlich der Geräte der ländlichen Nebenerwerbs- und handwerksähnlichen Berufe (16 Tätigkeiten) und werden nach einheitlichem und strikt durchgehaltenem Muster vorgestellt. Ansonsten weitgehend an Siuts orientiert und beginnend mit ganzseitigen (alt-)historischen Farbabbildungen mit Arbeits- und Gerätedarstellungen folgen dem Werkzeug- oder Gerätefoto und dem gleichbleibenden Kopf (mit Inventarnummer, Bezeichnung, Herkunft, Datierung, Material, Technik, Maßen) formtypologische, kulturgeschichtliche und technologische Beschreibungen, thematisch und funktional an idealtypischen Objekten praktiziert und »anhand von Typenvertretern übersichtlich in lexikalischer Form« präsentiert, die höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen genügen und deren vorangegangener Rechercheaufwand nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Sogleich weiß man sich an die großen Handbücher zur gerätekundlichen Sachkultur von Hansen und Siuts erinnert, seit 35 Jahren unentbehrliche Nachschlagwerke jeden Gerätekundlers. Schon beim erstmaligen flüchtigen Durchblättern wird man von der Fülle der überwältigenden und in gedrängter Form gebotenen Informationen, der Vielzahl der perfekt wiedergegebenen Bilder und dem Inhalt der umfangreichen profunden wissenschaftlichen Texte dazu geradezu erschlagen. Nicht nur der Wissenschaftler und der Museumsmann profitieren, dem interessierten Laien, der Allgemeinheit wird durch die Präsentation einer wissenschaftlichen Inventarisierung im Verbund mit einer volkskundlichen Dokumentation eines ansehnlichen Teils (1.365 Geräte) der gesamtgerätekundlichen Sammlung (50.000 Objekte) des Museums ein intimer Einblick in die für jedes Gerät abgelegte (inzwischen digitale) Karteikarte gewährt, sozusagen ein Blick hinter die ansonsten geheimnisvollen Kulissen des Museumsbetriebs.

Gliederung und Aufbau des Katalogwerks folgen mit Ausnahme der Grobunterscheidung von Handwerk und Landwirtschaft – diktiert von der Willkürlichkeit des gewählten alphabetischen Ordnungsschemas – nicht den üblichen und allgemein anerkannten Regeln der Gerätesystematik, wobei in dieser Hinsicht eine Annäherung an Siuts (obgleich der Arbeitstitel des Unternehmens seinen Namen trägt) nicht erkennbar ist. Anders als der Rezensent, der sich in seinen mehr als bescheidenen Arbeiten³ aus guten Gründen für die Gerätesystematik Jacobeit/Quietzsch (spätere bayerische Variante: Gebhard/Sperber) entschieden hat, die auch Grundlage für die fast identische systematische Erfassung und

Inventarisierung landwirtschaftlicher Arbeitsgeräte der »Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore« (SIEF) geworden ist.⁴ Übrigens: eine zutiefst akademische Frage, die den Normalleser nicht im Geringsten interessiert. In allem weiteren sonstigen Vorgehen ist die Berufung auf den Altmeister Siuts wohl berechtigt und vollauf gerechtfertigt.

Die Werkzeuge und Geräte von 41 Handwerksberufen und 16 landwirtschaftlichen Tätigkeiten sind quantitativ im Einzelnen nicht gleichmäßig umfangreich behandelt. Während einige nur mit sehr wenigen Gegenständen und Abbildungen (Handschuhmacher, Schleifer je 1; Seifensieder 2; Dachdecker, Gerber, Schindler je 3) aufwarten können, protzen andere mit stattlichen Zahlen (Schlosser, Zimmermann, Ackerbau, Winzer, Imker, Viehhaltung 36–46; Kürfner, Rierner, Sattler, Schmied, Schreiner, Schuster, Spengler, Wagner 52–75), was allerdings nicht dazu verleiten sollte, eine unzulässige Rangfolge in der Bedeutung und Wertschätzung dieser Berufs- und Arbeitstätigkeiten abzuleiten. Vielmehr wäre zu hinterfragen, ob es sich bei den erstgenannten Bereichen um reine Sammlungszufallsprodukte oder ein Manko des gezielten Sammelns handeln könnte.

Geteilter Meinung kann man auch sein, ob, wenn die bei den landwirtschaftlichen Geräten aufscheinenden Rechenmacher und Korbmacher dem ländlichen Nebenerwerb zugerechnet werden, dies nicht auch für die bei den Handwerksberufen aufgeführten Besenbinder, Holzschuhmacher und Schindelmacher zutrifft (oder auch umgekehrt).

Wahre Freude verbreiten die zusätzlich in den laufenden Text eingestreuten historischen Darstellungen von Geräten und Werkzeugen im Arbeitseinsatz, weil sie helfen, form- und funktionstypologische sowie alltags- und kulturgeschichtliche Zusammenhänge besser verstehen zu lernen. Insgesamt enthält der Katalog 88 alte historische Abbildungen, dazu viele aus neuerer Zeit des 19./20. Jahrhunderts. Allerhöchste Anerkennung aber verdienen und in dieser Art einzigartig sind die geradezu verschwenderisch angegebenen Literaturhinweise zu den einzelnen

- 3 Helmut Sperber: Gerätesammlung Alfred Zwink im Freilichtmuseum des Bezirks Oberbayern an der Glentleiten (=Schriften des Freilichtmuseums des Bezirks Oberbayern 5–7.). Großweil bei Murnau 1979. – Torsten Gebhard, Helmut Sperber: Alte bäuerliche Geräte aus Süddeutschland. München, Bern, Wien 1978.
- 4 Helmut Sperber: Gerätesystematik im Freilichtmuseum an der Glentleiten. In: FrKrBl. des Freundeskreises Freilichtmuseum Südbayern 16 (Großweil Dez. 1982), S. 60 f.

Geräten im Text, die im Anhang (S. 1128–1159, 640 Titel) dankenswerterweise jeweils mit allen bibliographischen Angaben aufgeführt sind und dem Leser das Studium merklich zeitsparend erleichtern. Erfreulicherweise ist dort auch der Rezensent reichlich bedacht worden (auch wenn er seinen Glentleiten-Zwink-Katalog, von Waldemer im Geleitwort erwähnt, vermißt).

Frankenland ist Dürerland, dessen genialem Künstler wir unzählige Zeichnungen mit Bauten mit steilen, extrem hohen, natürlich strohgedeckten Dächern zu verdanken haben. Deshalb darf man erstaunt sein, warum zwar der (*Ziegel*-)Dachdecker (immerhin mit 3 Geräten vertreten), nicht aber der ehemals in fast jedem Dorf angesiedelte *Strohdachdecker* mit seinen äußerst ausgefallenen und einfallsreichen und unverwechselbaren Werkzeugen (wie Dachdeckerleiter, -stuhl, Schlag- und Klopfbrett, Deckhaken und -rechen) Eingang in den Katalog gefunden hat. Der an die bayerischen Museen gerichtete Appell Gebhards⁵ vor fünfzig Jahren, die letzten Sachzeugnisse dieser Art noch einzusammeln, ist offensichtlich ungenutzt verhallt.

Ebenso ist das ländliche Transportwesen als eigenständiges Kapitel offensichtlich vernachlässigt worden. Versprengt und aufgeteilt finden sich in den einzelnen landwirtschaftlichen Untergruppen einige Landfahrzeuge (Leiter-, Kasten-, Winzerwägen) und Tragegeräte (Bütten, Pflücke-, Huckel-, Spankörbe), dazu ein Odelfaß und ein Fischerkahn. Weit und breit keine Winter- und Sommerschlitten (Schleipfen), kein Gäuwagerl, keine Schubkarren und Radltruhen, keine Schnapsfaßln, Lagln (besonders Fischlagln aus dem Aischgrund) und Püttriche im riesigen Sammelgut?

Die Aufnahme eines einspaltigen sog. »Stichwortregisters« mit 14 (!) Erklärungen von Fachausdrücken in den Anhang, also mehr oder weniger verständlichen, im Text verwendeten Begriffen (wie Physikatsbericht, Regal, Verweser, Zunft), ist zwar dankens- und lobenswert, worauf aber ohne Qualitätsschmälerung des Gesamtwerks hätte getrost verzichtet werden können. Ausführlich dagegen das *Ortsregister*, das immerhin auf 274 Ortsnamen verweist.

Während das genannte »Stichwortregister« dem Namen nach leider irreführend auf die falsche Fährte lockt, weil es eben mitnichten das adäquate Pendant zum liebevoll zusammengestellten *Ortsregister*

5 Torsten Gebhard: Alte bäuerliche Geräte. München 1969. S. 35.

darstellt, vermißt man außerordentlich schmerzlich ein *Sachregister/Sachverzeichnis/Stichwortverzeichnis* aller behandelten Geräte(namen) mit ihren Fundstellen, um sich ein mühsames Suchen in den einzelnen Objektgruppen zu ersparen. So taucht beispielsweise der Grundhobel (seit Jahrzehnten Lieblingsammelobjekt des Rezensenten, der mehrere Dutzend davon sein Eigen nennt) sowohl beim Mühlenbauer- (S. 317) als auch beim Schreinerhandwerk (S. 543) auf, für den Benutzer nur beim systematischen Durchblättern aufzuspüren. Hansen kommt diesem Bedürfnis selbstverständlich nach (2160 Stichwörter bei 512 Buchseiten), Siuts ebenso (5675 Stichwörter bei 442 Buchseiten). Auch Gebhard (900 Stichwörter bei 191 Buchseiten) und der Rezensent (500 Stichwörter bei 189 Buchseiten) haben sich der Tortur der Erstellung eines Stichwortverzeichnisses nicht entzogen.

Angesichts des breitangelegten, für Bayern exemplarisch absolut notwendigen und längst überfälligen Werks, eines Thesaurus im wahrsten Sinne, und der bewundernswerten Bewältigung einer Mammutaufgabe dieser Größenordnung, an dem eine ganze Riege von Mitarbeitern und -helfern tatkräftig Hand angelegt hat, zählen Unebenheiten, Fragestellungen und Desiderate gering und können vernachlässigt werden. Man wird dem kraft-, zeit- und nervenzehrenden Riesenwerk, erstellt mit bewundernswerter Akribie, wissenschaftlicher Kompetenz, hoher Qualität und fachlicher Breite, allseitige Anerkennung und den Wunsch nach weiter Verbreitung nicht nur in Fachkreisen, trotz der nicht gerade geringen Erstehungskosten, nicht verweigern können.

Als Lektüre dem interessierten *Laien* Gewinn und größeres Verständnis für unser Fach, dem *Fachmann* Pflicht, Vorbild, Anregung und Ansporn in einer Zeit, in der Sachkultur an den Universitäten inzwischen zum Fremdwort geworden ist, und dem »*Schindler*« einen würdigen Platz neben den großen sachkundlichen Handbüchern von Hansen und Siuts in möglichst vielen Bibliotheken!

Helmut Sperber

Ingo Schneider, Martin Sexl (Hg.): Das Unbehagen an der Kultur

Hamburg: Argument Verlag 2015. 270 Seiten

Im September 2014 wurde an der Leopold-Franzens-Universität in Innsbruck »in einem kleinen Kreis renommierter Kolleg*innen« (S. 16) über den Kulturbegriff diskutiert und ein allgemeines »Unbehagen an der Kultur« artikuliert. Um dieses groß dimensionierte Thema zu verhandeln, haben der Kulturwissenschaftler Ingo Schneider und der Komparatist Martin Sexl eine wahrhaft illustre Runde versammelt: Neben den Sozialanthropologen Ulf Hannerz und Chris Hann sowie den Literaturwissenschaftlern Terry Eagleton, Peter V. Zima und Jürgen Wertheimer waren auch die Berliner Professorin für »Diversity Studies« Iman Attia, der Philosoph Wolfgang Fritz Haug und John Storey als Protagonist der britischen Cultural Studies nach Innsbruck eingeladen worden. Die Europäische Ethnologie war, abgesehen von dem Mitorganisator der Tagung Ingo Schneider, durch Wolfgang Kaschuba vertreten.

Das aus den Innsbrucker Redebeiträgen hervorgegangene und im Hamburger Argument Verlag erschienene Buch im Ganzen zu besprechen, ist alles andere als einfach. Zu unterschiedlich sind die disziplinären und theoretischen Ausgangspunkte der einzelnen Beiträge, zu disparat die vorgetragenen Kritikpunkte am Kulturbegriff und die Ideen zu seiner weiteren Konzeptionalisierung. Es empfiehlt sich daher zunächst einmal, die den Band einleitenden sowie abschließenden Überlegungen der beiden Bandherausgeber zu sichten, um die Konzeption der Tagung zu verstehen. Unter dem Titel »Kultur 5.0« konstatieren Schneider und Sexl zu Beginn einen »bis heute ungebremsten Aufstieg« (S. 7) des Kulturbegriffs in divergierenden konzeptionellen Fassungen. Dabei werden zwei Punkte als sehr problematisch angesprochen: Zum einen habe der Kulturbegriff zunehmend das soziale Vokabular von »Gesellschaft«, »Klasse« oder »Milieu« verdrängt und damit Prozesse der »Kulturalisierung« des Sozialen unterstützt, wie sie Wolfgang Kaschuba bereits 1995 thematisiert hat.¹ Zum anderen vermerken die beiden Autoren ein »Auseinanderdriften der Begriffsverwendungen inner- und außerhalb der Wissenschaften« (S. 8). Während »Kultur« in den Geistes- und Sozi-

1 Vgl. Wolfgang Kaschuba: Kulturalismus. Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs. In: Zeitschrift für Volkskunde 91, 1995, S. 27–46.

alwissenschaften längst als offene und prozessuale Praxis verstanden werde, sei sie gleichzeitig als realpolitische Legitimationsformel mit teilweise fatalen Folgen in Umlauf. An dieser Stelle setzen die Beiträge der Innsbrucker Tagung an und greifen erneut die Debatte um die »Ambivalenzen dieses Leitbegriffs« (S. 16) unter aktuellen politischen und sozialen Rahmenbedingungen auf.

In ihrem umfangreichen Abschlussbeitrag versuchen die Herausgeber Schneider und Sexl dann noch einmal, die »kulturalistische Logik« (S. 231) dominanter Verwendungsweisen des Kulturbegriffs einer systematischen Kritik zu unterziehen. Dieser Beitrag bietet auf seinen fast 70 Seiten eine durchgehend fundierte und lesenswerte Auseinandersetzung mit der Geschichte, den theoretischen Varianten und den Problemzonen des Kulturkonzepts, die man durchaus auch als Pflichtlektüre für gehobene Kulturtheorieseminare empfehlen kann. Die Kritik der beiden Autoren zielt auf die – im Sinne von Roland Barthes – »mythisierenden« Effekte des Begriffs, der »sogenannten kulturellen Unterschieden die Aura des Selbstverständlichen und Quasi-Natürlichen verleiht« (S. 225). Wenn von »Kultur« die Rede ist, werden demnach soziale Phänomene und Dynamiken ethnisiert, stillgestellt sowie unter den Vorzeichen von Identität und Differenz interpretiert. Die Idee der »Kultur« diene der »Invisibilisierung von Kontingenz« (S. 229) und impliziert eine oftmals nostalgisch grundierte »Nobilitierung« (S. 231) dessen, was sie bezeichnet. Diskutiert werden hier zwar auch kulturanalytische Ansätze, die in kritischer Absicht vom Prinzip der Differenz und der Differenzierung ausgehen und soziale Praxis aus einer solchen »kulturellen« Perspektive untersuchen; beklagt wird aber vor allem, dass eine solche »Konzeption von Kultur, die ihre Tendenz zur Unterscheidung als positives, kritisches Potenzial ansieht, [...] außerhalb der Wissenschaften definitiv nicht angekommen« ist (S. 224). Oder, nochmals anders formuliert: »Innerhalb der mit Kultur und Kulturtheorie befassten Disziplinen zeichnet sich ein Konsens über das analytische, kulturkritische Potenzial eines praxeologischen, akteurszentrierten, prozessorientierten Kulturkonzepts ab, während in weiten Teilen der Welt im Namen eines in die breiten Massen diffundierenden statischen Kulturverständnisses Gewalt legitimiert wird« (S. 225). Die Frage, die sich hier aufdrängt, lautet freilich, ob sich die genannten Wissenschaften in ihrem durchaus etablierten praxeologischen Kulturbegriff beirren lassen sollten, nur weil Kultur im »reale[n] Leben« (S. 213) auch anders verwendet wird. So überzeugen auch die

»Alternativen zum Kulturbegriff« (S. 251), die Schneider und Sexl in einem knappen Abschnitt präsentieren, nur bedingt. Da ist die Rede von »Habitus« (Bourdieu), von »Lebenswelt« (Schütz, Berger/Luckmann, Habermas), von »senso commune« (Gramsci) sowie von prozessorientierten Begriffen, die die »stabilisierende und repräsentationslogische« Semantik von »Kultur« ersetzen sollen. Ob diese Konzepte geeignet sind, die Lücke zwischen akademischen und populären Kulturdiskursen zu verkleinern, kann wohl bezweifelt werden. Gleichzeitig rennen Schneider und Sexl *innerhalb* der Kulturwissenschaften offene Türen ein, angefangen bei ihrer grundsätzlich formulierten Essentialismuskritik bis hin zu ihrem Plädoyer für eine Repolitisierung des Feldes von »Kultur« durch den Verweis auf deren Abhängigkeit »von Arbeits-, Eigentums- und Produktionsverhältnissen wie von Prozessen der Kommodifizierung« (S. 253).

Trotz mancher Redundanzen und Unebenheiten der Argumentation ist es dieser sehr elaborierte Grundsatztext von Ingo Schneider und Martin Sexl, der dem Band seinen programmatischen Rahmen und sein inhaltliches Gewicht gibt. Denn die anderen Beiträge des Sammelwerks sind in ihren Ansatzpunkten und Argumentationslogiken letztlich zu disparat, um eine kohärente Diskussion des Kulturbegriffs zu ermöglichen. Zwar werden in dieser kulturtheoretischen »Elefantenrunde« durchaus dicke Bretter gebohrt; eine brauchbare Werkzeugkiste oder gar ein hochseetaugliches Boot entstehen daraus aber nicht. Siegfried J. Schmidt bearbeitet das Autologieproblem aller Kulturdefinitionen und -beschreibungen und konzipiert Kultur ganz allgemein als Ordnungsprogramm »der semantischen Kombination (bzw. Relationierung) von Kategorien und Differenzierungen, ihrer affektiven Gewichtung und moralischen Evaluation« (S. 23). Ihre Leistung liege demnach im Bereich der »Optionseröffnung und -schematisierung« (S. 23) – eine Feststellung, die ebenso richtig ist wie sie die Frage provoziert, was mit einem solchen Kulturbegriff gewonnen sein könnte. Der Berliner Philosoph Wolfgang Fritz Haug liefert da Konkretes, indem er den Kulturbegriff an ein marxistisch fundiertes Verständnis von Praxis bindet und die genuine »kulturelle Unterscheidung« vom »Selbstzweckhandeln« (S. 50) her denkt. Aristoteles, Freud, Adorno und Marcuse werden hier zusammengeführt, um das »flüssige Moment des Kulturellen« als »kritischen Stachel« einerseits und als fortwährendes Glücksversprechen zu bestimmen (S. 51 f.). Virtuoso zeigt Haug anhand von Paul Willis' klassi-

scher Studie »How Working Class Kids get Working Class Jobs« von 1977 sowie von Hans Holbeins Kaufmannsportrait von 1532 die Widersprüchlichkeiten der kulturellen Unterscheidung auf. Als nächster Großtheoretiker steigt Terry Eagleton in den Ring, irritiert an dieser Stelle allerdings mit reichlich sinnfreien Flapsigkeiten. Hier zwei Kostproben: »Hätte die Menschheit nur aus einem Personentypus bestanden – zum Beispiel schwule Chinesen, mit ein paar Hetero-Chinesen, um die Show am Laufen zu halten –, so wäre uns bestimmt eine enorme Menge an Durcheinander und Unheil erspart geblieben« (S. 65). Sinnvoll kommentieren kann man solche schrägen Behauptungen kaum noch. An anderer Stelle heißt es dann: »Was Menschen auch immer sein mögen, sie sind zunächst Naturstückchen, Materieklumpen. Das klingt vielleicht nicht sehr sexy, glamourös oder schmeichelhaft, aber es stimmt nun einmal« (S. 65). Eagleton schließt mit einer geradezu absurden Passage, in der die Menschheit als gescheitertes Experiment vorgestellt wird und der klassische Vordenker des modernen Kulturpessimismus zu seltsamen Ehren kommt: »Sieht man sich in der Welt um, so ist es nicht selbstverständlich, dass Schopenhauer sich geirrt hat« (S. 66).

Im nächsten Beitrag des Bandes rekapituliert John Storey in klarer Diktion und mit gut nachvollziehbaren Argumenten das Kulturverständnis der britischen Cultural Studies, wobei einschlägige Problemformulierungen von Raymond Williams im Zentrum stehen. Kultur erscheint hier als »System geteilter Bedeutungen« (S. 72), das immer auch Auseinandersetzungen und Kämpfe um Bedeutungen produziert. Wenn Kultur in diesem Sinne als Prozess der »Produktion, Zirkulation und Konsumtion von Bedeutungen« (S. 82) aufgefasst wird, dann unterstreicht das den wirklichkeitskonstituierenden Charakter von Kultur. Ulf Hannerz liefert anthropologische Notizen zum Kulturdiskurs in rezenten globalen Zukunftsszenarien und diagnostiziert hier einen »Kultursprech«, der mit geläufigen Wendungen wie »die Kultur des...« oder »eine ...-Kultur« versucht, »etwas Allgegenwärtiges, tief Verwurzeltes, Dauerhaftes und eher Verschwommenes zu insinuieren« (S. 91). Hannerz macht demgegenüber aus anthropologischer Perspektive vier »Hauptrahmen« kultureller Prozesse aus, in denen sich Kultur als sozial organisierte Bedeutung konstituiert: der Staat, der Markt, soziale Bewegungen sowie die »Mit-Menschlichkeit« als die Ebene fundamentaler Sozialkontakte (S. 96). Der Klagenfurter Komparatist Peter V. Zima bestückt den Band mit einer subjekttheoretisch gestützten Abhandlung über spezifische Schwierig-

keiten interkultureller Transferprozesse in Spracherwerb und Wissenschaft; unter anderem wird dabei die gegenseitige Nichtbeachtung zwischen Niklas Luhmann und Pierre Bourdieu beleuchtet, was laut Zima zu einer »kritische[n] Erschütterung« (S. 108) beider Ansätze zugleich führen könne.

Ähnlich weit entfernt von einer Diskussion des Kulturkonzepts ist der Beitrag von Zimas Tübinger Fachkollegen Jürgen Wertheimer, der Ereignisse des »arabischen Frühlings« in Kairo, der ukrainischen Revolution in Kiew und der Proteste gegen die repressive Politik Erdogans in der Türkei unter Rückgriff auf die Raumfiguren der *agora* und der *arena* interpretiert. Die zentralen Schau-Plätze der genannten Protestbewegungen – Tahrir, Majdan, Taksim – werden als »Gesamtkunstwerke« gelesen, die den Protest gebündelt und in neue Formen von »Performance« überführt haben. Wolfgang Kaschuba präsentiert unter dem Titel »Lili Marleen in Shenzen« zahlreiche Beispiele und Überlegungen zu einem »neue[n] kulturelle[n] Repräsentationsparadigma« (S. 141), die mit einer interessanten Pointe zum Thema Kulturalismus überraschen: Hatte Kaschuba in den 1990er Jahren vor allem auf die Problemstellen und Gefahren einer kulturalistischen Perspektive auf Gesellschaft verwiesen, beschreibt er nunmehr die Gesellschaft selbst als prinzipiell »kulturalistisch verfasst« (S. 140), woraus er mit leichter Hand die Notwendigkeit einer praxistheoretischen Kultur- und Gesellschaftsanalyse ableitet. Auf diese Weise wird die Kulturalisierung der Gesellschaft gleichsam zum realhistorischen Prozess der späten Moderne erklärt; die Schlüsselfunktion der Kulturwissenschaften liegt hier auf der Hand. Angesichts der Ubiquität kultureller und kulturalistischer Repräsentationen in Lebenswelt und Wissenschaft sieht Kaschuba im Kulturbegriff weniger ein Problem als vielmehr eine fortwährende Herausforderung, und er beantwortet den Call for Papers der Innsbrucker Tagungsorganisatoren mit der auch ganz persönlich gemeinten Auskunft: »Nein, kein Unbehagen, nicht wirklich!« (S. 137)

Mehr Unbehagen findet sich wiederum in den beiden abschließenden Tagungsbeiträgen: In seinem Text über »(Kultur)kämpfe der Gegenwart« geht der Sozialanthropologe Chris Hann sehr konkret auf aktuelle Kulturalisierungsfiguren im Diskurs der PEGIDA-Bewegung und in der Diskussion um geopolitische Transformationen in der Gegenwart ein – ein erhellender Text auch deshalb, weil Hann als profiliertes Kritiker des Kulturkonzepts eine kleine Geschichte seiner eigenen biographischen

Erfahrungen im Umgang mit »Kultur« beisteuert. Um Kulturalisierungsstrategien geht es auch in dem Beitrag von Iman Attia – diesmal aus rassismustheoretischer Perspektive sowie mit einem Fokus auf dem Islamdiskurs. Attia spricht von der »Entsorgung historischer, gesellschaftlicher und politischer Dimensionen« (S. 181) und zeichnet nach, wie »europäische Wertegemeinschaft« und »deutsche Leitkultur« politisch in Stellung gebracht werden, um angeblich fixierte kulturelle Differenzen zu »muslimischen« Migrant/innen glaubhaft zu machen. Die geläufige Konstruktion einer religiös grundierten »Kultur der Anderen« zeigt die aktuelle Macht kulturrassistischer Argumentationen.

Nach der Lektüre dieses Bandes, dessen Autorinnen und Autoren ihr »Unbehagen an der Kultur« teilweise sehr schroff ausformulieren, bleibt doch einiges offen. Wenn Wolfgang Kaschuba in seinem Essay »oft zu viele, zu beliebige, zu ausschweifende, zu widersprüchliche Kultur-Palaver« (S. 112) inner- wie außerhalb der Kulturwissenschaften konstatiert, dann bringt er damit auch ein Problem des Sammelbandes auf den Punkt: Auch das »Unbehagen an der Kultur« bietet eine verwirrende Fülle an »Kultur-Palaver« an, das nur schwer auf einen Nenner zu bringen ist. Man muss über einen intakten inneren Theorie-Kompass verfügen, um in diesem Wald nicht die Orientierung zu verlieren: Was war noch mal das Problem mit der »Kultur«? Nun wissen wir aus Kroebers und Kluckhohns 1952 vorgelegter kritischer Materialsammlung nur zu gut, wie unscharf und polyvalent der Kulturbegriff schon vor über 60 Jahren war² – und seither sind seine Implikationen und Problemzonen in ungezählten Debatten und Abhandlungen weiter diskutiert worden. Im Hinblick auf die Konzeption des vorliegenden, in seiner Reichhaltigkeit und Komplexität beeindruckenden Sammelbandes stellen sich daher vor allem zwei Fragen: Ist die neuerliche umfassende Grundsatzdiskussion über »Kultur« wirklich so notwendig, wie hier behauptet wird? Und ist es nicht schade, dass zwischen den zahlreichen elaborierten Problematierungen zu selten gesagt wird, dass die empirischen Kulturwissenschaften doch über ein ausgezeichnet operationalisiertes Kulturkonzept verfügen? »Kultur« funktioniert in der wissenschaftlichen Praxis der Europäischen Ethnologie und ihrer Nachbardisziplinen nach wie vor als ein heuristischer Schlüssel zu einer Gesellschaftsanalyse, die ihre Stärken

2 Alfred L. Kroeber/Clyde Kluckhohn, *Culture. A Critical Review of Concepts and Definitions*. Cambridge 1952.

gerade daraus gewinnt, dass sie die spezifisch kulturellen Komplexe aus Praktiken, Bedeutungen, Repräsentationen und Expressionen aus einer akteurszentrierten Perspektive nachzeichnet. Dieses Kulturkonzept nun unbehaglich zu finden oder gar zu verabschieden, weil »Kultur« in Teilen des öffentlichen Diskurses ganz anders verwendet wird, würde bedeuten, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Vielmehr ist mit einem etablierten praxeologischen Kulturbegriff immer wieder neu daran zu erinnern, dass Kultur ein dynamischer Schauplatz vielfältiger Praktiken und Aushandlungsprozesse ist.

Jens Wietschorke

Novák László Ferenc: *A Három Város néprajza*
(Volkskunde der drei Städte)

Debrecen: Debreceni Egyetem Néprajzi Tanszék

(Volkskundeinstitut der Universität Debrecen) 2015, 890 Seiten

Der Autor des vorliegenden umfangreichen Buches, László Ferenc Novák, ist ein profunder Kenner der Geschichte und der Volkskunde der »drei Städte«. Als ehemaliger Museumsdirektor in Nagykovács, nun im Ruhestand, kann er auf 43 Jahre intensiver Forschungsarbeiten und reichhaltige Publikationen zurückblicken, die sich zum großen Teil mit den »drei Städten« befassen. Nováks Herangehensweise an seinen Forschungsgegenstand ist durch die historische Volkskunde gekennzeichnet, d.h. deren enge Verknüpfung mit Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur im jeweiligen geschichtlichen Wandel. Das bildet auch den roten Faden in seiner Untersuchung der Volkskunde der »drei Städte«.

Der Begriff »die drei Städte« geht auf das Mittelalter zurück. Damit sind die zwischen Donau und Theiß dicht nebeneinander liegenden Städte Cegléd, Nagykovács und Kecskemét gemeint. Sie erhielten ihre eingebürgerte Bezeichnung aufgrund der gemeinsamen Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur als Marktflecken (*oppidum*) auf der ungarischen Tiefebene und aufgrund der gemeinsamen historischen Herausforderungen und ihrer Eigenart, die ihre singuläre Erscheinung ausmacht. Diese Eigenart war wichtiges Kennzeichen der Gesellschaft in diesen drei

Städten, nämlich Autonomie, ein spezielles Steuersystem und die Privilegien.

Die Autonomie geht auf die Zeit zurück, als Ungarn im 16. und 17. Jahrhundert in drei Teile aufgespalten war: im Westen und Norden regierten die Habsburger, im Osten lag der Vasallenstaat – das Fürstentum Siebenbürgen –, und die Mitte des Landes, in keilförmiger Form, stand unter türkischer Besatzung. In diesem letzteren Gebiet lagen die drei Städte. Nachdem die königliche und die grundherrschaftliche Verwaltung nicht mehr präsent waren, entwickelte sich in diesen Städten eine bemerkenswerte Autonomie und Selbstverwaltung, praktisch verbunden mit dem Patronatsrecht. Die Magistrate dieser Städte konnten dies zum Teil auch deshalb realisieren, weil die drei Städte Hasgüter geworden waren, d.h. unmittelbar dem Sultan und dessen Schutz unterstanden, sodass sie von marodierenden Soldaten verschont blieben. Diese Autonomie wurde allerdings auf eine harte Probe gestellt, als nach der Befreiung von der Türkenherrschaft Ende des 17. Jahrhunderts die früheren Grundherren ihre alten Besitzrechte wieder einforderten, wenn zum Teil auch vergeblich.

Das Steuersystem war insofern eigenartig, als die Magistrate nicht nur dem Sultan sondern auch der ungarischen Komitatsverwaltung und den früheren Grundherren Steuern entrichteten, wenn auch den beiden letztgenannten nur geringfügig. Die Abgaben lieferten die Magistrate kollektiv für die Bürger ab, obwohl diese abhängige Leibeigene waren, die rein rechtlich gesehen ad personam ihre Abgaben hätten entrichten müssen. Auch die Kleinadligen, die vor den Türken aus den umliegenden Orten in die Städte geflohen waren, entrichteten unabhängig von ihrem privilegierten Stand Steuern an die Magistrate so wie alle anderen Bürger auch. Diese insgesamt wohlhabende Bevölkerungsschicht wird von der Forschung als »Bauernbürger« bezeichnet. Sie bildete den Grundpfeiler der drei Städte. Viele von ihnen haben den Adelstitel durch Kauf verliehen erhalten, aber trotzdem zahlten sie weiterhin ihre Steuern an den Magistrat.

Unter den Privilegien, die die drei Städte genossen, war das Marktrecht das wichtigste, weil es die Verwertung der Produktionsgüter garantierte. Kein Wunder, dass der Marktplatz im Zentrum dieser Städte platziert war zwischen Kirche und Rathaus. Denn diese drei waren die wichtigsten Kommunikationszentren.

Das Besondere an der Wirtschaft der drei Städte war im 16. und 17. Jahrhundert die absolute Dominanz der Vieh-, vornehmlich der Rinderzucht, und dementsprechend der Viehexport. Beide zusammen haben diesen Städten ihren Wohlstand eingebracht. Die externe Viehwirtschaft wurde auf den sogenannten Hutweiden betrieben, die nach der Verwüstung und Entvölkerung vieler kleiner Dörfer teilweise 50 bis 60 km weit von den Städten entfernt lagen. Diese Hutweiden bildeten die Lokalitäten für die später entstandenen einsamen Gehöfte, die ebenfalls zum Kennzeichen der drei Städte geworden sind. Ab dem 18. Jahrhundert löste der Getreideanbau die Viehwirtschaft ab. Dazu kam ab dem 19. Jahrhundert die Entwicklung einer intensiven Gemüse-, Obst- und Weinkultur, die ebenfalls für den Export produzierte und noch heute ein wichtiges Merkmal der drei Städte ist. Handwerk und Handel waren von Anfang an abhängig von den Erfordernissen der Wirtschaft. Die ersten Industrieanlagen waren daher auch verarbeitende Betriebe für die Garten-, Gemüse-, Obst- und Weinkultur.

Kultur- und Bildungseinrichtungen im 16. Jahrhundert gehen zurück auf den Wunsch nach einer gebildeten Schicht für die Verwaltung und für die Verwertung der Wirtschaftsprodukte. So entstanden Trivialschulen der drei Städte bereits im 16. Jahrhundert, diverse Volksschulen im 18. Jahrhundert und Fachschulen im 19. Jahrhundert. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts wurden auch diverse Vereine gegründet für die Erfüllung gesellschaftlicher Bedürfnisse, aber auch für Weiterbildung der unteren Schichten. Nagykörös wurde z.B. als »Stadt der Vereine« bezeichnet. Trotz Bildung und Kultur fanden in den drei Städten dennoch zwischen 16. und 18. Jahrhundert diverse Hexenprozesse mit tödlichem Ausgang statt.

Elemente der Volkskultur – wie Brauchtum, kalendarische vergnügliche Feste und Volksreligiosität, d.h. Herzstück der Folklore – sind hauptsächlich unter den später zugezogenen unteren Bevölkerungsschichten zu finden, die überwiegend römisch-katholisch waren. Im 16. und 17. Jahrhundert dominierte dagegen in den drei Städten der reformierte Glaube, und er behielt seine zentrale Stellung bis heute noch in Nagykörös. Die reformierte Kirche war von ihrer Theologie her aus moralisch-ethischen Gründen gegen jeglichen »Aberglauben«. Das ist der Grund für den zurückhaltenden Umgang mit der Volkskultur in diesen Städten. Auf der anderen Seite stärkte die reformierte Kirche durch ihre juristisch formulierte Idee der Autonomie von unten her, mit einer absolut flachen Hierarchie, die Bestrebungen der drei Städte nach Selbstverwaltung. In dieser

Epoche der türkischen Besetzung war die römisch-katholische Kirche, abgesehen von den Franziskanern, nicht mehr präsent. Dass die Reformierten in den drei Städten eigentlich der bäuerlichen Bevölkerungsschicht angehörten, ist eine singuläre Erscheinung in der europäischen Reformationsgeschichte, da die Reformierten im übrigen Europa eher der gebildeten Bürgerschaft der Städte zuzuordnen waren.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Nováks gründliche Monographie einen abgeschlossenen Zustand schildert, der durch die gewaltsame Kollektivisierung der Landwirtschaft nach den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts zu Grabe getragen wurde. Ein großer Wert des Buches ist, dass die Erinnerungskultur durch eine umfangreiche archivalische Dokumentation und reichhaltige Illustrationen eine plastische Lebendigkeit erfahren hat. Das Buch ist wahrlich ein im positiven Sinn in Buchstaben gegossenes Museum. Ein anderer besonders hervorzuhebender Vorzug der Monographie besteht darin, dass die speziell volkskundlichen Elemente nicht separat dargestellt werden, sondern in engem Zusammenhang mit ihrer Handhabung und Verwendung im wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Bereich.

Die des Ungarischen nicht kundigen Interessenten werden über Inhalt und Darstellung ausführlich informiert durch eine 13 Seiten umfassende englischsprachige Zusammenfassung.

Balázs Németh

Rodney Harrison: Heritage

Critical Approaches. London, New York: Routledge 2013,
268 Seiten, zahlreiche Abb.

Der als Archäologe in Australien ausgebildete Rodney Harrison zeichnet nach, in welcher Weise »Heritage« als kulturelles Erbe unter dem Einfluss der Welterbekonvention der UNESCO klassifiziert und wahrgenommen wird und in welcher Form zeitgenössische globale Gesellschaften dieses Erbe verwalten. Es ist ein Erbe-Konzept, das von Bauwerken bis in die regionalen Küchen reicht, das Volkslieder ebenso wie persönliche Gebrauchsgegenstände einschließen kann. Das so globalisierte

Phänomen »Heritage« umfasst materielle wie auch immaterielle Güter und hat – darauf ist ein Augenmerk des Autors gerichtet – eine ausge dehnte Industrie im Gefolge, die sich weiter entwickelt (und Arbeitsplatz für Europäische EthnologInnen sein kann).

Zugleich bietet Harrison eine Art Werkzeugkasten der Konzepte an, der als Anleitung zum Studium dieser Phänomene nützlich sein will. Der im Untertitel angekündigte kritische Zugang soll, darauf basierend, zugleich Modelle für dialogische und demokratische Entscheidungsprozesse aufzeigen. Harrison geht es um die höchst komplexe Funktion dieser Art von Erbe in modernen Gesellschaften. Sie stellt er in einen weitgefassten theoretischen Zusammenhang und diskutiert sie mit einem Akzent auf jene Veränderungen, die sich mit der Globalisierung des Erbe-Gedankens in den letzten zwanzig Jahren ausgebildet haben. Sie betreffen vor allem die Masse, wenn nicht Überfluss, der in Frage stehenden Gegenstände und Themen und ihre Verbindung zur Erinnerungskultur unserer Gesellschaften.

Harrison benutzt die Bezeichnung »official heritage«, um jene Erbteile zu charakterisieren, die von den Staaten und offiziellen Institutionen autorisiert sind und damit als anerkannt gelten. Ihre Merkmale sind in der Gesetzgebung oder auf nationalen oder internationalen Listen in einer Art Charta festgehalten. Diese operationale Definition trennt Gebäude, Landschaften etc. von den alltäglichen Dingen und verlangt ihre Bewahrung aus definierten ästhetischen, historischen, sozialen etc. Qualitäten. Es sind – wie etwa Nelson Mandelas Zelle auf Robben Island – Orte und deren Objektfundus, die eine breite europäisch-amerikanische Bewegung seit dem 19. Jahrhundert neu definiert, eine Bewegung, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Nordamerika, dem Vereinigten Königreich und Westeuropa an Dynamik gewann. Schon die Vorgeschichte des Erbe-Konzeptes zeigt diese Sichtweise als eine dezidiert westliche, euro-amerikanisch zentrierte. Denkbare Bewegungen anders strukturierter und begründeter Wahrnehmung des Erbes in Ländern der einstigen Dritte Welt werden nur genannt, wenn sie diesem Muster folgen. Das zeigt auch Harrisons Literaturliste, die ausschließlich Texte aufführt, die in englischer Sprache erreichbar sind. Er begründet dies vernünftig mit seiner detaillierten Kenntnis dieser »englischen« Regionen. Das muss kein Manko sein, denn diese Begrenzung erlaubt auch Schlüsse auf deren Besonderheiten.

Am Beispiel von Stonehenge zeigt Harrison neben der Unterschutzstellung und legislativen Einbindung von 1986 die Nutzung und Inbesitznahme von Druiden-Gruppen und Neopaganen, die dort (»unofficial heritage«) die Winter- und Sommersonnwende erleben wollen: Sie kehren die ursprünglich rein archäologische Bedeutung um, und neben dem »offiziellen« Teil entstehen neue Deutungen, Kulte, die einen »inoffiziellen«, etwa keltomanen Gebrauch generieren, den die Behörden meist tolerieren, aber dennoch wohl beobachten. Die Externsteine in Deutschland oder die weniger auffälligen »heiligen Steine« (etwa in Mitterretzbach im Weinviertel) wären analoge Beispiele solcher überschießender Nutzungen.

Dem Autor kommt es darauf an, anhand einer klaren Gliederung möglichst alle Aspekte des Themas auszuleuchten. Er tut dies anhand von Materialien, die von den australischen Aborigines bis zu den Debatten um den Bahnhof der New Yorker Penn-Station im Jahre 1963 reichen. Das macht – neben der gebotenen Übersicht – den Reiz für hiesige Leser aus. Seine Beispiele aus der anglophonen Literatur und deren Debatten zeigen, wie eine Handvoll Spezialisten klären, was für ein Land und dann sogar die Welt als Erbe zu gelten habe.

Harrison, der selbst auf der Produzentenseite von Heritage aktiv war, reflektiert seine Tätigkeit während der letzten fünfzehn Jahre, in denen er danach mit dem Projekt »Understanding Global Heritage« beschäftigt war, und lässt in seiner Textsammlung die Leser an diesem Prozess teilnehmen. Dazu gehören Themen wie ökonomische Aspekte der touristischen Verwertung und Konsumption, der Wertschöpfung und des kulturellen Eigentums, die Frage nach der Materialität des Feldes und seine Erweiterung zum (nicht immer trennscharfen) immateriellen Kulturerbe und die Geschichte der Markierung bis hin zum Einfluss des Kulturerbe-Regimes durch die UNESCO, das in Wien wie in Dresden städtebauliche Entscheidungen beeinflusst hat und öffentlich wahrgenommen wurde.

Barbara Kirshenblatt-Gimblett hat in ihrer Keynote auf dem SIEF-Kongress 2004 in Marseille einen Text »From Ethnology to Heritage« vorgelegt. Damit war ein Akzent formuliert und mit dieser Verschiebung eine Richtung skizziert, die sich in unserem Fach als Tendenz abzeichnet und die, so scheint es, einen neuen Teil seiner nachweisbaren Nützlichkeit auszumachen scheint. Ohne das an die große Glocke zu hängen, sind fast alle, auch sehr prominente Kolleginnen und Kollegen in Österreich

und Deutschland in Tätigkeiten rund um die Idee des Welterbes verwickelt, wie es die UNESCO in die Welt gesetzt hat. In den Gremien für das immaterielle Kulturerbe sitzt – zumindestens in Deutschland – alles, was im Fach Rang und Namen hatte und hat. Auch in Österreich haben fast alle mittlerweile aus Überzeugung wie aus Gefälligkeit (und vielleicht manchmal mit Bauchgrimmen) das eine oder das andere Gutachten zum immateriellen Kulturerbe geschrieben.

Die in Barbara Kirshenblatts Text angesprochene Verlagerung von der Ethnologie zur Erbekultur(-Forschung?) scheint als Tendenz und Weg nicht nur einer der Museen zu sein. Vielmehr scheinen sich Heritage und die damit verbundene Erinnerungskultur mittlerweile zu einem zentralen Tätigkeitsfeld der Europäischen Ethnologie entwickelt zu haben. Heritage beschäftigt sich nicht mit dem gewöhnlichen Alltag, sondern mit einem Ausschnitt, der als Erbe deklariert wird, und dessen Funktion in der Gegenwart. Der große und eindrucksvolle Kongress des Österreichischen Fachverbandes in Innsbruck »*Erb.gut? Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft*« im Jahre 2007 war der gewandelten Bedeutung dieses Ausschnitts und seiner Verästelung in die verschiedenen Fragestellung nachgegangen. Sprachlich hatte der kroatische Museologe Tomislav Šola bereits in den 1990er Jahren den Begriff »Heritology« geprägt und damit Studiengängen in Kroatien und in Tschechien einen Namen gegeben. Rodney Harrison ist also nicht allein. Markus Tauschek hat in seiner Dissertation (2010), die sich mit dem Herausarbeiten dieser Mechanismen beim Karneval in Binche (Belgien) beschäftigte und mit dem Handbuch »Kulturerbe« Texte vorgelegt, die eine Zuständigkeit der Europäischen Ethnologie dokumentieren. Dass dieses Buch nun schon in der 2. Auflage erschienen ist, mag ein Hinweis darauf sein, dass die Fragen des Umgangs mit den als Erbe deklarierten Feldern in den Kulturwissenschaften »quer« liegen und die Europäische Ethnologie kein Monopol darauf beanspruchen kann. Das zeigt auch die das Thema ein- und umkreisende Textsammlung Harrisons dort, wo sie sich mit den Nutzungen ethnologischer Merkmale befasst, aber diese in einen weiteren Kreis einordnet.

Konrad Köstlin

Geoff Stahl (Hg.): Poor But Sexy. Reflections on Berlin ScenesBern u.a.: Peter Lang Verlag 2014, 225 Seiten

Der kanadische Kommunikationswissenschaftler Geoff Stahl hat mit »Poor But Sexy« einen herausragenden Sammelband zum Themenkomplex urbane Szenen vorgelegt. Am Beispiel Berlin nähern sich Fallstudien zu Russendisko, Queer-Clubbing, Berliner Underground Parties, Design Professionals, der Rolle neuer Technologien und virtueller Netzwerke, alternativen FilmemacherInnen, Techno- und Rave-Events oder dem CTM Festival dem Szenekonzept; die AutorInnen kommen aus der Kulturwissenschaft, Europäischen Ethnologie, Musikwissenschaft, Soziologie, Stadtforschung oder den Popular Music Studies.

Das Szenekonzept, das hier im Mittelpunkt steht, wurde vor allem zur Abgrenzung von Subkulturen im Popdiskurs genutzt und soll Veränderungen in der Gegenwart deutlich machen. Das besondere an *Poor But Sexy* ist die kritische Perspektive auf Szenen in Berlin, welche der Herausgeber und die meisten AutorInnen einnehmen. Diese ist bei den jüngeren Veröffentlichungen, welche Kunstschaffen und Pop-Kultur in Berlin journalistisch oder akademisch in den Blick nehmen, selten der Fall, was zu einer ambivalenten Stilisierung und Positionierung Berlins seit dem Fall der Mauer geführt hat. Dass einige der AutorInnen nur temporär in Berlin gelebt haben, tut dem Buch gut, da es der »Betriebsblindheit« entgegenwirkt und hier zum Hinterfragen von Alltäglichem führt. So war etwa Stahl selbst zunächst für ein Fellowship von 2003 bis 2005 in Berlin und weitere Aufenthalte zwischen 2012 und 2014 ermöglichten ihm einen langjährigen Überblick zu den dortigen Entwicklungen.

Die Einleitung des Herausgebers weist bereits die diskursive Richtung, in welcher der Band argumentiert. Auch wenn Definitionen von Szenen vage und problematisch bleiben wie die Gemeinschaften selber, bringen situative Beschreibungen die LeserInnen dafür nahe an den Gegenstand und ermöglichen so eine differenzierte Betrachtung urbaner Verhältnisse, weshalb das Szenekonzept für Stahl nutzbringend bleibt: »The scene [...] is more than just a subculture, another urban social Form, for its borders are much more porous and its social makeup not marked by the kind of uniforms usually associated with subcultures«. (S. 15) Szenen sind virulente soziale Formen der Gegenwart, wo einiges geheim, aber wenig »sub« ist.

Die Transformationsprozesse in Berlin seit dem Fall der Mauer sind in Europa laut Stahl einzigartig in ihren Ausmaßen, und die › kreativen‹ Szenen sind hyperaktive MitgestalterInnen. Die Reaffirmation von Berlins Status als kulturelle Hochburg, einem *Promised Land* für KünstlerInnen, Kulturschaffende und UnternehmerInnen in der Vergnügungsbranche, hat seit dem Fall der Mauer zu einer anhaltenden Goldgräberstimmung geführt. Das kreative Versprechen deutet Stahl als »complicated appeal that is bound up in a reputation spread through word of mouth, artistic and social networks, urban ›boosterism‹ campaigns, the proliferation of cultural policies, numerous creative funding bodies and academic institutions, urban planning directives, and attractive investment opportunities«. (S. 8) Selbstredend gibt es hier individuelle Erfolgsgeschichten, doch der große Geldsegen für die Allgemeinheit ist ausgeblieben, wie der Titel des Buches bereits andeutet, der auf Klaus Wowereits bekannte Charakterisierung Berlins zurückgeht. Berlins Nimbus gleicht einer Beschwörung, denn Berlin bleibt laut Stahl »a city always imagined, promised, yet forever unrealised«. (ebd.) Den Fakten zum Trotz überlagert dieses imaginierte Berlin das reale. Der Mythos Berlin entwickelte eine Eigendynamik, welche sich auch in der materiellen Form der Stadt niedergeschlagen hat: Neubauten von Bürogebäuden und Neueröffnungen von Bars und Restaurants gehören zum Alltäglichen.

Perpetuiert wurden diese Eigendynamiken durch Kampagnen des Berliner Senats wie *Be Berlin*. Laut Stahl umfasst diese Aufforderung konkrete Erwartungen an die Bürger: »The labour of selling Berlin, of being branded a Berliner and bearing the brand of Berlin, of taking the onus of promoting and celebrating its civic assets«. (S. 10) Die komplexen historischen Schichten und die weiterhin instabile Wirtschaft verdeutlichen für Stahl zum einen die Widerstandsfähigkeit des kulturellen Lebens, aber andererseits auch »the many dilemmas and paradoxes that shape the dream«. (S. 9) Berlin steht für das Streben nach einem kreativen Leben(ssstil) in einer Weltstadt. Faktisch ist Berlin aber keine Weltstadt; was ökonomisch nicht zu realisieren war, wird nun auf kultureller Ebene angestrebt; dabei versucht man mit dem Fall der Mauer direkt an kulturelle Blütezeiten des frühen 20. Jahrhunderts anzuknüpfen. So hat die Parole ›Berlin Sein‹ vor allem ideologische Implikationen, denn die Geschichte des Zweiten Weltkriegs wird dadurch zusehends ausgeklammert. Während es in Bereichen wie Tourismus, Nachtleben oder Medien zwar ein immenses Wachstum gab, bleiben die verbleibenden Bereiche

davon unberührt, weshalb Stahl zu dem Schluss kommt: »to be Berlin remains haunted by potential rather than realisation, still encumbered by becoming and not yet being.«

Dies hat vor allem mit den prekären Arbeitsbedingungen in urbanen Kontexten und speziell in Berlin zu tun, denn staatliche Förderungen und Absicherungen für Institutionen und Individuen werden gleichermaßen fortschreitend abgebaut, Niedriglöhne bleiben die Regel. Auch wenn dies ein Allgemeinplatz der Gegenwart sein mag, so wird dies in Berlin von einer euphorischen Aufbruchsstimmung begleitet, von einer Aufforderung, die eigenen kreativen Potentiale zu aktivieren und die Stadt als Möglichkeitsraum voll auszuschöpfen. Am stärksten spiegelt sich dieser Umstand im Berliner Nachtleben, weshalb sich die meisten der Artikel konkret mit diesem Feld beschäftigen, die verbleibenden Beiträge zur Musikwirtschaft, Filmszene und Designszene sind ebenso damit verflochten. In einer Stadt, wo Arbeit und Leben fließend in einander übergehen, wo das Private öffentlich wird, wo Eröffnungen und Konzerte zum Beruf gehören und den Arbeitsplatz in den öffentlichen Raum erweitern, ergeben sich naturgemäß auch für viele AkteurInnen der sogenannten kreativen Szene neue Auftrags- und Projektmöglichkeiten in den nebulösen Räumen des Nachtlebens – Veränderungen, die auch die Methoden der ethnografischen Forschung herausfordern. (S. dazu bspw. Klaus Schönberger: *Methodische Entgrenzungen. Ethnografische Herausforderungen entgrenzter Arbeit*. 2005/2013).

Die Schattenseiten vertieft vor allem Enis Oktay im letzten Beitrag des Bandes: *Welcome to Europe's Nightlife Capital*. In Berlin sind laut Oktay ein Fünftel aller BerlinerInnen mit der kreativen Branche verbunden und diese erwirtschaftet das zweithöchste Bruttoinlandsprodukt nach der Tourismusbranche, wobei das Nachtleben für beide Bereiche zentral ist. Hinzu kommen die vielen StudentInnen, welche ebenfalls potenzielle Kunden der Vergnügungswirtschaft sind. So sind Prenzlauer Berg, Friedrichshain, Mitte, Neukölln oder Kreuzberg dicht mit Cafés, Bars und Restaurants gepflastert: »Paradoxical for an economy which is supposedly in recession, most of these commercial establishments are full both during the week and on the weekend, both during the day and at night«. (S. 216) Dies hängt nicht nur mit flexibleren Arbeitszeiten in der Kreativbranche zusammen, sondern auch damit, dass informelle Meetings Teil der Arbeit sind. Ebenso liefert der Club- oder Festivalbesuch optimale Gelegenheiten zum Netzwerken und Austausch in ausgelassener

Atmosphäre. Was Oktay Sorge bereitet, ist die Losgelöstheit der ProtagonistInnen von dem, was jenseits ihrer kreativen Sphäre passiert, was seiner Meinung nach eine Apolitisierung zur Folge hat. So sind Veranstaltungen mit kritischen Inhalten in Kunst und Kultur allgegenwärtig, jedoch scheint der Besuch solcher Veranstaltungen eher dazu beizutragen, am Image zu basteln – kritisches Selbstverständnis wird ästhetisiert, da man scheinbar nichts weiter tun muss, als ›dabei zu sein‹. Laut Oktay konstituiert sich ein großer Anteil der Berliner Bevölkerung aus privilegierten und gebildeten MigrantInnen, »the hip and cosmopolitan urbanities, who create the exceptional state of perpetual party which seems to characterise Berlin nowadays. Critical theory is increasingly utilised by the ›hipoisie‹ to define and legitimate its lifestyle of hedonistic excess, to market the products of its labour as ›works of art‹, and to give itself the air of nonconformity and political dissidence«. (Oktay, S. 219).

Für Oktay reicht das Szene-Konzept hier nicht tief genug, weshalb er den Begriff Neo-Tribes verwendet, welches ebenfalls in Zuge der Kritik am Subkulturkonzept aufkam und vor allem für Szenen im Kontext von elektronischer Musik/Club Culture und digitaler Technologie Verwendung findet; er versteht das Konzept wie folgt: »[T]hese hedonistic neo-tribes come into existence situationally with the main purpose of having fun and celebrating their privileged existence (in the first world) while preferably taking steps (networking) at the same time towards capital accumulation. By and large, the current versions of Berlin's (in)famous club scenes seem to be, in their drug induced euphoria, busier with celebrating, glorifying, and justifying their fashionably aestheticized and glamorously ›alternative‹ existence than looking beyond their immediate surroundings and intimate circles« (ebd.).

In der Debatte um zeitgemäßere Begriffe für das, was man in den Cultural Studies et al. mit Subkulturen beschrieben hat, liefern Kira Kosnick, David Emil Wickeström, Carlo Nardi, Christoph Jacke, Sandra Passaro, Anja Schwanenhäuser, Bastian Lange, Ger Zielinski, Beate Peter, Enis Oktay und Geoff Stahl dichte Beschreibungen, wichtige Fakten, neue Interpretationen oder messerscharfe Analysen von Berliner Szenen. Unter Stahls gekonnter »Kuration« zeichnen die AutorInnen ein facettenreiches, komplexes und beunruhigendes Bild der Großstadt im 21. Jahrhundert. Ein wichtiges Buch für Lehre und Forschung.

Bianca Ludewig

Eingelangte Literatur

- Alpines Museum der Schweiz [Hrsg.]: Kerbhölzer, Knochenschlitten, Kuhherden. Kostbarkeiten der ethnografischen Sammlung. – Bern: Alpines Museum der Schweiz, 2016. – 35 Seiten, 34 Postkarten. – (Ein Postkartenbuch). – (Aus dem Inhalt: Matthias Beitzl, Es ist mir vieles wieder eingefallen. 22–26)
- Artimon, Teodora: From the twenty-first century to the middle ages. The mythical (de) construction of Stephen the Great of Moldavia. – Krems: Medium Aevum Quotidianum – Gesellschaft zur Erforschung der materiellen Kultur des Mittelalters, 2016. – 123 Seiten. – (Medium aevum quotidianum. Sonderband; 32). – Literaturver. S. 110–123
- Badeda, Rabea u.a.: Knochenleim & Golddrausch. Buchbindereien vom 18. Jahrhundert bis in das E-Book-Zeitalter. Sonderausstellung im LWL-Freilichtmuseum Hagen, Westfälisches Landesmuseum für Handwerk und Technik, 15. Juni bis 31. Oktober 2014. – Hagen: LWL-Freilichtmuseum, 2014. – 228 S. – (Forschungsbeiträge zu Handwerk und Technik; 27)
- Baur-Timmerbrink, Ute: Wir Besatzungskinder. Töchter und Söhne alliierter Soldaten erzählen. Mit Beitr. von Heide Glaesmer u.a., sowie mit einem Vorw. von Mechthild Rawert. – 1. Aufl. – Berlin: Links, 2015. – 240 S.
- Beitzl, Matthias und Ingo Schneider [Hrsg.]: Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten. Beiträge der 27. Österreichischen Volkskundetagung in Dornbirn vom 29. Mai – 1. Juni 2013. – Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 2016. – 316 Seiten. – Literaturangaben. – (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde; N. S. 27). – (Inhalt: Ingo Schneider, Über die emotionalen Kompetenzen der Europäischen Ethnologie/Empirischen Kulturwissenschaft/Kulturanthropologie. Zur Einführung. 7–13; Monique Scheer, Emotionspraktiken: Wie man über das Tun an die Gefühle herankommt. 15–36; Elisabeth Timm, Wissenschaft im Affekt. Eine subjekttheoretische Kritik zu Szenografie und Autoethnografie. 37–54; Manfred Seifert, Beheimatung – Zur emotionalen Anatomie eines sozialen Vorgangs. 55–74; Valeska Flor, Emotionen im Erzählen. Zur narrativen (Re-)Konstruktion und Bewältigung von Verlusterfahrungen. 77–95; Edith Hessenberger, Gefühle erzählen. Über die Rolle von Gefühlen in autobiografischen Erzählungen. 97–105; Ira Spieker, Unfassbares. Narration und Biographie im Kontext von Flucht, Vertreibung und Neubeginn. 107–125; Jochen Bonz und Katharina Eisch-Angus, Sinn und Subjektivität. Das Methodeninstrument Ethnopschoanalytische Deutungswerkstatt/Supervisionsgruppe für Feldforscher/innen. 127–155; Beate Binder und Gabriele Dietze; Expressionismus als Gefühlsraum und städtisches Raumgefühl. 157–169; Astrid Baerwolf, Kompetente Mütterlichkeit und Konzeptionen von Gefühl. 171–186; Michaela Haibl, Nachforschungen zur Erforschung der Liebesgabe. 187–201; Lukasz Nieradzik, Emotionen als Körperlichkeit. Das Beispiel des Wiener Fleischerhandwerks im 19. Jahrhundert. 203–211; Cornelia Renggli, Wir können nicht nicht fühlen. Fühlstile in den Kulturwissenschaften. 213–225; Martina Röthl, »Ein bisschen falsch sein muss man ja!« Logiken der Gastlichkeit als emotionale Vorgaben. 227–238; Ana Rogojanu, Gebautes Gemeinschaftsgefühl? Zur Planbarkeit von Atmosphären der Interaktion im gemeinschaftlichen partizipativen Wohnbau. 239–253;

- Alexandra Schwell, Muslimische Wut, westliche Angst und politischer Humor. Überlegungen zur Produktion und Subversion von Differenz. 255–270; Johanna Stadlbauer und Andrea Ploder, »I start with my personal life.« Zum Potenzial der Autoethnographie für die volkskundliche Forschung zu und mit Gefühlen. 271–280; Stephanie Tomschitz, Langeweile als Forschungsfeld. Methodische Herausforderungen und methodologische Überlegungen. 281–289; Jens Wietschorke, Affective Spaces. Emotionstheoretische Überlegungen zum Kirchenraum. 291–300; Georg Wolfmayr, Brigitta Schmidt-Lauber, »Hier ist nichts los«. Städtische Befindlichkeiten und Rankings in (einer Stadt wie) Wels. 301–313)
- Brunner, Karl und Thomas Kühtreiber [Hrsg.]: Adelskultur in der »Provinz«. Das niederösterreichische Tullnerfeld als mittelalterliche Kulturlandschaft (12.–14. Jh.). – Krens: *Medium Aevum Quotidianum* – Gesellschaft zur Erforschung der materiellen Kultur des Mittelalters, 2016. – 142 Seiten. – (*Medium aevum quotidianum*; Sonderband 33). – Literaturangaben
- Buchberger, Reinhard, Michaela Feurstein-Prasser, Felicitas Heimann-Jelinek und Nina Linke [Hrsg.]: Tafelkratzer, Tintenpatzer. Schulgeschichten aus Wien. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Ausstellungskabinett der Wienbibliothek im Rathaus. – Wien: Metroverlag, 2016. – 259 S.
- Burhenne, Verena u.a. [Red.]: »Darf's ein bisschen mehr sein?« Vom Fleischverzehr und Fleischartverzicht. Begleitbuch zur gleichnamigen Wanderausstellung des LWL-Museum-samtes für Westfalen, Münster. – Münster: LWL-Museum-samt für Westfalen, 2015. – 207 S.
- De Luca, Francesca [Hrsg.]: Österreichische Erzherzoginnen am Hof der Medici. Eine Ausstellungskooperation der Gallerie degli Uffizi mit dem Oberösterreichischen Landesmuseum, Schlossmuseum Linz, 16.3. bis 21.8. 2016. – Linz: Landesmuseum/Schlossmuseum Linz, 2016. – 197 Seiten. – (Kataloge des Oberösterreichischen Landesmuseum; N.S. 175). – Literaturangaben
- Dimt Gunter [Hrsg.]: Bemalte Möbel aus der Traunsee-Region. 1. Teil: Möbel des späten 17. und des frühen 18. Jahrhunderts aus Bürgerhäusern und Bauernstuben. – Linz: Land Oberösterreich, Oberösterreichisches Landesmuseum, 2015. – 249 S. – (Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich; 41). – Literaturangaben
- Doušek, Roman, Daniel Drápala und Marie Novotná [Hrsg.]: Traditional folk culture in Moravia. – First edition. – Brno: Masaryk University, Faculty of Arts, Department of European Ethnology, 2015. – 223 Seiten. – Quellen- u. Literaturverz. 198–211
- Dubbi, Mechthild: Ikonographie und Technik. ...oder wie die Bilder auf die Objekte kommen. – 1. Auflage. – Wien: Technisches Museum Wien, 2016. – 195 Seiten. – (Edition TMW). – Literaturverz. S. 193–195
- Euler, Andrea und Bernhard Prokisch [Hrsg.]: Der Volkskundler Franz C. Lipp (1913–2002). Beiträge zu Leben und Werk. – Linz: Land Oberösterreich, Oberösterreichisches Landesmuseum, 2015. – 244 S. – (Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich; 39). – Literaturangaben. – (Inhalt: Olaf Bockhorn, »... ein eindrucksvolles, in Wahrheit gewaltiges Lebenswerk...«. Franz C. Lipp und die wissenschaftliche Volkskunde. 7–38; Konrad Köstlin, Volkskunde neben und nach Franz C. Lipp. 39–50; Gunter Dimt, Haus, Stube, Möbel. 51–60; Andrea Euler, »Meiner musealen Passion konnte ich ausgiebig frönen...«. Franz C. Lipp und die Museen. 61–114; Alexander Jalkotzy, Franz C. Lipp und die Freilichtmuseen. 115–130; Thekla

- Weissengruber, »Vom Glück in grünen Strümpfen«. Franz C. Lipp und die »angewandte Volkskunde«. 129–176; Franz Grieshofer, »Vom Adel der Form zum reinen Raum«. Franz C. Lipp und der Oberösterreichische Werkbund. 177–193; Klaus Petermayr, Volksmusik und Darstellendes Spiel im Wirken Franz C. Lipps. 195–202; Wilfried Lipp, Kleiner Erinnerungs-Aperitiv. *Sub specie filii*. 203–215).
- Faber, Monika [Hrsg.]: Andreas Groll. Wiens erster moderner Fotograf (1812–1872). Ausstellungen im Wien Museum und in der Galerie der Hauptstadt Prag vom 21. Oktober 2015 bis 10. Jänner 2016. – 1. Aufl. – Wien: Photoinst. Bonartes, 2015. – 271 S. – (Sonderausstellung des Wien-Museums; 406). – Literaturverz. S. 258–262. – Biogr. A. Groll S. 254–257
- Farkasch, Isabella: Raunächte. Über Wünsche, Mythen und Bräuche. Märchen für Erwachsene. – Wien; Berlin: Goldegg Verlag, 2015. – 265 Seiten. – (Goldegg Leben und Gesundheit)
- Feist, Timothy: A grammar of Skolt Saami. – Helsinki: Suomalais-Ugrilainen Seura, 2015. – 414 S. – (Suomalais-Ugrilaisen Seuran toimituksia; 273). – Zugl.: Manchester, Univ., Diss., 2010
- Fischer, Karin, Johannes Jäger und Lukas Schmidt [Hrsg.]: Rohstoffe und Entwicklung. Aktuelle Auseinandersetzungen im historischen Kontext. – Wien: nap – new academic press, 2016. – 248 Seiten. – (Historische Sozialkunde. Internationale Entwicklung) (Journal für Entwicklungspolitik. Ergänzungsband 27). – Literaturangaben
- Furlan, Nadja Valentinčič [Hrsg.]: Dokumentiranje in predstavljanje nesnovne kulturne dediščine s filmom = Documenting and presenting intangible cultural heritage on film. – Ljubljana: Slovenski Etnografski Muzej, 2015. – 108 Seiten. Wendebuch. – Text slowenisch und englisch.
- Glaser, Silvia [Hrsg.]: Keramik im Spannungsfeld zwischen Handwerk und Kunst. Beiträge des 44. Internationalen Symposiums Keramikforschung im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg, 19. – 23. September 2011. – Nürnberg: Verlag des Germanischen Nationalmuseums, 2015. – 328 Seiten. – (Wissenschaftliche Beibände zum Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums; 40). – Literaturverz. Seite 309–316. – (Aus dem Inhalt: Claudia Peschel-Wacha, »Annamirl« – ein Figurenofen aus dem Rokoko. 176–184; Bärbel Kerkhoff-Hader, *Ars plastica* – »denn thönern waren damals die berühmtesten Bilder der Gottheiten«. 285–297)
- Gonseth, Marc-Olivier u.a. [Hrsg.]: Secrets. Opacités du patrimoine culturel immatériel. – Neuchâtel: Musée d'Ethnographie, 2016. – 345 Seiten.
- Grasskamp, Walter: Das Kunstmuseum. Eine erfolgreiche Fehlkonstruktion. – Originalausgabe. – München: C.H. Beck, 2016. – 184 Seiten. – (C.H. Beck Paperback; 6228)
- Griesser, Martina u.a. [Hrsg.]: Gegen den Stand der Dinge. Objekte in Museen und Ausstellungen. – Berlin: De Gruyter, 2016. – 221 Seiten. – (Edition Angewandte). – (Aus dem Inhalt: Matthias Beitz im Gespräch mit Martina Griesser, Das Geschäft mit den Dingen. 79–83; Matthias Klos, Museumsobjekte und transdisziplinäre Wissensproduktionen. 201–205; Herbert Justnik, Innehalten. Eine lückenhafte Versuchsanordnung. 207–211)
- Griesser-Stermscheg, Martina [Red.]: Mobilität. 30 Dinge, die bewegen. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Technischen Museum Wien. Hrsg. vom Technischen Museum Wien mit Österreichischer Mediathek. Mit Beiträgen von Bernadette Decristoforo u.v.a. – Wien: Czernin, 2015. – 192 S.

- Grömer, Karina: The art of prehistoric textile making. The development of craft traditions and clothing in Central Europe. With contributions of Regina Hofmann-de Keijzer (Dyeing) and Helga Rösel-Mautendorfer (Sewing and tailoring). Hrsg.: Andreas Koch. Übers.: Katharina Sebay-Salisbury und Roderick Salisbury. – Wien: NHM, 2016. – X, 533 Seiten. – (Veröffentlichung der Prähistorischen Abteilung/NHM; 5)
- Haffner, Dorothee und Katharina Hornscheidt [Hrsg.]: Stoffmuster im Fokus – Renaissance und Rezeption. Tagung in Berlin, 11. Oktober 2013, zu Ehren und anlässlich der Verabschiedung von Prof. Dr. Sibylle Einholz. – Berlin: netzwerk mode textil e.V., 2015. – 183 Seiten. – (Intelligente Verbindungen; 2)
- Hagner, Michael: Zur Sache des Buches. – Göttingen: Wallstein, 2015. – 279 S. – Literaturverz. und Linksammlung S. 251–280
- Hasselblatt, Cornelius: Kalevipoeg studies. The creation and reception of an epic. – Helsinki: Finnish Literature Society, SKS, 2016. – 144 Seiten. – (Studia Fennica. Folkloristica, 21)
- Hirsch, Vanessa [Hrsg.]: Stille Bauern und kernige Fischer? Norddeutschland in der Fotografie. Fotografien aus der Sammlung des Altonaer Museums und von Agnieszka Rayss. Katalog zur Ausstellung im Altonaer Museum im Rahmen der Plattform »Hamburg in der Fotografie« vom 19.6.–22.11.2015. – 1. Aufl. – Hamburg: Junius, 2015. – 159 S.
- Hödl, Sabine [Hrsg.]: »Wer kann den Judentempel brauchen?« Synagogen in Mitteleuropa nach 1945. – St. Pölten: Institut für Jüdische Geschichte Österreichs, 2015. – 84 S. – (Juden in Mitteleuropa) – Literaturangaben
- Hofer, Anton: Singen und Musizieren im Advent. Redigiert und ergänzt von Walter Deutsch unter Mitarbeit von Michaela Toifl und Peter Gretzel. – Sankt Pölten: Kultur.Region.Niederösterreich, 2015. – 128 S.
- Höllhuber, Ulrich: Krippen und Masken. Brauchtum zum Jahreswechsel. – Wals-Siezenheim: Eigenverl. der Bachschmiede-GesmbH, 2014. – 207 S. – (Schriftenreihe der Bachschmiede Wals-Siezenheim; 3). – Enthält u.a.: Krippen aus der Sammlung Stefan Fuchs. Masken aus der Sammlung Johann Baumgartner.
- Hörl, Thomas und Peter Kozek: Crisscross oder Langzeitstabilität durch regelmäßige Nullpunkteinstellung. Übers.: David Westacott. – Zwilling-Ed. – Wien: Schlebrügge, 2013. – 160 S. –
- Hörz, Peter F. N. und Marcus Richter: Schöneck – Bekannt durch gute Zigarren. Studien zur Industriegeschichte einer vogtländischen Kleinstadt. – Dresden: Thelem, 2014. – 512 S. – (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde; 33)
- Illmeyer, Horst: Städte, Stände, Landesfürst. Der halbe Vierte Stand Niederösterreichs und der Landtag in der Frühen Neuzeit. – St. Pölten: NÖ Inst. für Landeskunde, 2015. – 271 S. – (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde; 64)
- John, Michael: Vom nationalen Hort zur postmodernen City. Zur Migrations- und Identitätsgeschichte der Stadt Linz im 20. und 21. Jahrhundert. – Linz: Archiv der Stadt Linz, 2016. – 474 S. – (Historisches Jahrbuch der Stadt Linz; 2014/2015). – Literaturverz. S. 406–448
- Kaminski, Gerd [Hrsg.]: Die Meister der gelben Erde. Chinesische Bauernmalerei. Ausstellung chinesischer Bauernmalerei 24.4. bis 14.6.2015 im Museum Krems. – Wien:

- ÖGCF, 2015. – 252 S. – (Berichte des Österreichischen Instituts für China- und Südostasienforschung; 69)
- Kaspar, Michael, Andreas Rudigier, Johann Trippolt und Bruno Winkler [Hrsg.]: Berg.Werke. Piz Buin & Co. Dieser Katalog erscheint zu den Ausstellungen BERG.WERKE – Piz Buin und Co. vom 27.6. bis 13.9. 2015 in den Montafoner Museen und der MAP Kellergalerie in Schruns anlässlich der 150. Jahrfeier der Erstbesteigung des Piz Buin. – Schruns: Montafoner Museen, 2015. – 100 Seiten. – (Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe; 22)
- Kasper, Michael [Hrsg.]: NS-Erinnerungsorte im Montafon. – Schruns: Heimatschutzverein Montafon, 2015. – 32 S.
- Kerbelytė, Bronislava: The structural-semantic types of Lithuanian folk tales. Vol. 1: Genres and tale types. Translated from Lithuanian by Indre Antanaitis-Jacobs. – Helsinki: Suomalainen tiedeakatemia, 2015. 477 S. – (Folklore Fellows communications; 308)
- Kramer, Elisabeth [Red.]: Geteilte Stadt Linz, 1945–55. Eine Ausstellung im Nordico Stadtmuseum Linz vom 17.4. bis 26.10.2015. – Salzburg: Pustet, 2015. – 247 S. – (Publikation / NORDICO Stadtmuseum Linz; 109). – Literaturverz. S. 238–244
- Kubalek, Eva: Früher war die Arbeit bequemer. Weinbau und Arbeitswelt der Weinbauer in der niederösterreichischen Thermenregion am Beginn des 21. Jahrhunderts. – Atzenbrugg: Kultur.Region.Niederösterreich, 2015. – 237 Seiten. – (Volkskultur in Niederösterreich – Wissenschaft & Forschung). – Literaturverz. S. 228–234
- Kunz, Stephan und Silvia Conzett [Hrsg.]: Unschuldig unheimlich, das Sennentuntschi. Mit Werken von Klodin Erb und Eliane Rutishauser. Diese Publikation erscheint zur gleichnamigen Ausstellung im Rätischen Museum Chur, 9.10. 2015 bis 21.2. 2016 – Chur: Bündner Kunstmuseum, 2015. – 64 Seiten.
- Längle, Ulrike und Jürgen Thaler [Hrsg.]: Herzblut, Tinte, Druckerstrahl. Schätze aus dem Felder-Archiv. Dieses Buch erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Hermann-Hesse-Höri-Museum, Gaienhofen, 14.5. bis 27.9. 2015. – Gutach: Drey-Verl., 2015. – 188 S. – (Jahresgabe des Franz-Michael-Felder-Vereins; 2015) (Forum Allmende Portrait; 4)
- Langner, Bruno: Evangelische Gemäldeepitaphe in Franken. Ein Beitrag zum religiösen Bild in Renaissance und Barock. – Bad Windsheim: Fränkisches Freilandmuseum, 2015. – 480 S. + 1 DVD. – (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim; 73). – Zugl.: Würzburg, Univ., Diss., 2008
- Lehmann, Klaus-Dieter u.a.: Die Rheinaquarelle von Johann Christian Reinhart. Herausgegeben von der Kulturstiftung der Länder in Verbindung mit dem Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg. – Berlin: Kulturstiftung der Länder, 2015. – 63 Seiten. – (Patrimonia, 270)
- Lueger, Claudia [Red.]: Eisenstrasse. Auf den Wegen des Eisens in Niederösterreich. – Atzenbrugg: Kultur. Region. Niederösterreich GmbH, 2015. – 188 Seiten
- Lukács, László: Szép karácsony szép zöld fája ... A karácsonyfa története és elterjedése Európában, a Kárpát-medencében. – Székesfehérvár: István Király Múzeum, 2015. – 415 S. – (Az Szent István Király Múzeum közleményei: Sorozat A; 50). – Inhaltsverzeichnis auch in dt. u. ital. Sprache. – Übers. d. Hauptsacht.: Schönes Weihnachtsfest – sein schöner grüner Baum. Die Geschichte des Weihnachtsbaums und seine Verbreitung in Europa, insbesondere im Karpatenbecken. – Literaturverz. S. 373–414

- Malleier, Elisabeth: Rabenmutterland. Mit einem Vorwort von Martha Verdorfer. – Meran: Edizioni alphabeta, 2016. – 174 Seiten. – (Territorio, Gesellschaft). – Literaturverz. S. 165–174
- May, Herbert u.a. [Hrsg.]: Neues aus der Hausforschung in Bayern. Konrad Bedal zum 70. Geburtstag. – Bad Windsheim: Verl. Fränkisches Freilandmuseum, 2015. – 352 S. – (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim; 75) (Quellen und Materialien zur Hausforschung in Bayern; 16)
- Meighörner, Wolfgang [Hrsg.]; Berger, Karl C. [Red.]: Geschenke und Präsente. Tiroler Volkskunstmuseum, 11. Dezember 2015–21. Februar 2016. Mit Beiträgen von Herta Arnold u.a. – Innsbruck: Tiroler Landesmuseen–Betriebsges.m.b.H., 2015. – 135 S. – (Studiohefte; 27). – Literaturangaben
- Mensch und Pferd – Kult und Leidenschaft. Katalog zur OÖ. Landesausstellung 2016 in Stadl-Paura Lambach. – 1. Auflage 2016. – Linz: Trauner Verlag, 2016. – 643 Seiten
- Motz-Linhart, Reinelde [Red.]: Tagungsbericht des 26. Österreichischen Historikertages. Krems/Stein, 24. bis 28. September 2012. Veranzt. vom Niederösterreichischen Landesarchiv und dem Verband Österreichischer Historiker und Geschichtsvereine. – St. Pölten: NÖ Inst. für Landeskunde, 2015. – 720 S. – (Veröffentlichungen des Verbandes Österreichischer Historiker und Geschichtsvereine; 35) (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde: Sonderband; 2015). – Literaturangaben (Aus dem Inhalt: Brigitte Schmidt-Lauber, Ethnographische Stadtforschung jenseits von Wien: Urbanität der Mittelstadt. 371–380; Igor Eberhard, Dr. Schönfelds Kuriositäten. Über das Sammeln von Tätowierungen und die Problematik der tattoo narratives am Beispiel der Sammlung Walther Schönfeld. 381–396; Marie-France Chevron, Die Ethnologie als Anthropologische Disziplin mit Historischem Bewusstsein. 397–406)
- Murr, Karl Borromäus [Hrsg.]: Kunst|Stoff. Interventionen zeitgenössischer Kunst im Staatlichen Textil- und Industriemuseum Augsburg (TIM). Katalog zur Ausstellung ›Kunst|Stoff‹, 22. 5. bis 29. 11. 2015 im Staatlichen Textil- und Industriemuseum Augsburg (tim). – München: Hirmer, 2015. – 158 S.
- Netzer, Hans: Silbertal im Ersten Weltkrieg. – Schruns: Heimatschutzverein Montafon, 2015. – 168 Seiten. – (Montafoner Schriftenreihe; 26)
- Noguera Borel, Alejandro u.a.: Crònica de la Gran Guerra. L'arxiu de Tànger. – València: Museu Valencià d'Etnologia, 2015. – 298 Seiten. – Illustrationen, Karten
- Oehme-Jüngling, Karoline: Volksmusik in der Schweiz. Kulturelle Praxis und gesellschaftlicher Diskurs. – Münster: Waxmann, 2016. – 291 Seiten. – (Culture; 7)
- Paetz gen. Schieck, Annette und Uta-Christiane Bergemann [Hrsg.]: Das Bild vom Kind im Spiegel seiner Kleidung. Von prähistorischer Zeit bis zur Gegenwart. – 1. Aufl. – Regensburg: Schnell & Steiner, 2015. – 213 Seiten. – Literaturangaben
- Pavlásek, Michal: S motykou a Pánem Bohem. Po stopách českých evangeliků ve Vojvodině = Po stopách českých evangeliků ve Vojvodině = S motikom i Bogom . – Brno: Etnologický ústav AV ČR, 2015. – 200 Seiten. – An ethnographic and historical study of Czech Protestant life in Vojvodina and, in particular, the village of Veliko Strediste, centered around the reminiscences of Josefa Klepácková, a longtime inhabitant of the village
- Perschy, Jakob und Karin Spert [Hrsg.]: Fokus Burgenland – Spektrum Landeskunde. Festschrift für Roland Widder. – Eisenstadt: Amt der Burgenländischen

- Landesregierung, Abteilung 7 – Kultur, Wissenschaft und Archiv, Hauptreferat Landesarchiv und Landesbibliothek, 2015. – 584 Seiten. – (Burgenländische Forschungen; Sonderband 28). – Bibliografie Roland Widder Seite 17–23. – (Aus dem Inhalt: Sepp Gmasz, Die Druckerei Horvath in Neusiedl am See in ihrer Bedeutsamkeit für die regionale Volksliteratur und Volksbildung. 127–152; Wolfgang Gürtler, Verhaltensregeln und Vorschriften, die Religion betreffend, in Handwerksordnungen aus dem (heutigen) Burgenland. 191–216; Willibald Rosner, »... ein deutsch und kroatisch vermishtes Kaos«. Eine Skizze zum Verlust der Identität durch Verlust der Sprache am Beispiel der Kroaten von Hof am Leithaberge. 381–395)
- Pesch, Dorothee [Hrsg.]: Do it yourself – Mach's doch selber! Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönenfeld vom 13. März bis 9. Oktober 2016. Mit Beiträgen von Anika Abel u. a. – Oberschönenfeld: Schwäbisches Volkskundemuseum Oberschönenfeld, 2016. – 79 Seiten. – (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben; 54)
- Peschel, Tina: Ein mechanischer Weihnachtsberg aus dem Erzgebirge. Im Museum Europäischer Kulturen. Hrsg.: Museum Europäischer Kulturen – Staatliche Museen zu Berlin. – Husum: Verl. der Kunst, 2015. – 70 S. – (Schriften des Vereins der Freunde des Museums Europäischer Kulturen; 14). – Zsfassung in engl. Sprache u.d.T.: A mechanical Christmas mountain from the Erzgebirge.
- Pichler, Larissa und Susanne Brandner: Kleiner Wurm und große Folgen. Aufbau eines Monitoringsystems als Basis für Schädlingsbekämpfungsmaßnahmen. – Großmain: Salzburger Freilichtmuseum, 2016. – 60 Seiten. – (Veröffentlichungen des Salzburger Freilichtmuseums; 23). – Literaturverz. S. 60
- Reichel, Michaela [Hrsg.]: Furor Floralis. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung, die vom 26.8.2015 bis 1.3.2016 im Textilmuseum St. Gallen zu sehen ist und die in Kooperation mit dem IFL Institut für Landschaft und Freiraum, Fachbereich für Theorie und Geschichte der Landschaftsarchitektur, HSR Hochschule für Technik Rapperswil und dem ASLA Archiv für Schweizer Landschaftsarchitektur konzipiert wurde. – 1. Aufl. – Baden: Hier und Jetzt, 2015. – 152 Seiten
- Reitinger, Franz: Die Metastasier. Geschmackseliten im 18. Jahrhundert. – Salzburg: Verlag Anton Pustet, 2016. – 376 Seiten
- Retterath, Hans-Werner [Hrsg.]: Zugänge. Volkskundliche Archiv-Forschung zu den Deutschen im und aus dem östlichen Europa. – Münster; New York: Waxmann, 2015. – 241 Seiten. – (Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa; 16). – Literaturangaben
- Ridler, Gerda [Hrsg.]: Schlossmuseum Linz – Schätze aus Oberösterreich. – Linz: Verlag Bibliothek der Provinz, 2016. – 287 Seiten. – Literaturangaben.
- Rollig, Stella u.a. [Hrsg.]: Rabenmütter. Zwischen Kraft und Krise: Mütterbilder von 1900 bis heute. Eine Ausstellung im Lentos Kunstmuseum Linz vom 23.10.2015 bis 21. 2.2016. – Wien: Verl. für Moderne Kunst, 2015. – 191 S.
- Rollig, Stella und Ursula Guttmann [Hrsg.]: Love & loss. Mode und Vergänglichkeit. Dieses Buch erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung vom 13.3. bis 7.6.2015 im LENTOS Kunstmuseum Linz. – Wien: Verl. für Moderne Kunst, 2015. – 160 S.
- Rothwangl, Sepp: Endzeit. Die Geschichte der christlichen Jahreszählung. – 1. Auflage. – Ranshofen: edition innsalz, Oktober, 2015. – 232 Seiten. – (Innsalz – Religion kontrovers)

- Scheutz, Martin und Herwig Weigl [Hrsg.]: *Verwaltetes Wasser im Österreich des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit*. – St. Pölten: Verein für Landeskunde von Niederösterreich, 2016. – 272 Seiten. – (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich; 37). – Literaturverzeichnis Seite 234–271
- Schinkel, Eckhard [Hrsg.]: *Über Unterwelten. Zeichen und Zauber des anderen Raums*. Ausstellungskatalog. Hrsg. für das LWL-Industriemuseum, Westfälisches Landesmuseum für Industriekultur. – 1. Aufl. – Essen: Klartext, 2014. – 299 S. – Literaturangaben
- Schmid, Anna u.a.: *Tessel, Topf und Tracht. Europa gesammelt und ausgestellt im Museum der Kulturen Basel*. – Basel: Merian, 2015. – 208 S.
- Schmid-Egger, Christine [Red.]: *Sehenswert! Museen als touristisches Angebot*. 18. Bayerischer Museumstag, 8.7. bis 10.7.2015. – München: Landesstelle für die Nichtstaatlichen Museen in Bayern beim Staatlichen Landesamt für Denkmalpflege, 2015. – 79 S.
- Seifert, Manfred [Hrsg.]: *Die Lebenserinnerungen des Tischlergesellen Anton Peschel (1861–1935). Eine Arbeiter-Autobiografie im Zugriff regionalgeschichtlicher Aktivitäten des Kulturbunds der DDR*. – Dresden: Thelem, 2014. – 173 S. – (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde; 32). – Literaturangaben
- Sperl, Karin, Martin Scheutz und Arno Strohmeier [Hrsg.]: *Die Schlacht von Mogersdorf/St. Gotthard und der Friede von Eisenburg/Vasvár 1664. Rahmenbedingungen, Akteure, Auswirkungen und Rezeption eines europäischen Ereignisses*. – Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abteilung 7 – Kultur, Wissenschaft und Archiv, Hauptreferat Landesarchiv und Landesbibliothek, 2016. – 472 Seiten. – (Burgenländische Forschungen; 108). – Enthält Literaturangaben. – Beiträge teilweise deutsch, teilweise englisch
- Spies, Johannes [Hrsg.]: *Rheticus*. – Feldkirch: Rheticus-Gesellschaft, 2016. – 233 Seiten. – (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft; 67)
- Symanczyk, Anna, Daniela Wagner und Miriam Wendling [Hrsg.]: *Klang – Kontakte. Kommunikation, Konstruktion und Kultur von Klängen*. – Berlin: Reimer, 2016. – 234 S. – (Schriftenreihe der Isa Lohmann-Siems Stiftung; 9). – Literaturangaben
- Tillmann, Maria [Red.]: *Die 7 Todsünden. 1.700 Jahre Kulturgeschichte zwischen Tugend und Laster*. Katalog zur Sonderausstellung der Stiftung Kloster Dalheim, LWL-Landesmuseum für Klosterkultur, 30.5. bis 1.11.2015. Mit Texten von Alexandra Buterus u.a. – Münster: Ardey, 2015. – 298 S. – Literaturverz. S. 271–286
- Tischberger, Roman [Hrsg.]: *Prosit Neujahr! Der Jahreswechsel und das Glück*. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung vom 29.11.2015 bis 31.1.2016. Mit Beiträgen von Annetta Braun, Lena Griefshammer, Franz Häußler, Monika Müller, Walter Pötzl, Roman Tischberger. – Oberschönenfeld: Schwäbisches Volkskundemuseum, 2015. – 71 Seiten. – (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben; 53)
- Tötschinger, Gerhard: *Vom Schaumburgergrund ins Lichtental. Die Wiener Bezirke IV bis IX. Wiener Geschichten für Fortgeschrittene*. – Wien: Amalthea, 2016. – 254 Seiten. Literaturverzeichnis S. 243–244
- Tyradellis, Daniel [Hrsg.]: *Freundschaft. Das Buch zur Ausstellung »Über das, was uns verbindet« im Deutschen Hygiene-Museum vom 18.4. 2015 bis 1.11.2015*. – Berlin: Matthes & Seitz, 2015. – 271 S.
- Valter, Claudia: *Die niederländischen Zeichnungen 1400–1800 im Germanischen Nationalmuseum*. Bestandskatalog. Mit Beiträgen von Frank Matthias Kammel und Thomas

- Ketelsen. – Nürnberg: Verlag des Germanischen Nationalmuseums, 2016. – 280 Seiten. – (Bestandskataloge des Germanischen Nationalmuseum)
- Vangerow, Hans-Heinrich [Hrsg.]: Handel und Wandel auf der Donau. Von Ulm bis Wien in den Jahren 1583 bis 1651. Linz und sein Umland. – Linz: Land Oberösterreich/ Oberösterreichisches Landesmuseum, 2015. – 107 Seiten. – (Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich; 43). – Literaturangaben
- Vereinigte Österreichische Eisen- und Stahlwerke – Alpine Montan–Aktiengesellschaft: Zeitgeschichteausstellung 1938–1945. Gewidmet den NS-Zwangsarbeiterinnen und -Zwangsarbeitern am Standort Linz der »Reichswerke Hermann Göring AG Berlin«. Projektleitung: Gerhard Kürner u.a. – Linz: Voestalpine AG, Corporate History and Documentation, 2014. – 121 S. + 1 Audio-CD (Zeitzeugen Tondokumente)
- Wahl, Niko, Philipp Rohrbach, Tal Adler: SchwarzÖsterreich. Die Kinder afro-amerikanischer Besatzungssoldaten. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Volkskundemuseum Wien, vom 27.4. bis 21.8.2016. Mit einem Vorwort von Matthias Beitzl. – Wien: Löcker, 2016. – 240 Seiten. – Literaturangaben.
- Wetzenkircher, Martina und Valentina Ljubić Tobisch [Hrsg.]: Gefahrstoffe in Museumsobjekten. Erhaltung oder Entsorgung? Beiträge zum Symposium des Technischen Museums Wien im März 2014. – Wien: Technisches Museum Wien, 2016. – 250 Seiten. – Zusammenfassungen in deutscher und englischer Sprache. – Beiträge teilweise deutsch, teilweise englisch
- Wöhler, Renate [Hrsg.]: Wie Bilder Dokumente wurden. Zur Genealogie dokumentarischer Darstellungspraktiken. Mit Beitr. von Franziska Brons u.v.a.m. – Berlin: Kulturverl. Kadmos, 2015. – 340 S. – (Kaleidogramme; 119). – Literaturangaben. – (Aus dem Inhalt: Herbert Justnik, Ein Text als Symptom. Michael Haberlands »Die Photographie im Dienste der Volkskunde«. 85–100)
- Zander-Seidel, Jutta [Hrsg.]: In Mode. Kleider und Bilder aus Renaissance und Frühbarock. Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg vom 3.12. 2015 bis 3.3.2016. – Nürnberg: Germanisches Nationalmuseum, 2015. – 304 S. – Literaturverz. S. 286–298
- Zdravič Polič, Nina u.a.: Moda v gibanju. Italijanski slog 1951–1990. Utrinki slovenske mode. – Ljubljana: Slovenski etnografski muzej, 2015. – 124 Seiten
- Ziehe, Irene, Ulrich Hägele [Hrsg.]: Gedruckte Fotografie. Abbildung, Objekt und mediales Format. 7. Tagung der Kommission Fotografie der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Hrsg. für das Museum Europäischer Kulturen – Staatliche Museen zu Berlin. – Münster: Waxmann, 2015. – 284 S. – (Visuelle Kultur; 10). – Literaturangaben

Internationale Zeitschriftenschau

- Augsburger Volkskundliche Nachrichten. 21. Jahrgang, 2015, Heft 2, Nr. 41. Das Heft mit dem Titel Bilderwelt(en) beschäftigt sich mit Fotografie in der Europäischen Ethnologie/Volkskunde.
- Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. 2015. Beiträge: Helge Gerndt, Gruß an Robert Böck zum 95. Geburtstag. 15–18; Robert Böck, Kult und Brauch im Amperland. St. Leonhardsverehrung, Rosskulte, Umritte und Leonhardifahrten – Pferde- und Fußrennen. 19–60; Alois Döring, »Es kommen drei Weisen aus dem Morgenland«. Zu Brauchgestaltung und Brauchwandel des Sternsingens in den Rheinlanden – vornehmlich im 19. und frühen 20. Jahrhundert. 61–71; Walter Pötzl, Predigten und geistliche Schriften als Quellen zu Brauch- und Alltagsleben. Das Werk des Augsburger Bartholomäus Wagner (ca. 1560–1629). 73–113; Bernhard Lübbers, Die Todesstrafe in Regensburg an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert. Ein Zufallsfund in einem Codex der Staatlichen Bibliothek Regensburg. 115–123; Georg Waldemer, Illusionismus und Materialimitation in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die »Natur-Holztapeten« des Benedikt Boos (1829–1900) in Baisweil bei Kaufbeuren. 125–162; Hubert Kolling, Wandbekenntnisse. Fassadenmalereien in der oberfränkischen Stadt Bad Staffelstein und ihren Dörfern. 163–174; Rebecca Eckl, Jüdische Kindheiten in den 1950er und 1960er Jahren. Vier Fallbeispiele aus München. 175–185; Moritz Jungbluth, Zur Frühphase des freiwilligen Feuerwehrwesens in Bayern. 187–198; 147 Seiten Buchbesprechungen.
- BIOS. 27. Jahrgang 2014, Heft 1/2. Aus dem Inhalt: Johanna Gehmacher, »Österreichs Söhne« und die »Töchter der Zeit«. Prolegomena zu einer Erfahrungsgeschichte nationaler Identitätspolitik. 44–60; Oliver Kühschelm, Die Erfahrung des Nationalstaats. Österreich und seine Konsumenten. 78–94.
- Bludenzener Geschichtsblätter. Band 113, 2016. Enthält u.a. folgenden Aufsatz von Thomas Gamon und Michael Kasper: »Schieba, Schieba überie, wem soll denn dia Schieba sie?« Scheibenschlagen/Scheibenschießen im südlichen Vorarlberg. 4–22, 15 Abb.
- Bricolage. Band 8, 2015. Der von Timo Heimerdinger herausgegebene Band mit dem Titel »Igit. Ekel als Kultur« enthält folgende Beiträge: Timo Heimerdinger, Zur Einführung. 9–25; Utz Jeggle, Runterschlucken. Ekel und Kultur. 27–40; Veronika Tschuggmall, Magst du Kutteln? Über Ekel und Genuss beim Essen. 43–59; Alexandra Rabensteiner, Schaudern für eine bessere Welt. Ekel als Erziehungsmittel in Dokumentarfilmen. 61–80; Alexandra Hangl, Ekel in der Krankenpflege. Orte, Praktiken und Funktionen. 83–104; Martina Röthl, »... das hat mich ausgehoben«. Ekel, Wissensordnungen und touristische Beherbergung. 105–125; Alexander Piff, Kabinenparty. Ethnografische Annäherungen an einen ausgewiesenen Ort der Selbstbefriedigung. 127–147; Barbara Sieferle, Ein Plastik-Hundehaufen als Scherzartikel: vom Ekel zum Lachen. 151–163; Timo Heimerdinger, Ekel und Spiele. Oder: Äquatortaufen, Dschungelprüfungen und die Sehnsucht nach Realität. 165–177; Sabine Merler, Ekel und Lust in öffentlichen Toiletten. 181–208; Auswahlbibliographie. 209–211.
- Ethnologia Europaea. 45. Jahrgang, 2015, Heft 2: Rage, Anger and other Don'ts: Cultural Expression and Suppression of the Undesirable and Unbearable in Everyday Life. Edited by Regina F. Bendix. Aus dem Inhalt: Alexandra Schwell, #Muslimrage. When Western Fears Meet Political Humor. 85–101.

Historische Anthropologie. 23. Jahrgang, 2015, Heft 3. Aufsätze: Beate Wagner-Hasel, Dreifußkessel und der Stoff der Gaben. Plädoyer für einen materiellen Kulturbegriff. 336–352; Hedwig Röckelein, Mittelalterliche Sakralobjekte. Zu ihrer Bedeutung, Funktion und Rezeption. 353–365; Marian Füssel und Sven Petersen, Ananas und Kanonen. Zur materiellen Kultur globaler Kriege im 18. Jahrhundert. 366–390; Rebekka Habermas, Peitschen im Reichstag oder über den Zusammenhang von materieller und politischer Kultur. Koloniale Debatte um 1900. 391–412; Reinhard Bernbeck, »Framed Ambiguity«. Zum historiographischen Status der Dinge aus Grabungen in Konzentrationslagern und NS-Zwangsarbeiterlagern. 413–430; Andreas Ludwig, Geschichte ohne Dinge? Materielle Kultur zwischen Beiläufigkeit und Quelle. 431–445.

Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien. Jahresbericht 2015/Mitteilungen 23. Das Wichtigste aus dem Inhalt: Katharina Wagner und Alexandra Rabensteiner, Die neuen Studienassistentinnen stellen sich vor. 13–16; Alessandro Testa, Alessandro Testa – Lise-Meitner-Fellow 2015/17. 17–19; Jens Wietschorke, Abschied von der Hanuschgasse. Ein persönlicher Rückblick. 20–23; Josef Pammer, Stadträume gestalten. Das Institutskolloquium im Wintersemester 2014/15. 29–34; Katrin Prankl, Politiken und Praktiken des Teilens. Das Institutskolloquium im Sommersemester 2015. 35–43; Bernhard Fuchs, Kulturtransfer im Schaukasten. 44–47; Herbert Nikitsch, 650 Jahre – 50 Jahre. Beiträge des Instituts zum Jubiläumsjahr der Universität Wien. 51–53; Kjell Blank, Christian Blumhagen, Laura Gozzer, Katrin Prankl, Alexandra Rabensteiner und Brigitta Schmidt-Lauber, Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis. Tagungsbericht. 54–60; Magdalena Puchberger, DO IT! Yourself? Fragen zu (Forschungs-)Praktiken des Selbermachens. Tagungsbericht. 61–66; Lukasz Nieradzik, »Ökonomien tierischer Produktion«. Tagungsbericht. 67–71; Bernhard Fuchs, »Euro-Bollywood«. Eine internationale Arbeitstagung. 72–75; Jens Wietschorke, »Konzepte des Urbanen«. Ein Workshop des Netzwerks Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. 76–77; Brigitta Schmidt-Lauber, Anna Eckert und Georg Wolfmayr, »Wir sind nie urban gewesen«. Vom Metrozentrismus zur Pluralität des Städtischen. Interdisziplinäre Konferenz, 7.–9.10.2015. 78–83; Alexandra Schwell und Stefan Handler. Mit Kindern forschen: Halbzeit im Sparkling Science-Projekt »Doing Welterbe – Welterbe begreifen«. 84–89; Alexandra Schwell und Nina Szogs, FREE Extra Time. Notes from the Final Report of »Football Research in an Enlarged Europe« (2012–2015). 90–96; Christian Blumhagen und Janine Hauer, Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt. Notizen vom 40. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V., Universität Zürich, 22.–25.7. 2015. 97–100.

kulturen. Hrsg. im Auftrag der Volkskundlichen Kommission für Niedersachsen e.V. Heft 1 (Grün), 2015. Aufsätze: Viola Hofmann, Mode in Grün|Grün in Mode. Zu einem Topos in Kleidungs- und Modekultur. 9–26; Marlene Becker, Rethinking Klima_flicht. 27–39; Claudia Ohlsen, Von Landlust, Landliebe und sonntäglichen Landpartien. Landleben als Lifestyle-Phänomen der Gegenwart. 41–54.

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Band 145, 2015, mit dem Generalthema »Symbole und Rituale«. Aus der Abteilung Volkskunde folgende Aufsätze: Helmut Birkhan, Die Idee der Verwandlung von Lebewesen. 201–236; Gerald Unterberger, Die Drehburg auf dem Vogelbein. Ein Märchenmotiv mit

- mythisch-kosmologischem Symbolcharakter. 237–257; Manuel Wandl, Weltenweberinnen und Schicksalsfäden. – Das Symbol Weben in Religion, Mythologie und Märchen. 259–272; Karina Grömer, Vom Umgang mit dem Heiligen – historische Paramente in österreichischen katholischen Kirchen. 273–299.
- Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde. Band 60, 2015. Die Aufsätze: Markus Walz, Metamorphopsie von Dingen. Widersprüche in der Methodenlehre der Sachkulturforchung und der Museologie als Unprobleme des Museumswesens. 17–35; Sophie Elpers, Über dem Dorf der Himmel. Betrachtungen zum Imaginations- und Sozialraum »Dorf« in den Niederlanden. 37–56; Christiane Cantauw, Der Tod, der Fotograf und die Menschen. Post-mortem-Fotografie heute. 57–71; Thomas Ridder, Leben, Tod und Trauer im Judentum. 73–84; Thomas Lemmen, Sterben, Tod und Bestattung aus muslimischer Perspektive. 85–93; Helmut Müller, Wirtschaftsführung und Ernährung in westfälischen Zisterzienserklöstern. Die Klöster Hardehausen und Bredelar. 95–134; Eva-Maria Lerche, Lebensbedingungen des ehemaligen Kloster-Gesindes nach der Säkularisation in Westfalen 1803. 135–158; Alois Döring, »Berenspill«. Vom »Bettel-« zum »Solidarbrauch« – Tradition und Wandel der Gestalt des Strohären in der Brauchlandschaft Rheinland. 159–182; Ernst Helmut Segschneider, Plaskes, Vaddernstuten und Pinkestkauken. Oster- und Pfingstgebäcke in Nordwestdeutschland. Eine Untersuchung auf der Grundlage des Atlas der deutschen Volkskunde. 183–229; Jennifer Hoyer, Hochadel im Bauernkleid. Fürstin Marie-Anna zu Schaumburg-Lippe (1864–1918) und ihre Bückeburger Frauentracht. 231–252; Uta Maria Rogier, Einen ordentlichen Koffer mit Leinen. Textile Aussteuer im Spiegel westfälischer Gewährsleuteberichte. 253–274; Thomas Schürmann, Bergbaumuseen und Schaubergwerke. Eine Umfrage im deutschsprachigen Raum. 275–305; Vorab Geburtstagswünsche für Irmgard Simon zum 100., Heinrich L. Cox zum 80., Ruth-E. Mohrmann zum 70. und Peter Höher zum 65. Geburtstag.
- Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 111. Jahrgang, 2015, Heft 2. Ueli Gyr verabschiedet sich im Editorial nach 33 Jahren als Verantwortlicher Redakteur und übergibt die Herausgeberschaft an Sabine Eggmann und Konrad Kuhn. Weitere Artikel: Kerstin Schaefer, »Thanks for flying Ryanair!« Aeromobilität im Spiegel kulturanthropologischer Zugänge. 142–166; Aurelia Ehrensperger, Parfümgeschichten – Über die Sprachlosigkeit sinnlicher Erfahrungen. 167–186; Gertraud Koch, Revival und Remediation. Kulturelle Traditionen in Zeiten digitaler Medien. 187–206; Vivianne Berg, Im Todesfall zu erledigen: Wohnung räumen. Eine Fallstudie zum Nachlass eines Einpersonenhaushalts. 207–224; Yvonne Zimmermann und Fabian Brändle, Nestlé's Fip-Pop Club. Nichtkommerzielles Kinderkino in der Schweiz, 1936–1959. 225–246; Christel Köhle-Hezinger, »Das Paradies der kleinen Leute. Träume-Bilder-Glaube«. 247–258; Helge Gerndt, Zur alten Frage: Was bleibt? Momente und Monumente der volkskundlichen Fachgeschichte. Festvortrag 50 Jahre Professur für Volkskunde an der Universität Basel, 15. Oktober 2015. 259–279.
- Tübinger Korrespondenzblatt. Nr. 61, 2015. Aus dem Inhalt: Reinhard Johler, Der Südosten Europas und die Tübinger EKW. Eine donauschwäbische Institutsgeschichte. 145–175.
- Zeitschrift für Kulturwissenschaften. 2, 2015 [Begeisterung und Blasphemie]. U. a. dieser Aufsatz: Elisabeth Timm, Von der *Bärmutter* über die »Südtiroler Volkskunst« zur *imitatio naturae*. Hysterische Dinge der Volkskunde im 20. Jahrhundert. 57–72.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Mag. Matthias Beitl
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
matthias.beitl@volkskundemuseum.at

Annina Forster, BA
1160 Wien, Musilplatz 16/4
annina.forster@gmail.com

em. Univ. Prof. Dr. Konrad Köstlin
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
konrad.koestlin@univie.ac.at

Bianca Ludewig MA
10997 Berlin, Oppelner Str. 43
bianca.ludewig@student.uibk.ac.at

Dr. Balázs Németh
1210 Wien, Dr. Albert
Geßmann-Gasse 47/4
bch.nemeth@chello.at

Dr. Herbert Nikitsch
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
herbert.nikitsch@univie.ac.at

Alexandra Rabensteiner, BA
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
alexandra.rabensteiner@univie.ac.at

Dr. Helmut Sperber
81475 München, Vinzenz-Schöpfer-Str.21

Raffaela Sulzner, BA BA
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
raffaela.sulzner@volkskundemuseum.at

Jun.-Prof. Dr. Ove Sutter
Abteilung Kulturanthropologie/
Volkskunde
Institut für Archäologie und
Kulturanthropologie
Rheinische Friedrich-Wilhelms-
Universität Bonn
53113 Bonn, Am Hofgarten 22
ove.sutter@uni-bonn.de

Prof. Dr. Thomas Thiemeyer
Ludwig-Uhland-Institut für
Empirische Kulturwissenschaft
Eberhard Karls Universität Tübingen
72070 Tübingen, Burgsteige 11 (Schloss)
thomas.thiemeyer@uni-tuebingen.de

Dr. habil. Jens Wietschorke
Institut für Volkskunde/
Europäische Ethnologie
der Ludwig-Maximilians-
Universität München
80538 München, Oettingenstr. 67
J.Wietschorke@vkde.fak12.
uni-muenchen.de

Mag.^a Nora Witzmann
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
nora.witzmann@volkskundemuseum.at

Impressum

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895

Im Auftrag des Vereins herausgegeben von Timo Heimerding,
Konrad Köstlin, Johanna Rolshoven, Brigitta Schmidt-Lauber

Anschriften der Redaktionen

Aufsätze, Mitteilungen:

Birgit Johler, Verein für Volkskunde,
c/o Österreichisches Museum für Volkskunde,
1080 Wien, Laudongasse 15–19

Chronik:

Magdalena Puchberger, Institut für Europäische Ethnologie,
Universität Wien, 1010 Wien, Hanuschgasse 3

Rezensionen:

Herbert Nikitsch, Institut für Europäische Ethnologie,
Universität Wien, 1010 Wien, Hanuschgasse 3
Johann Verhovsek, Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie,
Karl-Franzens-Universität Graz, 8010 Graz, Attemsgasse 25/I

Bezug

Verein für Volkskunde, Österreichisches Museum für Volkskunde,
1080 Wien, Laudongasse 15–19

AU ISSN 0029-9668

Jahresbezugspreis € 38,-

für Mitglieder des Vereins für Volkskunde € 26,- (plus Versandkosten)

Bankverbindung: Erste Bank, IBAN AT212011128810111600, BIC GIBAATWW

Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Verein für Volkskunde, 1080 Wien, Laudongasse 15–19

www.volkskundemuseum.at, verein@volkskundemuseum.at

Layout und Satz: Lisa Ifsits, Druck: Novographic, Wien

Abhandlungen





Wer nutzt Volkskunde?

Perspektiven auf Volkskunde, Museum und Stadt am Beispiel des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien

Birgit Johler und Magdalena Puchberger

Der Beitrag skizziert die zentralen Ergebnisse eines mehrjährigen Forschungsprojekts zur Geschichte des Österreichischen Museums für Volkskunde in den Jahren 1930 bis 1950. Für die Untersuchung stellte sich das Verständnis des Museums als öffentliche Zeige-, Vermittlungs- und Bildungsinstitution wie auch als sozialer Ort im volkskulturellen Gefüge der Großstadt Wien als forschungsleitend dar. Die Bearbeitung der Quellen im Archiv des ÖMV belegen für die Zwischenkriegszeit, vor allem für die nachhaltig prägenden 1930er-Jahre, eine vielseitige Nutzung des volkskundlich musealen Ortes: Die in diesen Jahren hier entwickelten bzw. etablierten musealen Praktiken wie auch die persönlichen, wissenschaftlichen und politischen Netzwerke waren für die Entwicklung bzw. für die Position des Museums und seiner Akteure vor allem in den nachfolgenden politischen Systemen (Nationalsozialismus, Zweite Republik) entscheidend.

Das Jahr 2017 erscheint passend für den vorliegenden Text, ist doch genau vor 100 Jahren das Österreichische Museum für Volkskunde (ÖMV) in den heutigen Standort, in das barocke Palais Schönborn in der Laudongasse im 8. Wiener Gemeindebezirk, eingezogen. Das Museum, 1895 gegründet, ist seit einigen Jahren sowohl Forschungsgegenstand wie auch Forschungsstätte eines FWF-Projekts¹, das die Geschichte des

1 »Museale Strategien in Zeiten politischer Umbrüche: Das Österreichische Museum für Volkskunde in den Jahren 1930–1950«, Austrian Science Fund/FWF, Einzelprojekt P 21442, Laufzeit: 1.4.2010–31.7.2015, Projektbearbeiterinnen: Mag.^a Birgit Johler, Mag.^a Magdalena Puchberger, Projektleitung: em. Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin, sowie: »Wien 8, Laudongasse 15–19. Volkskunde – Museum – Stadt«,

Museums aus ethnografisch-kulturanalytischer und museumswissenschaftlicher Sicht für die Jahre 1930 bis 1950 in den Blick nimmt. Ziel dieser Forschungen ist es, Positionierungen bzw. Entwicklungen der Museumsinstitution im Kontext politischer Perioden und Brüche zu identifizieren, indem die handelnden Akteur_innen mit ihren institutionellen, musealen bzw. volkskundlich-wissenschaftlichen Praktiken, ihrem Wissen und ihrer Weltanschauung, aber auch in ihrem Eingebundensein in unterschiedliche Netzwerke beleuchtet werden. Dabei gilt es, auch die Spezifika des sich entwickelnden volkskundlichen und volkskulturellen Feldes in der Großstadt Wien (und darüber hinaus in Österreich) in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts herauszuarbeiten und die Dimensionen der Politisierung und Ideologisierung volkskundlichen Wissens und volkskundlicher Wissensproduktion für diese Jahrzehnte auszuloten.

Die spezielle Konstellation des Forschungsprojekts, bei dem die Forschungsstätte zugleich das Forschungsobjekt sowie Ort und Gegenstand der wichtigsten Quellenbestände (Direktionsarchiv, Bibliothek, Museumssammlungen) ist, erfordert bzw. begünstigt einen auf aktuelle Methoden und Perspektiven ausgerichteten kulturwissenschaftlichen »Methodenmix«, welcher der Komplexität des Themas und des Ortes Rechnung trägt.

Richtungsweisend für die Untersuchung ist das Verständnis des Österreichischen Museums für Volkskunde als in der Vergangenheit vielfältig genutzter Ort, wobei drei Perspektiven auf das Museum und seine Geschichte relevant sind:

Zum einen ist das Haus in der Laudongasse 15–19 im 8. Bezirk als eine öffentliche Zeige- und Vermittlungs- und somit auch Bildungsinstitution mit einer spezifischen Rechtskonstellation zu begreifen und darzustellen (der 1894 gegründete Verein für Volkskunde ist seit jeher Rechtsträger des ÖMV²). Objekte und Sammlungen bilden die materielle Grundlage eines Museums und sind auch Ansatzpunkte für die frü-

Austrian Science Fund/FWF, Wissenschaftskommunikationsprogramm WKP 47,
Laufzeit: 1.9.2016–30.11.2017, Projektbearbeiterinnen: Mag.^a Birgit Jöhler,
Mag.^a Magdalena Puchberger.

- 2 Zur Geschichte des Vereins für Volkskunde siehe ausführlich Herbert Nikitsch: *Auf der Bühne früher Wissenschaft. Aus der Geschichte des Vereins für Volkskunde (1894–1945)* (=Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 20). Wien 2006.

hen wissenschaftlichen Akteur_innen³ gerade der Volkskunde, die sich nicht an den Universitäten, sondern in Vereinen und an den Museen herausgebildet hatte.

Zweitens verkörperte das ÖMV für den Untersuchungszeitraum den lokal wie national entscheidenden Ort der volkskundlichen Wissenschaft. Im Volkskundemuseum in Wien waren die konstituierenden und tragenden Komponenten der im ausgehenden 19. Jahrhundert sich etablierenden Disziplin verankert: der wissenschaftliche Verein, die *Zeitschrift für österreichische Volkskunde* – dem vom Verein 1895 begründeten wissenschaftlichen Publikations- und Kommunikationsorgan –, ein volkskundlich-ethnographischer Lehrbetrieb (mit universitären Vorlesungen in der Bibliothek) sowie die volkskundlichen Wissensbestände (Objekte, Bibliothek, Fotosammlung).

Und drittens ist das ÖMV als Ort sozialer und ideologischer Praxis zu verstehen: Es ist als Bühne und Rahmen für zeitgenössische Ausformungen, Performanzen und Prozesse der (nationalen) Volkskultur zu begreifen und damit in den Kontext der diesen Prozessen nahestehenden urbanen Jugend- und Populärkulturen einzuordnen. Für die Multifunktionalität des Volkskundemuseums ist so die Beschäftigung mit unterschiedlichen Akteur_innen, Akteursgruppen (Expert_innen wie volkskundliche Lai_innen) relevant, gestalteten und multiplizierten diese doch über Objekte und Praktiken Deutungen, Anleitungen und letztlich Normierungen im volkskundlichen und volkskulturellen Feld Wiens und Österreichs.

Im Folgenden werden anhand knapp gefasster Thesen die Ergebnisse der Untersuchung zu einem Überblick zusammengestellt. Dabei versuchen wir, die Dynamiken und den Wandel der Institution und auch des volkskundlich-volkskulturellen Feldes für den Untersuchungszeitraum sichtbar zu machen. Wir folgen dabei unserer Prämisse, dass die 1930er-Jahre bis zur Etablierung des NS-Systems im Jahr 1938 elementar für die Einordnung der Geschichte des ÖMV sind. Sie waren in ihren Ausprägungen entscheidend für die Institution und die musealen Pro-

3 Im Untersuchungszeitraum sind – bis auf wenige Frauen – in erster Linie männliche Akteure im Museum und dessen volkskulturellen Umfeld zu benennen. Wird im Folgenden die genderechte Formulierung verwendet, sind damit explizit Frauen als Handelnde gekennzeichnet.

zesse der nachkommenden politischen Systeme und Jahrzehnte und werden deshalb hier fokussiert behandelt.⁴

Der vorliegende Text fasst die zentralen Thesen und Forschungsergebnisse zusammen und versucht mit kurzen Fallbeispielen, Zusammenhänge zu verdeutlichen.⁵ Auf diese Weise wird ein exemplarischer Einblick in die für das Projekt forschungsleitenden Quellen ermöglicht. Eingearbeitet sind darüber hinaus für diesen Beitrag relevante Perspektiven der Dissertationen von Birgit Johler und Magdalena Puchberger.⁶ In gewisser Weise wird auch jene Klammer geschlossen, die Birgit Johler in einem 2008 erschienenen Beitrag in der *Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde*⁷ geöffnet hat und in welchem im Rahmen einer ersten Sichtung des zentralen Quellenbestandes des Hauses grundlegende Entwicklungslinien für den Untersuchungszeitraum und Fragen an die Museumsinstitution skizziert worden sind. Während der Laufzeit des Projekts sind andernorts Forschungen durchgeführt worden wie jene im DFG-Forschungsverbund »Volkskundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer: zur Produktion kultureller Wissensformate im 20. Jahrhundert«⁸, die für das vorliegende Projekt Anregungen und Austausch boten. Durch die breit gewählten Methodenansätze und die Verbindung von Wissenschaftsgeschichte und aktuellen museumswissenschaftlichen Ansätzen unternehmen unsere Forschungen eine nicht an Personen, Kontinuitäten und Brüchen orientierte Institutionenge-

4 Einige hier benannte Aspekte sind bereits andernorts von uns ausführlicher behandelt worden – an entsprechender Stelle wird auf frühere Publikationen verwiesen.

5 Diesem Text, dies erscheint für das Verständnis des Beitrags wichtig, liegt inhaltlich der Abschlussbericht für das FWF-Forschungsprojekt »Museale Strategien in Zeiten politischer Umbrüche. Das Österreichische Museum für Volkskunde 1930–1950« zu Grunde.

6 Die beiden aus dem Projekt entstehenden Dissertationen beschäftigen sich zum einen mit den Sammlungen bzw. Objekten als Ausgangspunkte für museumswissenschaftliche Reflexionen zu musealen Praktiken und Akteur_innen im Kontext des Politischen (Birgit Johler) und zum anderen mit der Bedeutung, den konkreten Praktiken und Diskursen der in Wien und von Wiener Akteur_innen gestalteten lokalen wie nationalen Heimat- und Volkskultur in der Zwischenkriegszeit (Magdalena Puchberger).

7 Birgit Johler: Das Österreichische Museum für Volkskunde in Zeiten politischer Umbrüche. Erste Einblicke in eine neue Wiener Museumsgeschichte. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, 62, 111, 2008, S. 229–263.

8 <http://www.volkskundliches-wissen.uni-tuebingen.de> (Zugriff: 16.12.2016).

schichte, sondern eine neue Form von Museumsgeschichte. Wesentlich ist in diesem Sinne, dass das Projekt mit den Akteur_innen auch deren Beschäftigung mit den volkskundlichen Objekten bzw. Objektivationen, also die an Objekte geknüpften Ideen, Werte oder Vorstellungen⁹, in den Mittelpunkt rückt. An Objekten lassen sich maßgebliche Konstruktionen und Repräsentationen volkskundlichen Wissens und volkskundlicher Wissensformate analysieren, die wiederum in Zusammenhang mit musealen Strategien, Orientierungen und Handlungen zu betrachten sind. Objekte und Praktiken erweisen sich als elementar für die Analyse musealer Strategien, Orientierungen und Handlungen bzw. für das Verständnis der sich verändernden Relationen zum wissenschaftlichen, musealen, kulturell-politischen und urbanen Umfeld.

Mit dem FWF-Nachfolgeprojekt im Bereich der Wissenschaftskommunikation, das im Herbst 2017 in eine Ausstellung mit dem Titel »Heimat : Machen. Volkskultur in Wien zwischen Alltag und Ideologie um 1930« münden wird, haben sich Perspektiven noch einmal erweitert bzw. Schwerpunkte verlagert. In den Vordergrund rückt die Frage, wie sich das volkskundliche und volkskulturelle Feld im Volkskundemuseum Wien ausgestaltete und präsentierte und wie diese Repräsentationen mit der Großstadt Wien und den sich hier zeigenden kulturellen Praktiken in Verbindung zu bringen sind. Damit wird die Perspektive der Produzent_innen von »Volkskultur« mit der Rezeption der Volkskunde und ihrer Wissensangebote verknüpft. Gerade anhand dieses volkskulturellen Ortes lässt sich zeigen, wie sehr diese beiden Bereiche oder Felder ineinander übergehen. Sowohl die von Veränderungen gekennzeichneten Interessen und Motivationen der Akteur_innen wie auch deren zwischen Produktion und Aneignung von »Volkskultur« changierenden Praktiken im Zusammenspiel von Zuschauen und Teilhaben, von Theorie und Praxis und von den jeweiligen Akteur_innen sind eng miteinander verbunden. Die vielzitierte (und auch diskutierte) Frage »Wem nützt Volkskunde«, die Dieter Kramer 1970 für das Fach formulierte¹⁰, wird zu »Wer nutzt Volkskunde« und rekuriert damit zum einen auf konkrete

9 Gitta Böth: Kleidungsforschung. In: Rolf Wilhelm Brednich (Hg.): Grundriß der Volkskunde: Einführung in die Forschungsfelder der europäischen Ethnologie. Berlin 1988, S. 153–170, S. 162 f.

10 Dieter Kramer: Wem nützt Volkskunde? In: Zeitschrift für Volkskunde, 66, 1970, S. 1–16, sowie die im Anschluss an den Beitrag publizierten Diskussionsbeiträge.

Praktiken im Museum und in der Stadt, auf Alltage und Lebenswelten, zum anderen auf die soziale Funktion des Ortes und damit auf die Rolle des Museums im gesellschaftlichen Gefüge.

1 Die nachhaltigen 1930er-Jahre

Die 1930er Jahre (bis 1938) wurden bislang zu wenig in ihrer produktiven Dynamik und in ihren Wirkungen in Bezug auf das ÖMV berücksichtigt. Dies ist bemerkenswert, entstand doch am Haus zu jener Zeit um die Leitbegriffe »Heimat« und »Volkstum« ein Kräftefeld aus Personen, Netzwerken, Strukturen, Objekten, aus wissenschaftlichen wie kulturellen Formaten, das später, in der NS-Zeit und in den ersten Nachkriegsjahren, in Variationen abgerufen und mobilisiert wurde. Gerade dieses Kräftefeld gibt Aufschluss über die vielfältigen Wechselwirkungen zwischen dem Volkskundemuseum, den volkskundlich-volkskulturellen Akteur_innen und der Stadt Wien. In diesem Zusammenhang sind die seit dem Ende des Ersten Weltkrieges und in den ersten Jahren der jungen Republik als beinahe staatsnotwendig erachteten »Heimat«- und Identitätsentwürfe auf nationaler und lokaler Ebene von Bedeutung. Für die Groß- und Hauptstadt Wien ist zu betonen, dass bereits die umfassenden Kulturalisierungsbestrebungen des »Roten Wien« auf »Bodenständigkeit« setzten und »Heimat« als Alltagserfahrung und Beziehungsbegriff zu fassen suchten. Die in dieser Zeit neu geschaffene Festkultur bediente sich wie selbstverständlich volkskultureller Elemente (v.a. Volkslieder und Volkstanz) und integrierte sie in die neuen Massenformate der jungen Republik und ihrer Hauptstadt.

Hier sei an die »Arbeiter-Trachtler« erinnert, die eine besondere Rolle innerhalb der sozialistischen Partei einnahmen. Die Arbeiter-Trachtler, wie sie sich selbst und auch ihr Publikationsorgan nannten, hatten sich 1922 in Abgrenzung zu den konservativen und völkischen Traditions-, Trachten- und Schuhplattler- (später Volkstanz-)Vereinen zu einem eigenen sozialistisch-sozialdemokratisch-proletarischen »Bund der Arbeiter-GTE.- und Schuhplattlervereine Österreichs«¹¹ zusammen-

11 GTE = Gebirgstrachtenerhaltung, K.L.: Ein Jahr! In: Der Arbeiter-Trachtler, 1, 5, 1923, S. 1. Vgl. dazu: Magdalena Puchberger: Urbane Heimatkultur als ideologische und soziale Schnittstelle in der Ersten österreichischen Republik. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 66, 115, 2012, S. 293–324.

geschlossen und gestalteten und praktizierten ab Mitte der 1920er-Jahre in der Bundeshauptstadt Wien eine spezielle Vereins- und Freizeitkultur. Diese bewegte sich ideell zwischen den sozialistischen Leitbildern von persönlicher und kollektiver Freiheit, von Selbstbestimmung, Frieden, Demokratie und Internationalismus auf der einen Seite und »heimatlichen« Werten wie Tradition und Volkstum auf der anderen. Die Arbeiter-Trachtler beteiligten sich im Bund wie auch in den Wiener Mitgliedsvereinen an der öffentlichen Stadtkultur, etwa durch die im Vereinsleben erprobten volkskulturellen Formate wie Schau- und Preistanzen oder auch Trachtenumzüge. Durch ihre Orientierung am »Heimatlichen« und »Eigenen« kamen sie in Kontakt mit den Wiener Volkskulturgrößen und vor allem auch mit dem Volkskundemuseum und der dort seit Beginn der 1930er-Jahre angesiedelten Österreichischen Heimatgesellschaft¹², die wiederum ihre Expertise gern mit den mitgliederstarken Großstadtvereinen teilten. Die proletarische Heimatkultur im Roten Wien traf sich gerade in der volkskulturellen Praxis mit den massentauglichen und stimmungsvollen Inszenierungen der konservativen bis völkischen Kreise, allen voran des Deutschen Volksgesangvereins in Wien mit den lokalen Volksliedforschern Raimund Zoder, Georg Kotek oder auch Karl Magnus Klier und der Wiener Urania mit dem Volkstanzkreis um Raimund Zoder.

In den 1930er-Jahren entwickelte sich das Volkskundemuseum zu einem mannigfaltigen Erlebnis- und Wissensort. Volkskunde, Museum und Stadt gingen eine Symbiose ein, die sich so zuvor noch nicht gezeigt hatte und die sich in vielerlei Hinsicht als fruchtbar erweisen sollte. Deren Bedingungen und Wirkungen werden im Folgenden unter vier

12 Die Österreichische Heimatgesellschaft war 1928 zunächst als Wiener Traditionsverein gegründet worden und hatte den offiziellen Sitz an der Privatadresse seines Vorstandes Robert Mucnjak, in der Burggasse 19, Wien 8. Die wöchentlichen Vereinsabende fanden in der nahen Gastwirtschaft Hermann, Burggasse 21, statt. Die Vereinszeitschrift *Heimatland* erschien ab 1929, musste aber bis 1934 eingestellt werden, weil die Geldmittel des Vereins wie der Mitglieder wegen der Wirtschaftskrise nicht ausreichend waren. Mit dem austrofaschistischen System ging es mit der ÖHG ebenso wie mit dem Museum bergauf, die Anschrift der ÖHG war zu diesem Zeitpunkt die der Adresse des Volkskundemuseums. S. dazu Österreichisches Museum für Volkskunde/ÖMV, Archiv, Ktn. 18/1932, Mappe Heimatschutz, Schreiben der Österreichischen Heimatgesellschaft an ihre Mitglieder, Oktober 1932. Vgl. dazu Puchberger 2012 (wie Anm. 11).

Aspekten skizziert, die wir als entscheidend für diese Jahre und auch für das Volkskundemuseum identifiziert haben: Zunächst wird das Museum als Ort der volkskundlichen Wissenschaft behandelt, anschließend wird die Bedeutung der Sammlungen und Gegenstände für die Institution, aber auch für die (Kultur)Politik aufgezeigt. Ein weiterer Aspekt behandelt den lebhaften Austausch des Museums mit der Stadt im Kontext volkskultureller Praktiken. Zuletzt werden die »nachhaltigen« Netzwerke angesprochen, die am und um das Museum aufgebaut wurden und in den 1930er-Jahren ihre Blütezeit fanden.

Volkskunde in der Zwischenkriegszeit – eine Leitwissenschaft

In der Zwischenkriegszeit wandelten sich in der Laudongasse 15–19 die Formen volkskundlicher Wissensproduktion: Das Volkskundemuseum war nicht mehr nur Zeigeort und Ort wissenschaftlichen Arbeitens, es wurde zusehends zum Zentrum und Kristallisationspunkt der volkskundlich-volkskulturellen Praktiken und Netzwerke in Wien und Österreich. Schon der Umzug des Museums im Jahr 1917 in das barocke Palais Schönborn in der bürgerlichen Josefstadt war bedeutungsvoll gewesen – sowohl für das Selbstwertgefühl der Museumsakteur_innen wie auch in der Wirkung der Institution nach außen. Von jenem Zeitpunkt an konnte das Museum, gestützt durch Politik und Regierung, den nationalen Anspruch, die Volkskunde Österreichs (bzw. kurzzeitig noch der k.k.-Monarchie) in ihrer ganzen Breite zu beherbergen, für sich reklamieren.

Ein Grund für die Dynamisierung des Museums in der Laudongasse war, dass sich die Volkskunde gegen Ende der 1920er-Jahre zusehends in akademischen wie auch breiteren gesellschaftlichen Kontexten etabliert hatte. Ihre »Disziplinierung« auch in Österreich war ausreichend fortgeschritten, um die volkskundlichen Akteure des Museums in große, auch internationale Forschungsprojekte einzubinden – etwa in das »Atlasunternehmen«¹³ oder in die Internationale Volkskunstkommis-

13 Zur Bedeutung des nach dem Ersten Weltkrieg initiierten und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten »Atlas der deutschen Volkskunde« für die volkskundliche Wissenschaft s. Friedemann Schmolz: Die Vermessung der Kultur. Der »Atlas der deutschen Volkskunde« und die Deutsche Forschungsgemeinschaft

sion¹⁴. In Folge zunehmender Nationalisierung und einer postulierten Gemeinschaft auf Grundlage deutschen Volkstums erfuhr die Volkskunde Ende der 1920er-, Anfang der 1930er-Jahre allgemein wachsende politische Aufmerksamkeit, was dem Museum wiederum Einflussphären eröffnete. Da in Wien bis 1939 auch kein eigenes volkskundliches Universitätsinstitut existierte, waren in der österreichischen Bundeshauptstadt das Museum und seine volkskundlichen Akteure und (wenigen) Akteurinnen in ihrer wissenschaftlichen Kompetenz weitgehend unangefochten, und auch das Haus als volkskundlich-wissenschaftliche Institution mit eigener Fachbibliothek anerkannt. Die von 1918 bis 1945 als »Museum für Volkskunde« geführte Institution trug mit ihren unterschiedlichen Wissensformaten (interne wie externe Ausstellungen, die hauseigene *Wiener Zeitschrift für Volkskunde*, Vorträge, Radiobeiträge, Kurse, Publikationen in anderen Medien u.v.m.) wesentlich dazu bei, die Volkskunde als Wissenschaft in Wien zu stärken und ihre Inhalte mit gesellschaftlicher Relevanz zu versehen. Dafür sorgten die Protagonist_innen – auf der Ebene der Vereinsleitung und -funktionen¹⁵, aber auch auf der Ebene der Repräsentation und der Vermittlung von Inhalten für unterschiedliche wissenschaftliche, politische, administrative, kulturelle und auch soziale Gruppierungen, mit denen sie im Austausch waren und zielgruppenspezifische Angebote erarbeiteten.

Die in der Zwischenkriegszeit sich intensivierenden Wechselbeziehungen zwischen Museum und Stadt sind auch einer neuen Generation von Volkskundler_innen geschuldet: Ältere Vertreter der Volkskunde, die am Museum verankert waren (so etwa der Museumsgründer,

1928–1980 (=Studien zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 5). Stuttgart 2009.

14 Zur Herausbildung der Internationalen Volkskunstkommission s. u.a. Nina Gorgus: Die deutsche Volkskunde und die Volkskunst. Prager Kongress 1928. In: Herbert Nikitsch, Bernhard Tschofen (Hg.): Volkskunst. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1995 in Wien (=Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 14). Wien 1997, S. 55–65.

15 So war etwa Otto Glöckel, Präsident des Wiener Stadtschulrates und Nationalratsabgeordneter der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, von 1924 bis 1934 in der Vereinsleitung als Vizepräsident vertreten. Nikitsch 2006 (wie Anm. 2), S. 408. Dies führte u.a. zum Ankauf von 500 Stück des 1930 produzierten »Museumsführers« durch den Wiener Stadtschulrat zwecks Verteilung in Wiener Schulen. ÖMV, Archiv, Ktn. 16/1930, Verhandlungsschrift der Sitzung des Vereins- und Museumsausschusses, 13.10.1930.

Michael Haberlandt, und sein Sohn, Arthur Haberlandt), vertraten eine Sachvolkskunde, aus der sich das Fach entwickelt hatte: Ethnien und Gruppen sollten über ihre Objektivationen erforscht und »verstanden« werden. Jüngere Fachvertreter_innen (vorwiegend zwischen 1900 und dem Ersten Weltkrieg geboren), die vor allem aus der Jugendbewegung bzw. der Bündischen Jugend kamen, zeigten verstärktes Interesse an der Großstadt und ihren kulturellen Phänomenen. Sie praktizierten Volkskunde als Reformprogramm und »politische Wissenschaft«¹⁶, deren Erkenntnisse für ein zu schaffendes nationales, regionales und/oder völkisches Selbstverständnis nutzbar gemacht werden sollten. Ihr Entwurf einer anwendungsorientierten »Gegenwartsvolkskunde« öffnete die Volkskunde für die Beteiligung an zeitgenössischen gesellschafts-politischen, kulturellen und sozialen Prozessen. Viele der vor allem auch in der aktiven »Volkstumsarbeit« engagierten jungen Volkskundler_innen (Karl und Grete Horak, Karl Haiding, geb. Paganini, Richard Wolfram, Alfred Karasek, Franz Koschier, Franz Vogl, Elli Starzacher und andere) sahen in der Sammlung und Darstellung volkskultureller Phänomene nur eine der Aufgaben der Wissenschaft. Mindestens ebenso wichtig war ihnen die konkrete Anwendung, die sie als »Verlebendigung« oder »Wiedererweckung« von überliefertem bzw. zu gestaltendem Volkskulturgut verstanden und betrieben. In besonderer Weise setzte der spätere Museumsdirektor Leopold Schmidt etwa auch in seiner 1935 abgeschlossenen »Wiener Volkskunde«¹⁷ die »Gegenwartsvolkskunde« mit der »Großstadtvolkskunde« in Verbindung. Darin stand er zum einen den anwendungsorientierten Volkskundler_innen eher distanziert gegenüber, zum anderen war er aber als Gewinner des 1935 erstmals verliehenen »Wilhelm-Heinrich-Riehl-Preises der deutschen Volkskunde«¹⁸ mit dem

16 So dezidiert haben dies die Wiener Volkskundler und Mythologen Karl Spieß und Edmund Mudrak, beide ideologische wie auch wissenschaftliche Vorbilder der jungen Generation, freilich erst im Rahmen einer nationalsozialistischen disziplinären Ausrichtung 1938 formuliert. Vgl. dazu. Karl v. Spieß, Edmund Mudrak: Deutsche Volkskunde als politische Wissenschaft. Zwei Aufsätze. Berlin 1938.

17 Leopold Schmidt: Wiener Volkskunde. Ein Aufriss. Wien 1940.

18 Der Stifter dieses Preises hielt die Ausrichtung desselben wie folgt fest: »...will ich nunmehr einen Preis stiften, der den Namen WILHELM HEINRICH RIEHL-Preis der Deutschen Volkskunde tragen soll. War es doch dieser Altmeister der deutschen Volkskunde, der in einer heute noch vorbildlichen und unerreichten Weise die großen, wegweisenden Grundlinien lebendiger volkskundlicher

Rahmenthema »Beiträge zur Großstadtvolkskunde«¹⁹, auch im disziplinären Zusammenhang ein Vorreiter und erwies sich bereits zu diesem Zeitpunkt als wissenschaftliche wie ideologische Alternative. Gerade die Wiener Großstadtprozesse und -kontexte sowie der politische Wille zur Gestaltung von »Stadt« als Lebens- und Erlebensraum, wie sie im Roten Wien (etwa durch die kommunalen Schwerpunkte wie Wohnbau und Fürsorge aber auch in der Freizeit- und Jugendkultur) und später auch im Austrofaschismus zum Tragen kamen, halfen mit, die Position des Volkskundemuseums und seiner Protagonist_innen in der Bundeshauptstadt Wien zu stärken.

Spätestens mit der Etablierung der austrofaschistischen Diktatur 1933/34 – im März 1933 war durch die Regierung Dollfuß die Ausschaltung des Nationalrates erfolgt, per 1. Mai 1934 wurden durch die neue Verfassung die bereits realisierten Veränderungen festgeschrieben²⁰ – signalisierten die volkskundlichen Akteur_innen den Willen zur politischen Mitgestaltung und profitierten von den Durch- und Zugriffsmöglichkeiten, die das autoritäre Regime mit sich brachte. Das Volkskundemuseum erfuhr mit dem Budgetjahr 1934 vermehrt finanzielle Zuwendung von Seiten des Bundes und der Stadt und avancierte zur nationalen Anlauf- und Auskunftsstelle für kulturpolitische Interessen, insbesondere in der staatlich gelenkten »Trachtenpflege« und »Trachtenerneuerung« oder auch bei der Planung und Beteiligung an nationalen bzw. internationalen Ausstellungen (z.B. »Österreichisches Bauerntum«, Wien 1935; Weltausstellung Paris 1937). Neben der offiziellen »ständestaatlichen« Kulturpolitik fanden im Volkskundemuseum aber auch

Forschung und Zielsetzung aufgezeichnet hat. So ist Wilhelm Heinrich Riehl das leuchtende Vorbild der Volkskunde unserer Tage, dem nachzustreben immer schönste Aufgabe und heiligste Pflicht ist.« ÖMV, Archiv, Ktn. 20/1934, Mappe Photothek, N.N. (vermutlich Walter Krieg), Stubenrauch-Verlag an Arthur Haberlandt betreffend Wilhelm-Heinrich-Riehl-Preis der deutschen Volkskunde, 9.7.1934, Hervorhebg. i. Original. Der Vorsitzende der Jury war der Berliner Volkskundler Adolf Spamer.

- 19 ÖMV, Archiv, Ktn. 20/1934, Herbert Stubenrauch Verlagsbuchhandlung, Verwaltungsausschuß des Wilhelm-Heinrich-Riehl-Preises, an Arthur Haberlandt, o.D. (1934).
- 20 Emmerich Tálos: Das austrofaschistische Herrschaftssystem. In: Emmerich Tálos, Wolfgang Neugebauer (Hg.): Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur 1933 – 1938. Wien 2005, S. 394–420.

deutsch-nationale und völkische Gruppierungen wie Landsmannschaften oder der »Deutscher Schulverein Südmark« ihre »Heimat«. Sie bestimmten mit Ausstellungsbeteiligungen und Vermittlungsveranstaltungen die inhaltliche Programmierung des Hauses und seine Performanz mit und verankerten so das Haus fest in der Wahrnehmung ideologisch unterschiedlich orientierter Städter_innen. Zugleich demonstrierte die NS-Volkskunde in Deutschland, wie sehr eine akademische Disziplin Teil des staatlichen Machtgefüges werden konnte, und bot den volkskundlichen Akteur_innen in Österreich bzw. in der Wiener Laudongasse mit ihren gut dotierten Forschungsinstitutionen und -verbänden²¹ attraktive Möglichkeiten der Teilhabe und Vernetzung. So konnte Arthur Haberlandt etwa der Eröffnung des Museums für deutsche Volkskunde am 1. Oktober 1935 in Berlin beiwohnen und an der anschließenden Tagung der Deutschen Volkskunstkommission mit einem Vortrag teilnehmen²², wie er auch am Zweiten Nordischen Wissenschaftlichen Kongress »Tracht und Schmuck« in Lübeck 1937²³ als Volkskundler präsent war –

- 21 S. dazu Hannjost Lixfeld: *Institutionalisierung und Instrumentalisierung der Deutschen Volkskunde zu Beginn des Dritten Reichs*. In: Wolfgang Jacobeit, Hannjost Lixfeld, Olaf Bockhorn (Hg.): *Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Wien, Köln, Weimar 1994, S. 139–174, S. 139 f, oder auch Michael Fahlbusch: *Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die »Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften« von 1931–1945*. Baden-Baden 1999.
- 22 Arthur Haberlandt referierte auf der Tagung der Deutschen Volkskunstkommission vom 2. bis 3.10.1935 über »Deutsche Volkskunst im Osten« und hier mit seinem engeren Arbeitsgebiet, dem »Donauostern«. ÖMV, Archiv, Ktn. 1935/21, *Mappe Schriftverkehr Ausstellung, Arthur Haberlandt an das Bundesministerium für Unterricht, 12.9.1935*.
- 23 Alfred Rosenberg wurde im Zuge der NS-Machtübernahme und »Gleichschaltung« im Jahr 1933 Schirmherr der 1921 in Lübeck gegründeten Nordischen Gesellschaft. S. Birgitta Almgren, Jan Hecker-Stampel, Ernst Piper: *Alfred Rosenberg und die Nordische Gesellschaft. Der »nordische Gedanke« in Theorie und Praxis*. In: *Nord-europaforum* 2, 2008, S. 7–51, online unter <http://edoc.hu-berlin.de/nordeuropaforum/2008-2/almgren-birgitta-7/PDF/almgren.pdf> (Zugriff: 16.12.2016). Auch bei diesem Kongress referierte Arthur Haberlandt, diesmal mit einem Vortrag zu »Volkstümliche Webkunst der Germanen und Indogermanen«. ÖMV, Archiv, Ktn. 23/1937, *Verhandlungsschrift, 30.9.1937*. Die sogenannte »Nordforschung« war in Wien und auch am Volkskundemuseum durch den Kunsthistoriker Josef Strzygowski stark vertreten, der 1934 die Gründungssitzung seiner »Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung« am 16.12.1933

wissenschaftliche Tätigkeiten und wissenschaftspolitische Kontakte, die sich ab 1938 für das Haus bzw. die Leitung bezahlt machen sollten. Nicht zuletzt waren mit Eugen Fehrle und Hans F. K. Günther schon vor 1938 zwei namhafte deutsche NS-Ideologen Teil des volkskundlichen Wiener Horizonts.²⁴

Die Sammlungen des ÖMV als Ressource für Museum und Politik

Für die politischen Eliten aller im Forschungsprojekt untersuchten Systeme, also der Ersten Republik, des Austrofaschismus, der NS-Zeit und der ersten Jahre der Zweiten Republik, erwiesen sich die Sammlungen des Volkskundemuseums als äußerst wertvoll: Ideologien und Programme ließen sich an spezifische Objekte anlagern bzw. wurden als Leitobjekte definiert – im Sinne materialisierter Ideologiekonzepte, denn politische wie gesellschaftliche Dynamiken und Prozesse veränderten jeweils die Zu- und Einschreibungen volkskundlicher Objekte. Für alle politischen Systeme des Untersuchungszeitraums waren die Sammlungen des Volkskundemuseums eine zentrale und vor allem ideologisch formbare Ressource. Sie beförderten die Zusammenarbeit zwischen Museum und den politisch Verantwortlichen, wobei im Zentrum der Bemühungen jeweils die Bestimmung des »Wesenseigenen« stand, das die Konstruktion eines »Wir-Gefühls« unterstützen sollte. Es sollten gerade die spezifischen Konstruktionen der 1930er-Jahre sein – das »Deutsche« bzw. das »Österreichische«, das »Heimatliche«, das »Katholische« –, die die Dinge mit neuer Bedeutung und neuem kulturellem Wert versahen und ihnen auch nachhaltig eingeschrieben blieben. Insbesondere »Tracht«, Krippe

am Museum in der Laudongasse abhielt. ÖMV, Archiv, Ktn. 19/1933, Mappe Museumsaktivitäten/Sonstige Aktivitäten, Einladung zur Gründungsversammlung, Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung.

- 24 Die Namen des NS-Volkskundlers Eugen Fehrle und des NS-Rassentheoretikers Hans F. K. Günther finden sich neben Hugo Hassinger, Richard Wolfram, Karl Haiding und anderen auf der Einladungskarte für die ordentliche Jahreshauptversammlung des Vereins am 23.4.1937. ÖMV, Archiv, Ktn. 23/1937, Mappe Einladungen, Einladungskarte Verein für Volkskunde. Fehrle war seit 1931 korrespondierendes Mitglied des Vereins, Günther seit 1938 (Nikitsch 2006 [wie Anm. 2], S. 416).

und Stube²⁵ gerieten in den Blick der kulturpolitischen austrofaschistischen Elite und wurden als kulturalisierende und kulturalisierte Materialitäten, als »österreichisches Volkstum« akzentuiert und gefördert. Die Museumsakteur_innen erkannten nicht nur diese Interessen und wussten sie geschickt für ihre Institution, für berufliche bzw. wissenschaftliche und persönliche Belange zu nutzen (Ausweitung des eigenen Aktionsradius), sondern haben sie über unterschiedliche Kanäle selbst vorangetrieben. Ein hierfür markantes Beispiel ist die Einrichtung der sogenannten »Trachtenberatungsstelle« im Jahr 1935 in den Räumlichkeiten des Museums – ein für das Selbstverständnis des Museums und für seine Entwicklung sowohl auf inhaltlicher, wie auch auf struktureller Ebene maßgebliches Unternehmen. Mit ihr konnten nicht nur neue Interessent_innen adressiert und zu einem Besuch des Museums angeleitet werden, sondern es erschlossen sich über die »Trachtenberatungsstelle« auch neue wissenschaftliche Praktiken (etwa das Zertifizieren von als »echt« eingestuftem Stoffen, Trachten oder Trachtenteilen) und neue Formen der Kooperation (mit der Österreichischen Heimatgesellschaft als wesentlichem Mitorganisator des Projekts).²⁶

Aber auch an einem konkreten Objekt, der Weihnachtskrippe – die hier exemplarisch etwas näher betrachtet werden soll – lässt sich eindrücklich zeigen, wie, durch wen und unter welchen politischen, sozialen und gesellschaftlichen Vorzeichen ein Gegenstand eine markante Bedeutungsveränderung erfuhr.²⁷ Schwierige ökonomische Verhältnisse,

25 Zu »Tracht« und Krippe s. nachfolgend; zur Stube im Austrofaschismus und ihrer ideologischen Aufwertung s. Birgit Johler: Behagen in der Kultur. Museologische Praktiken des Museums für Volkskunde im Wien der 1930er-Jahre. In: Reinhard Johler u.a. (Hg.): Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen. 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 21. bis 24. September 2011. Münster u.a. 2013, S. 131–141.

26 Zur Herausbildung der »Trachtenberatungsstelle« im Wiener Museum für Volkskunde s. die Ausführungen von Birgit Johler in: Birgit Johler und Magdalena Puchberger: »Erlebnismäßigen Zusammenhang mit dem Volke.« Volkskunde in der Laudongasse zwischen Elite und Volksbewegung.« In: Brigitta Schmidt-Lauber, Jens Wietschorke (Hg.): Wiener Urbanitäten. Kulturwissenschaftliche Ansichten einer Stadt (=Ethnographie des Alltags, 1). Wien 2013, S. 82–90.

27 Zur Krippe als sinnstiftendes Leitobjekt im Österreich der 1930er-Jahre s. detailreicher: Birgit Johler: Gefühl statt Geschichte. Die andere Seite der heimatischen Krippe. In: Hanno Loewy, Hannes Sulzenbacher (Hg.): Endstation Sehnsucht. Eine Reise durch Jeruschalajim – Jerusalem – Al Quds. Berlin 2015, S. 277–287.

nationale und völkische Strömungen und letztlich ein neues, mit Religion verflochtenes politisches System, welches Heimat und Volkstum, Authentizität und Eigenes als Leitkategorien setzte, verhalfen der Weihnatskrippe und der ihr angelagerten Praktiken (Krippenlieder, Krippenspiele) im Verlauf der 1930er-Jahre zu beispielloser Konjunktur. An dieser Entwicklung waren die volkskundlichen, musealen, heimatpflegerischen und volksbildnerischen Zirkel (mit ihren Anleitungen zum Krippenselbstbau) wesentlich beteiligt. Dazu zählten insbesondere die Krippenvereine²⁸, die in der Zwischenkriegszeit einen bemerkenswerten Aufschwung nahmen: Österreichweit kam es zu zahlreichen Neugründungen von Ortsgruppen und die Zeitschrift des Verbandes, *Der Krippenfreund*, jubelte über das gesteigerte Interesse der Allgemeinheit an Volkstum, an alten Bräuchen und religiöser Volkskunst. Krippen wurden nun aus einfachen Materialien preisgünstig hergestellt, von akademischen Malern gleichermaßen wie von Amateuren oder Jugendlichen aus Fürsorgeeinrichtungen. »Unter jeden Christbaum in den katholischen Familien«, so das erklärte Ziel der Krippenbewegung, sollte zukünftig »eine, womöglich selbstverfertigte, Weihnatskrippe« zu finden sein.²⁹

Und es waren auch die volkskundlichen Museen, die mit der weihnachtlichen Präsentation heimischer, auch neu hergestellter Krippen und durch das Aufführen von Krippenspielen und -liedern insbesondere im urbanen Kontext Volkstumsarbeit leisteten und so zur Förderung des »Krippengedankens« aus religiösen bzw. traditionalistischen Motiven beitrugen. Waren Krippen zuvor im ÖMV in ständiger Präsentation als Objekte der Volkskunst gezeigt worden, erhielten sie nun im Rahmen der ab etwa 1930 stattfindenden »Krippenausstellungen« eine dem christlichen Jahreslauf folgende ideologische Aufwertung. Dabei wurden die Besucher_innen, und insbesondere die jüngeren unter ihnen, vom Museum aktiv angesprochen – und so in die Auseinandersetzung um kulturelle Hegemonie miteinbezogen. Denn in der »Heimat«-Krippe, so

28 Der erste Krippenverein gründete sich 1909 in Innsbruck. Die »Krippenfreunde«, wie sich die Akteur_innen selbst nannten, waren vielfach volkskundlich interessierte Laien, also Priester, Ordensbrüder und Lehrer, aber auch volkskundliche Expert_innen. Vgl. Johler 2015 (wie Anm. 27), S. 293.

29 ÖMV, Archiv, Ktn. 22/1936, Programmblatt der Arbeitsgemeinschaft für Krippenbau des Volksbundes der Katholiken Österreichs für die Gemeinschaftstagung der Wiener Krippenbauer und Krippenfreunde im Museum für Volkskunde, Wien, Jänner 1936.

die Krippenfreunde in ihrer Zeitschrift anno 1935, vereine sich Glaube und Volkstum zu einer freudvollen Einheit, in ihr atme der lebendige Glaube eines Volkes; und würden sich alle Katholiken ihrer ersten Verantwortung für ihren Glauben bewusst sein und alle Österreicher ihrer Verantwortung für ihr Volkstum, dann – so *Der Krippenfreund* weiter – wäre es ein Leichtes, in Österreich Frieden zu erlangen.³⁰

Die Krippe wurde also durch verschiedene Akteur_innen binnen weniger Jahre zum materiellen Zeugnis katholischen Glaubens österreichischer Prägung (bzw. zum Glauben an das Österreichische mit katholischer Rahmung) stilisiert, mit dem der Wunsch nach Frieden und Versöhnung kulturell und politisch propagiert wurde – das aber letztlich auch, umgedeutet zu einem gemeinsamen, österreichischen »Kulturgut«, vom klerikal-faschistischen Einheitsstaat zur ideologischen Abgrenzung gegenüber NS-Deutschland herangezogen wurde.³¹

Die künstlerische Qualität der Krippenobjekte scheint dabei kein primäres Kriterium gewesen zu sein – auch nicht in den Schauräumen des Museums. Im Vordergrund stand vielmehr die »erbauliche« Tätigkeit des Krippenbauens.

Im Kontext nationalstaatlicher wirtschaftlicher Bestrebungen entwickelten sich konsequenterweise die Krippenausstellungen im Wiener Volkskundemuseum im Verlauf der 1930er-Jahre auch immer mehr zu Präsentationen mit Verkaufscharakter. Nationales Handwerk zu beleben und zu fördern, war Programm der ständestaatlichen Wirtschaftspolitik und somit *ein* möglicher Ausweg aus der für alle spürbaren politischen, sozialen und wirtschaftlichen Krise³². Vor dem Hintergrund eines spezifisch österreichischen Heimatgedankens lassen sich also auch ökonomische Aspekte herausfiltern, die die Krippenausstellungen zu attraktiven

30 Franz Mitzka SJ: Glaube und Volkstum in der Krippe. In: *Der Krippenfreund*, 27, 95, 1935, S. 1 ff.

31 Wenig verwunderlich, dass aus diesem Grund auch die »Tiroler Krippe« in den 1930er-Jahren einen massiven Aufschwung erlebte und große Aufmerksamkeit erfuhr, während die vormalig von den »Krippenfreunden« präferierte »orientalische Krippe« mit ihrem »fremdländischen Charakter« aus dem Gesichtsfeld der Krippenbauer zusehends verschwand. Johler 2015 (wie Anm. 27), S. 294.

32 »Krippe und Krise. Dimensionen einer heimeligen Volkskunst« war der Titel eines Gastvortrags von Birgit Johler und Magdalena Puchberger am 27.11.2012 am Institut für Zeitgeschichte, Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Fach Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck.

Projekten für die Museen machten. Sowohl im Kontext der Tracht wie auch der jährlich immer größer werdenden Weihnachtsausstellungen gingen Museum und Konsum einmal mehr eine für beide gewinnbringende Liaison ein.³³

Die Krippenausstellungen im Wiener Volkskundemuseum – erstmals im Winter 1930/31 in noch bescheidener Größe durchgeführt unter massiver Beteiligung der Österreichischen Heimatgesellschaft – wurden rasch zu den erfolgreichsten Ausstellungen, und die als »Begleitprogramm« aufgeführten Krippenspiele erfreuten sich bei Jung und Alt größter Beliebtheit. Nicht nur im Museum eröffnet(e) die Krippe anheimelnde und moralisch anleitende Gefühls- und Sehnsuchtsräume; jenseits der Kategorisierung als »Volkskunst«-Objekt kann sie auch als konkrete Krisenbewältigungsstrategie in den spannungsgeladenen Zwischenkriegsjahren verstanden werden.

Interaktionen: Museum – Akteur_innen – Stadt

Als besonderes Merkmal der 1930er-Jahre soll die Bedeutung des Museums als Ort des Wiener Austauschs in Heimat- und Volkstumsbelangen herausgestrichen werden: Spätestens zu Beginn der 1930er-Jahre entwickelte sich das Volkskundemuseum zum Zentrum der städtischen wie nationalen heimatlich-volkskundlichen Wissenschafts- und Laientätigkeit, zur *contact* und *trading zone* für unterschiedliche volkskulturelle Strömungen. Diese sind den Selbstdeutungen der Akteur_innen folgend alle ausdrücklich als volkskundlich zu bezeichnen.

Das Museum bot materiellen wie ideellen Raum, Infrastruktur sowie Austausch- und Partizipationsmöglichkeiten. Bedeutende Akteur_innen des Wiener volkskundlichen Feldes waren am Museum verankert: in leitender Position (Arthur Haberlandt, Direktor), angestellt (Robert Mucnjak, Restaurator des Museums und Vorstand der Österreichischen Heimatgesellschaft/ÖHG, sowie Adelgard Perkmann, Bibliothekarin und wissenschaftliche Mitarbeiterin) oder aktiv über den Verein für Volks-

33 U.a. hat Gudrun König den »kuratierten Konsum« beschrieben, der bereits früh Museum und Warenhaus verband. Gudrun M. König: Metamorphische Prozesse. Der kuratierte Konsum, das Sammeln und die Museumsobjekte. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 69, 118, 2015, S. 277–294.

kunde oder andere (Traditions-)Verbände (z.B. ÖHG oder der Deutsche Volksgesangverein in Wien). Ihre Aufgabe sahen sie in der Beratung und »Volks-Erziehung« und verstanden sich damit als Vermittler_innen zwischen Politik, Wissenschaft, Gesellschaft und den (in dieser Zeit nicht unbedeutenden) Interessen von Wirtschaft und Fremdenverkehr. Sie waren maßgeblich an der Gestaltung einer volkskundlichen, urbanen »Erlebnissphäre« beteiligt und wirkten beispielgebend für unterschiedliche Kreise. Die im volkskulturellen Feld Tätigen zeigten sich offen für Einflüsse aus Wissenschaft (unterschiedliche Disziplinen), Vereinen und Verbänden (eben Traditionsvereine, Gesangs- und Turnvereine) und Jugendgruppen (speziell der Bündischen Jugend) ebenso wie aus der Wiener Freizeit- und Populärkultur oder Strömungen aus Hochkultur und moderner Kunst.

Die infrastrukturellen, sozialen wie kulturellen Gegebenheiten und Möglichkeiten der Haupt- und Großstadt Wien sowie die Nähe zu den administrativen, politischen und wirtschaftlichen Entscheidungsträgern hatten wesentlichen Einfluss auf die Konzeption und Ausrichtung des Museums. Gleichzeitig gestalteten die Museumsakteur_innen mit ihren volk-bildenden und heimatideologischen Angeboten die öffentliche Stadtkultur bzw. das individuelle Erleben und Aneignen der Stadt wesentlich mit. Die in Wien und speziell am Museum praktizierte Volkskultur besetzte mit ihren großen und vielfältigen Veranstaltungen auch den öffentlichen Raum, was zu einer beachtlichen Sichtbarkeit und damit Dynamik führte. Die Präsenz zeigte sich bei Trachtenumzügen auf der Ringstraße und Volkstanzfesten im Türkenschanzpark, in populären Wiener Vorstadtlokalitäten³⁴ oder auch durch Beteiligungen bei externen Ausstellungen, so etwa bei der Ausstellung »Tracht und Leben (eine Gegenwartsschau)« 1935 im Wiener Messepalast, organisiert von der Wiener Urania unter wesentlicher Beteiligung bzw. Leitung von Adelgard Perkmann und der »Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde an der Universität Wien³⁵, zu der neben Perkmann auch Leopold Schmidt gehörte.

34 Magdalena Puchberger: »Reines« Vergnügen. Populäre Unterhaltung in der Wiener Heimat- und Volkskultur der 1930er Jahre. In: Christoph Bareither u.a. (Hg.): Unterhaltung und Vergnügen. Beiträge der Europäischen Ethnologie zur Populärkulturforschung. Würzburg 2013, S. 130–145.

35 Die »Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde an der Universität Wien« wurde 1932 von jungen Vertreter_innen des akademischen Fachs Volkskunde – wohl in

Diese für Österreich einzigartige und für Stadt wie Museum gewinnbringende Konstellation manifestierte sich in der breiten- und tiefenwirksamen Stärkung von Volkskultur auf regionaler wie nationaler Ebene. Das ÖMV fühlte sich befähigt und wurde befähigt, sich als großstädtischer Integrationsraum zu präsentieren und ideologische wie soziale Differenzen – etwa die Gegensätze zwischen Hauptstadt und den rural geprägten Bundesländern – über das Label »Volkstum und Heimat« zurücktreten zu lassen. Das Volkskundemuseum in Wien sah sich dabei immer in der selbstbewussten (Hauptstadt-)Rolle, gesamtstaatliche bzw. überregionale Identitätsangebote zu formulieren und in den ideologischen Überbau einzupassen.

An Beispielen soll nun gezeigt werden, wie Museum und Stadt gerade über volkskulturelle Praktiken miteinander in Beziehung traten. Hervorzuheben ist an dieser Stelle, dass neben den hehren Zielen der moralischen »Volkserhebung«, die über die Ausübung von Volkstanz, Volkslied oder das Tragen von Tracht erreicht werden sollten, auch populärkulturelle Faktoren in den 1930er-Jahren von großer Bedeutung waren. Dabei mischten sich unter die »Ernsthaftigkeit« der nationalen, völkischen bzw. heimatlichen Betätigungen oftmals und vielleicht sogar vorrangig Elemente von Unterhaltung, Geselligkeit oder simpler Schaulust.³⁶

Als Paradebeispiel für eine der zahlreichen volkskulturellen Unterhaltungsgruppen sei zunächst die Spiel- und Musikgruppe (die sich später »Volkslied- und Volkstanzkreis der Österreichischen Heimatgesellschaft« nannte) der am Museum verankerten und von Robert Mucnjak geleiteten Österreichischen Heimatgesellschaft erwähnt. Diese Gruppe von »bis zu acht Mann« war um 1930 gegründet worden, um »von nun an bei jeder Veranstaltung des Vereines mitwirken« zu können und die für die volkskulturelle »Werbearbeit, insbesondere bei Fahrten, Umzügen,

Opposition zu Arthur Haberlandt – gegründet. Neben Adelgard Perkmann und Leopold Schmidt waren auch Richard Wolfram, Karl Haiding, Karl Horak oder Elli Starzacher Mitglieder bzw. trugen im Rahmen der AG vor. Ab etwa 1936 mischte sich Arthur Haberlandt vehement in das Programm der AG ein. Über die Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde existieren kaum Quellen/Nachweise im Archiv des ÖMV.

36 Vgl. Puchberger 2013 (wie Anm. 34).

Festen u.s.w. [als] große Hilfe«³⁷ konzipiert war. Sie spielte bei volkskulturellen Veranstaltungen in Wiener Restaurationen zum Volkstanz auf oder organisierte als vorbildgebend intendierte Abende am Museum, beteiligte sich an heimatlich-stimmungsvollen Aufführungen von Volksschauspielen am Museum und hielt Volkstanzkurse sowohl am Museum als auch in Vorstadtlokalen ab. Das intensive Zusammenspiel von wissenschaftlicher und angewandter Volkskunde am Haus zeigt sich besonders in der »Arbeitsgemeinschaft«, die die ÖHG offiziell mit dem Museum begründete und die sich in einer Kooperation für die Krippenausstellungen ebenso manifestierte wie etwa in der Konzeption der Ausstellung »Volklied – Musik und Tanz«³⁸ 1932, bei der nicht nur Musikinstrumente ausgestellt wurden, sondern auch musikalische Vorführungen der ÖHG eingeplant waren. Hier spielte die enge Zusammenarbeit der volkskundlichen Akteur_innen mit der Radio-Verkehrs-AG (Ravag) eine große Rolle, die im Rahmen der Ausstellung eine Vorführung alter Musikinstrumente aus dem Volkskundemuseum übertrug und damit für eine erweiterte Öffentlichkeit im Rahmen damals möglicher Popularisierungsstrategien sorgte³⁹.

Dass die 1930er-Jahre allgemein durch eine verstärkte Nutzung neuer Medien und neuer massenwirksamer Wege der Kommunikation und Gestaltung geprägt waren, die auch vom volkskulturellen Feld in Wien offensiv genutzt wurden, zeigt die Veranstaltung »Volksspiele der Volkshochschule Wien Volksheim«⁴⁰ im Juni 1934. Das austrofaschistische Regime legte vor allem in der Hauptstadt Wert darauf, die vormals im Roten Wien ideologisierten und kulturalisierten Klassenunterschiede nun über ein homogenisierendes »Volks«-Narrativ und über volks- und populärkulturelle Massenveranstaltungen in den Hintergrund zu drängen. Die »Volksspiele« in der vom Roten Wien errichteten »Wohnhausanlage Sandleiten«, an denen sich auch der Volkstanzkreis der ÖHG

37 N.N. (vermutl. Robert Mucnjak): Mitteilungen der Österr. Heimat-Gesellschaft. In: Heimatland. Monatsschrift für Volksleben und Volkskunst in Österreich, 2, 5/6, 1930, S. 6–7.

38 ÖMV, Archiv, Ktn. 18/1932, Mappe Heimatschutz/Heimatspflege, ÖHG an die Direktion des Museums für Volkskunde, 4.6.1932.

39 Vgl. ÖMV, Archiv, Ktn. 18/1932, Mappe Tätigkeiten Arthur Haberlandt, Spielfolge der Ravag-Übertragung 15.3., 18.30–19.00 Uhr.

40 ÖMV, Archiv, Ktn. 20/1934, Mappe Sonstige Veranstaltungen, Ankündigungszettel Volksspiele, 2.6.1934.

beteiligte, sollten laut dem Wiener Volksbildungsamt einem breiten Publikum vor Augen führen, dass »Volksbildung nicht nur Belehrung und Erwerbung von Wissen ist, sondern auch für Frohsinn und Lachen Raum hat«⁴¹. Darüber hinaus sollten Teile der Volksspiele auch von der Ravag übertragen sowie von der »Selenophon Licht- und Tonbildgesellschaft«⁴² für die Österreichische Wochenschau aufgenommen werden, die verpflichtend im Vorprogramm der österreichischen Kinos gezeigt wurde.

Wie sehr das Museum auch als Ort ideologischer Volkskultur- und Volkstumsarbeit zu betrachten ist, zeigt eine weitere Veranstaltung – die Sonderausstellung »Kulturarbeit und Volkstum im Deutschen Grenzland« anlässlich 55 Jahre Deutscher Schulverein »Südmark«. Diese im Mai 1935 im Museum in der Laudongasse eröffnete Ausstellung verdeutlicht die vielfältigen und wechselseitig nutzbringenden Kooperationen des Hauses und demonstriert jene Formate, mit denen sich die volkskulturell engagierten Kreise an die Öffentlichkeit wandten: Die Ausstellung des Schulvereins sollte – so die Ankündigung in einem Merkblatt – »Rechenschaft über die Geschichte und Leistungen der deutschen Schutzarbeit geben und Ausschnitte aus dem kulturellen Leben der Grenz- und Auslandsdeutschen unseren Freunden und Mitarbeitern nahe bringen«⁴³. Die völkisch-ideologisch grundierte Zusammenarbeit setzte insbesondere auf die Präsentation und Performanz des »Eigene«. Dieses Eigene, respektive Deutsche, wurde in randständigen oder bedrohten (Grenz)Gebieten als besonders kräftig oder wehrhaft geortet und sollte in unterschiedlichen Formaten als Inspiration in Wien wirken. Dabei setzten die Organisatoren auf die Wirkkraft der »Originalität« des Grenzlanddeutstums, das als diffus »alt« und deshalb speziell ursprünglich und »echt« vorgestellt wurde. Die sich in diesen Jahren entwickelnde »Sprachinselvolkskunde«, deren wichtigste Vertreter_innen⁴⁴ auch beim Wiener Museumsdirektor Arthur Haberlandt studiert hatten, lieferte die wissenschaftliche Unterfütterung für jene »authentischen« volkskulturellen Darbietungen, die auch das Eröffnungsprogramm der erwähnten

41 Ebd.

42 Ebd.

43 ÖMV, Archiv, Ktn. 21/1935, Ausstellung Deutscher Schulverein »Südmark« mit dem Titel »Kulturarbeit und Volkstum im Deutschen Grenzland«.

44 Allen voran Alfred Karasek und Walter Kuhn, aber auch Karl Haiding, Karl und Grete Horak oder Elli Starzacher.

Ausstellung 1935 prägten: Die Wiener Ortsgruppe »Fichtegemeinschaft« des nationalsozialistisch zumindest unterwanderten Deutschen Schulvereins »Südmark« (Vereinslokal in der benachbarten Schlösselgasse) unter der Leitung von Franz Vogl brachte Volkslieder und Volkstänze, »Erlebtes und Erlauschtes aus dem Grenzlande Burgenland«⁴⁵ dar. Und auch an weiteren Sonntagen wurde »deutsches Volksgut« (Volkslieder und Volkstänze) aus Südtirol, der Slowakei, aus Siebenbürgen und den Sudentendeutschen Gebieten von Akteur_innen aus den Wiener Jugendbünden und Landsmannschaften präsentiert. Mit solcherart Vorführungen setzte man die intensivierete »Volkstumsarbeit« der bündischen Jugend wie der völkischen Vereine fort, die wesentlicher Bestandteil der »Kulturarbeit« der Vereinigungen wie auch der sich neu formierenden austrofascistischen Kulturpolitik war. Diese Volkstumsarbeit beinhaltete also besonders in der Großstadt Wien die zeitgemäße Gestaltung (als »Wiederbelebung« oder »Verlebendigung« bezeichnet) von volkskulturellen Bildungs- und Unterhaltungsformaten. Sie dienten als proto- bzw. idealtypische, niederschwellige Anleitungen und luden das Publikum ein, von der passiven in die aktive Rolle (selbst tanzen, selbst singen und musizieren, etc.) zu wechseln. Gerade solche Darbietungen bedienten sich einerseits der Expertise der im Umfeld des Museums getätigten volkskundlichen Forschungen und Sammlungen und waren andererseits ein nicht unwesentlicher Werbe- wie auch Popularisierungsfaktor für die Institution.

Kulturpolitische Netzwerke – zwei Beispiele

Die unterschiedlichen Gruppen und Vereine bzw. Verbände, die sich am und um das Museum für Volkskunde einfanden, bildeten für die Kulturpolitik und die »Kulturarbeit« der unterschiedlichen politischen Systeme tragfähige und effektive Netzwerke. Über diese wurden Fäden zwischen (Partei)Politik, Kultur und Administrationen/Institutionen auf unterschiedlichen Ebenen gesponnen, die von langfristiger und »nachhaltiger« Relevanz waren. Um diese zu verdeutlichen, werden im Folgenden zwei

45 ÖMV, Archiv, Ktn. 21/1935, Ausstellung Deutscher Schulverein »Südmark« mit dem Titel »Kulturarbeit und Volkstum im Deutschen Grenzland«, o. D.

Beispiele angeführt, die die Bedeutung der Netzwerke für das Museum, die in der Zwischenkriegszeit etabliert wurden, hervorheben sollen.

Als ein in disziplinären Zusammenhängen wenig bekanntes, in seinen Kontexten aber bedeutungsvolles Beispiel sei zunächst der spätere »Wissenschaftliche Konsulent Professor Franz Vogl«⁴⁶ angeführt. Seine volkskundliche Karriere – jenseits des universitären und akademischen Umfeldes – kann als exemplarisch für die diesbezüglichen Wiener wie auch österreichischen Kontexte angesehen werden. 1898 in Wien geboren, trat Vogl 1920 »in den Schuldienst der Gemeinde Wien als Hauptschullehrer und als Betreuer des Faches ›Volkskunde‹ an der ›Wiener Frauenakademie«⁴⁷ ein und kam so mit den Unterrichtsreformen Otto Glöckels in Berührung. Der dort entwickelte und forcierte Grundsatz der »Bodenständigkeit« des neuen Unterrichts führte ihn möglicherweise auch zum Studium der Germanistik und Volkskunde (u.a. bei Michael und Arthur Haberlandt) an der Universität Wien. Vor allem beeinflusst hat Vogl sein intensives Engagement in der jugendbewegten »Volkstumsarbeit«⁴⁸ der am Volkskundemuseum überaus präsenten Fichtegemeinschaft, wo Vogl im »Kulturausschuss des Deutschen Schulvereins Südmark« vertreten war. Als Redakteur war es Vogls Aufgabe, die in Form von »Merkblättern« popularisierten Anleitungen und Informationen zur »Volkstumsarbeit« zu erarbeiten und zusammenzustellen. Er erwies sich dabei als umtriebiger »Kulturarbeiter«, der nicht nur normierend in die Fest- und Feierygestaltung der Vereine eingriff, sondern auch selbst daran mitwirkte. Diese von ihm verantworteten, völkisch-ideell grundierten Tanz- und Spielaufführungen erhielten auch am Museum eine öffentlichkeitswirksame stimmige Rahmung. Vogl legte schon in der Ersten Republik mit seiner Vereinstätigkeit als »Kulturbeauftragter« des Schulvereins den Grundstein für seine weitere »Volkskultur«-Karriere, die ihn über die Zeit des Austrofaschismus ab 1938 als »Sachbearbeiter für Volkskunde und Heimatpflege in das Kulturredamt der Stadt Wien« brachte

46 Ernst Burgstaller: Wissenschaftlicher Konsulent Professor Franz Vogl †. In: Oberösterreichische Heimatblätter, 28, 172, 1974, S. 91–92.

47 Ebd., S. 91.

48 Vgl. dazu die Abzüge der Merkblätter der Fichtegemeinschaft in den Direktionsakten des ÖMV zwischen 1932 und 1939, die beinahe vollständig vorhanden sind und sowohl über die Planung wie auch über die konkrete Umsetzung von volkskulturellen Veranstaltungen, von Festen und Feiern Aufschluss geben.

und mit der »Verleihung des Titels ›Wissenschaftlicher Rat‹«⁴⁹ gewürdigt wurde. In dieser Funktion konnte er über Geldmittel verfügen, die er »für besondere Schulungszwecke und Arbeitsaufgaben«⁵⁰ ebenso verwendete wie für die »Wiederbelebung von Heimabenden, Schulungsvorträgen und anderen Arbeitsaufgaben in der Volkstumspflege am Museum für Volkskunde«⁵¹. Für die von Vogl zur Verfügung gestellten RM 3.000,- wollte die »Direktion« des Hauses, wie in einem Dankschreiben betont wurde, »jedenfalls bemüht sein«, die von Vogl vorgeschlagenen Gruppen (wie beispielsweise die HJ) »gastfreundlich in der ›Heimstube‹«⁵² aufzunehmen. Die in kulturpolitischen und volkskulturellen Belangen Wiens bedeutende Stellung Vogls in nationalsozialistischer Zeit belegt ein Schreiben vom 8. Mai 1944 an Arthur Haberlandt, das Vogl als »Leiter des Gaukulturamtes im Gaupropagandaamt«⁵³ unterschrieb.

Nach seiner Einberufung zum Kriegsdienst und der dortigen Verwendung kehrte dieser in den autoritären Regimen wirkende Gestalter der Wiener Volkskultur im Jahr 1945 nach Österreich zurück und war bemerkenswerterweise gemeinsam mit anderen während des Nationalsozialismus aktiven Größen aus der Kultur- und Wissenschaftsarbeit (etwa die Volksliedforscher Klier, Kotek und Zoder, den Geografen Hugo Hassinger und den Kunsthistoriker Richard Kurt Donin) am 24. Jänner 1945 zur Gesamtsitzung des Vereins und des Museums für Volkskunde geladen.⁵⁴

Nach Kriegsende ließ sich Vogl in Linz nieder und beteiligte sich dort unter der Förderung des oberösterreichischen Volksbildungsreferenten und Volkskundlers Hans Commenda nicht nur am Aufbau des oberösterreichischen Heimatwerkes, sondern fand auch Anstellung am »Landesinstitut für Volksbildung und Heimatpflege«, wo er ab 1951 die

49 Burgstaller 1974 (wie Anm. 46), S. 91.

50 ÖMV, Archiv, Ktn. 25/1939, Mappe Verein, Arthur Haberlandt an Franz Vogl, 31.3.1939.

51 Ebd.

52 Ebd.

53 ÖMV, Archiv, Ktn. 31/1944, Mappe Korr. Personen, Ankündigung Volkstumsabend der NSG »Kraft durch Freude«, 9.5.1939. Das Schreiben beinhaltet die Einladung zu dem von Vogl gestalteten »Volkstumsabend unserer Betriebsfeierabendgruppen«.

54 ÖMV, Archiv, Ktn. 32/1945, Mappe Verein, Verhandlungsschrift, 24.1.1945.

Leitung der »Beratungsstelle für Laienspiele, Feier und Fest«⁵⁵ innehatte. Bei der Durchsicht seines Nachlasses am Oberösterreichischen Landesarchiv wird deutlich, dass Vogl – verglichen mit seinen Fest- und Feiergealtungsvorschlägen der 1930er-Jahre – über seine gesamte Karriere hinweg den seinerzeit in Wien entwickelten Volkskulturbegriff beibehielt: Weiterhin propagierte er zumindest ähnliche volkskulturelle Praktiken und Formate über die Beratungsstelle und die zuständigen Stellen des Landes Oberösterreich. Darüber hinaus blieb er über die in den 1930er-Jahren geknüpften Netzwerke mit den ebenfalls nach 1945 unbeschadet operierenden Volkskulturbeauftragten der anderen Bundesländer (etwa Franz Koschier in Kärnten) in Verbindung und Austausch.

Ein ebenso auf lokaler wie nationaler Ebene überaus wichtiger kulturpolitischer Partner und Förderer des Volkskundemuseums und seiner Anliegen war Karl Lugmayer (1892–1972), der bereits mit Beginn der Ersten österreichischen Republik staatstragende und vor allem bildungs- und kulturpolitische Funktionen übernommen hatte. Der gebürtige Oberösterreicher und Christlich-Soziale Politiker war als Unterstaatssekretär in der ersten Staatsregierung unter Karl Renner (1918–1919) tätig gewesen und ab 1923 Volksbildungsreferent für Niederösterreich. Bereits in dieser Funktion setzte er sich intensiv für die Förderung und Verbreitung von Volkskultur (speziell von Volkslied und Volkstanz) ein und unterstützte insbesondere Volksbildungsbestrebungen, wie sie von der Wiener Urania vorangetrieben wurden. Im März 1930 berief er im Rahmen der nunmehr auch staatlich bzw. weltanschaulich stark gelenkten Maßnahmen zur Stärkung und Verbreitung des »echten« Volkstanzes »bestehende Volkstanzgruppen und interessierte Jugendorganisationen aus Wien und Umgebung zu einem Zusammentreffen in die Kanzlei des Volksbildungsreferenten zwecks Gründung einer Arbeitsgemeinschaft«⁵⁶ – gemeinsam mit den beiden Wiener Volkstanzexperten Raimund Zoder und Otto Hief.

1934, im Austrofaschismus, übernahm Lugmayer das Amt des Volksbildungsreferenten für Wien und war zudem bis 1938 Mitglied des Bun-

55 Burgstaller 1974 (wie Anm. 46), S. 91.

56 Vgl. Waltraud Froihofer: Volkstanzkultur im Schnittpunkt von Pflege, Forschung und staatlichen Interessen, Teil 1. In: Dies. (Hg.): Volkstanz zwischen den Zeiten. Zur Kulturgeschichte des Volkstanzes in Österreich und Südtirol. Weitra 2012, S. 52.

deskulturrates.⁵⁷ Er war federführend in die Arbeit des »Arbeitskreises für Volkskultur im V.F. Werk ›Neues Leben‹«⁵⁸ eingebunden, der die Organisation und Ausgestaltung der volkskulturellen Direktiven wie der Praktiken zu kontrollieren versuchte. In dieser Zeit kooperierte er eng mit den volkskundlichen Akteur_innen im Volkskundemuseum, regte Veranstaltungen an, unterstützte Ausstellungen⁵⁹ und war aktiver Förderer von »Tracht« sowie der Volkslied- und Volkstanzbewegung⁶⁰. Seit 1932 als Ausschussrat des Vereins für Volkskunde aktiv, kannte Lugmayer das Volkskundemuseum und seine Strukturen sehr genau und ließ etwa der hier angesiedelten Österreichischen Heimatgesellschaft im Rahmen der ideologischen und kulturpolitischen Neustrukturierungsprozesse des »Ständestaates« eine vorrangige Stellung zukommen. Die nach dem Verbot der sozialdemokratischen Partei und ihrer Vorfelddorganisationen bzw. ihr nahestehender Vereine aufgelösten Arbeiter-Trachtler-Vereine überführte Lugmayer ebenso wie auch die anderen Traditionsvereine 1934 in die neue Österreichische Heimatgesellschaft, die im Zuge dieser »Gleichschaltung« zum »Hauptverband der heimatlichen Volkstums-, Volksbrauch- und Trachtenpflegenden Vereine« umgebaut worden war. Diese »Zusammenschlüsse« vergrößerten den Mitgliederstand der ÖHG beträchtlich und führten auch dem Volkskundemuseum viele neue Interessent_innen zu.⁶¹

1938 zwangspensioniert, wurde Lugmayer 1945 von Karl Renner in die neue Regierung berufen – als Unterstaatssekretär in das Staatsamt

57 Zur Biografie Karl Lugmayers s. u.a. Leopold Schmidt: Karl Lugmayer †. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 26, 75, 1972, S. 51–53, sowie Dr. Karl Lugmayer. In: Wer ist Wer, https://www.parlament.gv.at/WWER/PAD_00933 (Zugriff: 16.12.2016).

58 ÖMV, Archiv, Ktn. 21/1935, Mappe Heimatschutz, Bericht über die erste Sitzung des Arbeitskreises für Volkskultur im V.F. Werk »Neues Leben«, 1935.

59 So etwa die 1936 durch Lugmayer eröffnete Ausstellung »Garten der Gesundheit. Pflanzen in Volksbrauch und Volksdichtung« – eine Ausstellung der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde an der Universität Wien, des Wiener Bildungswerks in Zusammenarbeit mit dem Pharmakognostischen und dem Botanischen Institut der Universität Wien. ÖMV, Archiv, Ktn. 22/1936, Mappe Verwaltung/Gebäude/Personal, Karl Lugmayer an Arthur Haberlandt, 12.3.1936; weiters ÖMV, Archiv, Ktn. 22/1936, Mappe andere Veranstaltungen, Ausstellungsfaltblatt.

60 Vgl. Karl Lugmayer: Werdende Tracht. In: Österreichischer Rundschau, 1, 1934/35, S. 56–59.

61 Vgl. Puchberger 2012 (wie Anm. 11), S. 318 f.

für Volksaufklärung, für Unterricht und Erziehung und für Kultusangelegenheiten – und verblieb nach Ende der provisorischen Regierung im Dezember 1945 ÖVP-Mitglied des Bundesrates und Leiter der Abteilung Volksbildung im Unterrichtsministerium. In dieser Funktion bestellte er den 33-jährigen Leopold Schmidt, den er aus den »jugendbewegten« 1930er-Jahren und als Redakteur der Zeitschrift der ÖHG von 1936 bis 1938 kannte, für das Volkskundemuseum und wurde andererseits von diesem erneut in den Verein geholt, wo er die Anliegen der Volkskunde und des Museums abermalig unterstützte: »So hat er [Lugmayer, Anm. Verf.] sich auch dem Verein für Volkskunde bald nach 1945 als Vizepräsident zur Verfügung gestellt, und der Vereinsleitung in manchen schwierigen Situationen treulich geholfen.«⁶²

2 NS-Zeit, Kriegsende und eine neue Ära

Mit dem 12. März 1938, dem »Anschluss« Österreichs an das Deutsche Reich, verschoben sich einmal mehr die volkskundlichen Perspektiven und Handlungsspielräume. Rasch positionierte Arthur Haberlandt das Museum für Volkskunde als »Haus des deutschen Volkstums im Südosten«⁶³ – ein Versuch, die neue geopolitische Rolle Wiens im Deutschen Reich als (militär)strategischer und wirtschaftlicher Brückenkopf nach Ost- und Südosteuropa für sich und sein Museum zu nutzen. Der Parteianwärter Haberlandt⁶⁴ hatte allen Grund zur Freude, war doch der Verein für Volkskunde einer jener (verhältnismäßig wenigen) Vereine in Österreich, die im Zuge der Etablierung des NS-Systems im März 1938 und im Zuge der »Neuordnung« des Vereinswesens weder aufgelöst noch in eine andere reichsdeutsche Organisation überführt worden waren. Er selbst konnte die Agenden des Vereins als nunmehriger Geschäftsführer fortführen und die Geschicke des Hauses weiterhin als Direktor des Museums lenken. Auch alle anderen Mitarbeiter_innen

62 Schmidt 1972 (wie Anm. 57), S. 52.

63 ÖMV, Archiv, Ktn. 24/1938, Mappe Verwaltung/Personal, Arthur Haberlandt an Kajetan Mühlmann, 10.9.1938.

64 Arthur Haberlandt war Anwärter der NSDAP seit März 1938 und Parteimitglied mit der Mitgliedsnummer 7.681.032 von 1.6.1940 bis Kriegsende. OeStA/AdR ZNsZ GA Gauakt Arthur Haberlandt, 82.932.

des Hauses behielten ihre Arbeitsstelle und wurden mit Ende des Jahres 1938 in den staatlichen Dienst übernommen – bis auf die wissenschaftliche Mitarbeiterin des Hauses, Adelgard Perkmann. Die Bibliothekarin wurde im April 1938 vom Direktor zwangspensioniert – Wochen bevor die »Nürnberger Gesetze« in Österreich eingeführt wurden, die Perkmann offiziell zu einem »Mischling I. Grades« degradierten.⁶⁵

Eine bevorzugte Position im NS-System hatte von Beginn an der Restaurator Robert Mucnjak inne. Seine Funktion als NS-Betriebszellenleiter am Museum bis zum Parteiverbot der NSDAP im Jahr 1933 und seine illegalen Tätigkeiten im Rahmen der »Trachten- und Volkstumpfleger« bescherten ihm mit der NS-Machtübernahme eine privilegierte Nähe zur Dienststelle von Gauleiter Josef Bürkel. Auch war er nach eigenen Angaben »mit der Ueberprüfung einer grossen Reihe von Vereinen und Körperschaften kommissarisch betraut« und konnte in diesem Kontext »grosse Geldsummen und Warenlager für die NSV sicherstellen«.⁶⁶ Ob Mucnjaks Stellung im neuen Machtapparat positiven Einfluss auf die Situation des Museums und Vereins für Volkskunde hatte, ist zwar denkbar, aber durch die gesichteten Quellen bislang nicht belegt.

Das NS-System machte ganz allgemein umfassenden Gebrauch von der volkskundlichen Wissenschaft und stand in intensivem Austausch mit ihr. Dies bescherte dem Volkskundemuseum besonders günstige Bedingungen für das Sammeln und Forschen – davon zeugen die zahlreichen Denkschriften, Ansuchen und bewilligten Sonderdotationen, etwa für Ankäufe von Objekten im Rahmen der »Arbeitsgemeinschaft Waldviertel«, die im Zuge der Absiedlung der Region Döllersheim eingerichtet wurde⁶⁷, oder zur »Sicherstellung jüdischer Sammlungen«⁶⁸. Auch

65 Zu Adelgard Perkmann, ihrer Tätigkeit und Position am Museum und auch zu ihrem Schicksal nach 1938 s. Herbert Nikitsch: Adelgard Perkmann – eine fachgeschichtliche Notiz. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 53, 102, 1999, S. 359–369.

66 BAB Berlin, Lichterfelde, PK/I 150, Robert Mucnjak, Bewerbung um Anerkennung der Mitgliedschaft Mucnjak Robert, 22.7.1938.

67 Von Juni 1938 bis 1942 wurden im Zuge der Errichtung eines Truppenübungsplatzes ganze Ortschaften im Waldviertel umgesiedelt. Das Volkskundemuseum war im Rahmen der im Frühjahr 1938 gegründeten interdisziplinären »Arbeitsgemeinschaft Waldviertel« vor Ort, um »Notverkäufe« zu erwerben (s. Johler 2008 [wie Anm. 7], S. 246), aber auch um Haus- und Siedlungsformen sowie bäuerliches Leben mit Hilfe der Fotografin und Leiterin der AG, Adolfine Misar, und mit Hilfe von

die zahlreichen Ausstellungsvorhaben und -kooperationen in den Jahren 1938 und 39 versprachen dem Museum eine äußerst verheißungsvolle Zukunft und beflügelten räumliche Expansionspläne. Gerade die Sammlungen aus Südosteuropa (größtenteils während des Ersten Weltkrieges »erworben«) wurden im Sog der imperialistischen NS-Großraumpolitik attraktiv im Kontext einer ideologischen Neuinterpretation zur Festigung des »germanisch-deutschen Erbes«.

Ab 1940 kam es kriegsbedingt nicht nur zum Stillstand vieler Vorhaben, sondern auch zu personellen Veränderungen im Museum durch Einberufungen im Mitarbeiterstab, die dazu führten, dass zunehmend die Familie Arthur Haberlandts, vor allem seine Frau Maria, die Tagesgeschäfte im Museum führten. Daneben brachten Luftschutzverordnungen und damit verbundene bauliche Veränderungen (die 1938 geplante »Heimstube« der HJ wurde nicht mehr eingerichtet) die lebhaftere, auf Performanz und Erlebnis ausgerichtete volksculturelle (und auch völkische) Szene am Haus beinahe zum Erliegen. Diese Bereiche wurden nun weitgehend von NS-Kulturorganisationen, so etwa dem regionalen Gauamt für Volkstumsfragen oder der Abteilung Kunst, Wissenschaft und Heimatpflege der Stadt Wien, in der bis dahin führende Volkstumsarbeiter_innen aus dem Museumsumfeld tätig waren, absorbiert. Auch die rege Ausstellungstätigkeit bzw. -planung wurde trotz der Zuweisung des Museums in den Verbund der »wissenschaftlichen Staatsmuseen«⁶⁹, deren Leitung dem im Naturhistorischen Museum Wien tätigen deutschen Ornithologen und Nationalsozialisten Hans Kummerlöwe oblag, mit Kriegsbeginn zurückgefahren. Trotzdem veränderte gerade der Krieg die Ausrichtung und Aufgaben des Museums und beförderte berufliche Karrieren: Für den Leiter des Museums, für Arthur Haberlandt, brachte der Krieg prestigeträchtige Funktionen und persönliche Vorteile. Als NS-Wissenschaftler ab November 1941 war er im Auftrag des »Ein-

Fragebögen und Vermessungen zu dokumentieren. Arthur Haberlandt war Teil dieser Arbeitsgemeinschaft. Margot Schindler: Wegmüssen. Die Entsiedlung des Raumes Döllersheim (Niederösterreich) 1938–1942 (=Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, 23). Wien 1998, S. 15. ff.

68 ÖMV, Archiv, Ktn. 24/1938, Mappe Verwaltung/Personal, Arthur Haberlandt an Kajetan Mühlmann, 10.9.1938. Zu den musealen Praktiken des Museums für Volkskunde ab 1938 s. auch Johler 2008 (wie Anm. 7), S. 245 ff.

69 Hans Kummerlöwe: Zur Neugestaltung der Wiener wissenschaftlichen Staatsmuseen. In: Annalen des Naturhistorischen Museums in Wien, 50, 1939, S. 24–39.

satzstabes Reichsleiter Rosenberg« (ERR) tätig und dadurch Teil und Profiteur der NS-Raubzüge in Osteuropa.⁷⁰ Im Rahmen seines »Einsatzes« war er als Museumsfachmann, »Gutachter« und Wissenschaftler in Polen, den baltischen Staaten, ab 1943 auch in Südosteuropa tätig – Gegenden, die er bereits von seinen »Forschungsaufenthalten« während des Ersten Weltkrieges kannte –, und versuchte in diesem Rahmen die eigenen musealen Sammlungen zu erweitern, wie u.a. ein im Museumsarchiv erhalten gebliebener Schriftwechsel belegt.⁷¹ Dabei war es für den Direktor nicht zwingend notwendig, für alle notwendigen Schritte vor Ort zu sein, schließlich hatte er als »Obereinsatzführer im Rahmen des Einsatzstabes des Reichsleiters Rosenberg für die besetzten Gebiete«⁷² ausreichend Kontakte und Möglichkeiten:

»Anlässlich der in Saloniki und Athen abgehaltenen Hochschulwochen hatte der Vortragende [Arthur Haberlandt, Anm. Verf.] Gelegenheit, erstmalig in die reiche Vielfalt der griechischen Volkskunst an Ort und Stelle Einblick zu gewinnen. Dank dem Entgegenkommen der Deutschen Gesandtschaft in Athen war es möglich, die

- 70 Der Einsatzstab Rosenberg wurde von Alfred Rosenberg im Sommer 1940 nach Beendigung des Westfeldzugs gegründet. Nach de Vries organisierte dieser den größten systematischen Kunst- und Kulturdiebstahl in der Geschichte. Willem de Vries: Sonderstab Musik. Music Confiscations by the Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg under the Nazi Occupation of Western Europe. Amsterdam 1996, S. 31; vgl. auch Ernst Piper: Alfred Rosenberg. Hitlers Chefideologe. München 2007, S. 488. Mit dem Angriff Deutschlands auf die Sowjetunion wurde Rosenbergs Macht durch seine Ernennung zum »Reichsminister für die besetzten Ostgebiete« im Juli 1941 erweitert. Ab diesem Moment konnte der ERR auch in Osteuropa tätig werden. Zum Verhältnis Rosenberg und NS-Volkskunde s. Hannjost Lixfeld: Aufstieg und Niedergang von Rosenbergs Reichsinstitut für Deutsche Volkskunde. In: Jacobeit, Lixfeld, Bockhorn 1994 (wie Anm. 21), S. 269–294, S. 269 f.
- 71 ÖMV, Archiv, Ktn. »Ostreisen«, Arthur Haberlandt an Dr. Dittmer, Sachbearbeiter der Kulturabteilung Athen, 24.4.1944, 28/04–06.1944.
- 72 ÖMV, Archiv, Ktn. 31/1944, Mappe Korrespondenz Personen, Ernennungsurkunde, ERR, Stabsführer Utikal, 6.8.1943. Haberlandt erfuhr im Rahmen des ERR noch weitere Beförderungen, u.a. wurde er 1944 zum »Reichsstellenleiter« für »Volkskunde der nichtgermanischen Völker Europas« in der Hauptstelle »Volkskunde« unter Karl Haiding ernannt. Haiding war Leiter des Institutes für Deutsche Volkskunde der »Hohen Schule in Vorbereitung«, die ebenfalls Rosenberg zugeordnet war. ÖMV, Archiv, Strobl an Arthur Haberlandt, Ktn. »Ostreisen«, 31.3.1944, 28/01–03.1944.

Volkskunstbestände des Wiener Volkskundemuseums aus Südosteuropa, in denen Griechenland bisher so gut wie fast nicht vertreten war, erstmalig aufzufüllen, auch wenn es sich dabei nur um eine kleine, aber kennzeichnende Beispielsammlung handeln konnte.«⁷³

Haberlandt forschte und publizierte im Auftrag des ERR und hielt als »Volkstumsexperte« propagandistische Vorträge im Feld vor Soldaten der Wehrmacht. Mit dem Konzept der wechselseitig mobilisierbaren »Ressourcenensembles« des Wissenschaftshistorikers Mitchell Ash⁷⁴ lässt sich Haberlandt gerade auch für die NS-Zeit als Wissenschaftler verstehen, der bewusst und zuweilen recht selbstbewusst handelte, aus persönlichen wie auch institutionellen und disziplinären Interessen und Zielsetzungen.

Mit Kriegsende 1945 befand sich das Volkskundemuseum in der Laudongasse erneut in einer bevorzugten Position, und gerade die ersten Nachkriegsmonate zeugen von bemerkenswerten Kontinuitäten, aber auch Veränderungen: Im April 1945 wurde die österreichische Republik ausgerufen und im Mai das Gesetz über das Verbot der NSDAP verabschiedet. Arthur Haberlandt arbeitete trotz seiner NSDAP-Mitgliedschaft wie selbstverständlich weiter – er versuchte wohl, die Ausnahmebestimmung des Verbotsgesetzes für sich zu nutzen, die eine Belassung im Dienst bei »rückhaltloser Einstellung zur Republik Österreich«⁷⁵ vorsah. So nahm er Tuchfühlung mit den Behörden auf und erbat u.a. eine Tituländerung in »Österreichisches Museum für Volkskunde«, nicht ohne dabei sein grundsätzliches Bekenntnis und damit auch jenes »seines« Museums zu Österreich herauszustreichen.⁷⁶ Gleichzeitig bemühte

73 ÖMV, Archiv, Ktn. 31/1944, Mitteilungen der Deutsch-Griechischen Gesellschaft, Zweig Wien, Juli, 1944.

74 Mitchell G Ash: Wissenschaft und Politik als Ressourcen für einander. In: Rüdiger v. Bruch, Brigitte Kaderas (Hg.): Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts. Stuttgart 2002, S. 31–51.

75 Verbotsgesetz, 8.5.1945, Art. 5 § 27, online unter https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1945_13_0/1945_13_0.pdf (Zugriff: 21.12.2016).

76 ÖMV, Archiv, Ktn. 32/45, Mappe Verein, Arthur Haberlandt an Kulturamt der Stadt Wien, 9.7.1945: »Im Sinne Michael Haberlandts dabei das Bekenntnis der Zugehörigkeit an Oesterreich zu betonen und unverbrüchlich zu machen erscheint mir heute eine persönliche Pflicht der Einkehr«, weiters in Bezug auf eine geplante Änderung des Vereinsnamens auf »Verein für österreichische Volkskunde«: »Es wäre überheblich, im heutigen Oesterreich eine andere Zielsetzung für einen

er sich, die Zukunft des Vereins nach seinen Interessen zu lenken, agierte wie selbstverständlich als Geschäftsführer und lud zur Vereinskongress dieselben Mitglieder ein, die schon in der Zwischenkriegszeit und auch in der NS-Zeit dem Verein für Volkskunde vorstanden.⁷⁷ Von diesem selbsternannten Ausschuss wurde das Museum »nach wie vor als eine Art Familienmuseum der Haberlandts« festgeschrieben⁷⁸, der alte Direktor und Leiter sollte somit als neuer Leiter – zumindest nach Auffassung der Anwesenden – wieder eingesetzt werden. Diese Rückenstärkung benötigte Haberlandt dringend, wurde das Museum zu jenem Zeitpunkt doch bereits von dem Ethnologen Robert Bleichsteiner (1891–1954), dem neuen Direktor des Wiener Völkerkundemuseums, geleitet, der von der Regierung mit der vorläufigen Leitung des Volkskundemuseums ab August 1945 betraut worden war.⁷⁹ Haberlandt wurde schließlich wegen seiner NSDAP-Mitgliedschaft vom Dienst enthoben und musste per 20. Oktober die Leitung übergeben.⁸⁰ Robert Bleichsteiner war es dann auch, der den ihm aus früheren Jahren durch fachlichen Austausch gut bekannten Leopold Schmidt (1912–1981) dem zuständigen Ministerium als geeigneten Wissenschaftler für das Volkskundemuseum vorschlug.⁸¹ Nur kurze Zeit später, im November 1945, wurde Schmidt durch den Unterstaatssekretär Karl Lugmayer als »Provisorischer Leiter der Sammlungen« für das Museum in der Laudongasse bestellt.⁸²

derartig kleinen Verband anzustreben. Andererseits gibt es in Oesterreich keine andere wissenschaftlich volkskundliche Vereinigung.«

- 77 U.a. Raimund Zoder oder Hugo Hassinger. Zu Hassinger und seine »raumwissenschaftlichen Forschungen« in den 1930er-Jahren bzw. während der NS-Zeit s. die Arbeiten von Petra Svatek, u.a. Petra Svatek: Hugo Hassinger und Südosteuropa. Raumwissenschaftliche Forschungen in Wien (1931–1945). In: Carola Sachse (Hg.): »Mitteleuropa« und »Südosteuropa« als Planungsraum. Wirtschafts- und kulturpolitische Expertisen im Zeitalter der Weltkriege. Göttingen 2010, S. 290–311.
- 78 ÖMV, Archiv, Ktn. 32/1945, Verhandlungsschrift der Sitzung des Gesamtausschusses, 17.9.1945.
- 79 Leopold Schmidt: Robert Bleichsteiner †. In: Archiv für Völkerkunde, 9, 1954, Sonderdruck, S. 1–7.
- 80 Die endgültige Entlassung aus dem Staatsdienst erfolgte per 21.6.1946.
- 81 Leopold Schmidt: Curriculum vitae. Mein Leben mit der Volkskunde. Wien 1982, S. 47, 100.
- 82 Leopold Schmidt wurde per 2.11.1945 zum »Provisorischen Leiter der Sammlungen« durch den Unterstaatssekretär im Staatsamt für Volksaufklärung, Unterricht und Erziehung, Karl Lugmayer, ernannt und per 1.2.1946 als Vertragsbediensteter

Der neue Wissenschaftler am Haus, Leopold Schmidt, nutzte die (in Österreich überaus kurze) Phase der Entnazifizierung, um in Verein und Museum personelle Veränderungen herbeizuführen. Um sich auch inhaltlich von der vergangenen »Ära Haberlandt« abzugrenzen und der Volkskunde in der Laudongasse eine neue Richtung zu geben, erarbeitete er zeitgemäße wissenschaftliche Museumsstandards, systematisierte die Sammlungen und definierte die österreichische Volkskunde als eigenwüchsig und selbständig. Dafür unterstrich er den sachkulturellen Zugang des Faches. Der Politik offerierte er gewünschte Inhalte, die auch vor den Alliierten als unverdächtig galten, stellte doch das Museum mit seinen Sammlungen aus Österreich abermals eine unmittelbar benötigte Ressource zur Verfügung: 1945 diente das Identitätskonstrukt des »Österreichischen« Politik und Gesellschaft als Leitgedanke und Orientierung. Den Anspruch, die gesamte österreichische Volkskunde zu (re)präsentieren, vollzog er mit der Neuaufstellung der Sammlung nach Bundesländern und demonstrierte gleichzeitig politische Zuständigkeit, etwa bei der Wahl der Ausstellungsthemen (1946: »Österreichische Trachten«, »Volksschauspiel in Österreich«) oder der Gestaltung der neuen Dauer Ausstellung.⁸³ Nun passten auch wieder die jährlichen Krippenausstellungen ins inhaltliche Konzept, die nach einer Unterbrechung während der NS-Zeit wieder aufgenommen wurden. Als österreichische Volkskunst-Objekte fügten sie sich in die allumfassenden staatlichen kulturpolitischen Bemühungen zur Neubegründung und -definition der Zweiten österreichischen Republik.

Und noch ein entscheidender Rückgriff in die Zeit vor 1938 erfolgte: Schmidt konnte persönliche, wissenschaftliche und politische Netzwerke wie eigene wissenschaftliche Arbeiten (etwa zur religiösen Volkskunde) aus den 1930er-Jahren für sich und das Volkskundemuseum von Beginn

definitiv gestellt. Wenige Jahre später wurde Schmidt Leiter des Museums und mit der Wahl vom 7.11.1946 auch zum Generalsekretär des Vereins für Volkskunde – beides blieb er bis zu seiner Pensionierung. Zu den personellen Veränderungen im Verein für Volkskunde und zur Situation der Volkskunde in Wien nach Kriegsende s. Birgit Johler, Magdalena Puchberger: »...das schöne Museum endlich der Zukunft zu erschließen«. In: Johannes Moser, Irene Götz, Moritz Ege (Hg.): Zur Situation der Volkskunde 1945–1970. Orientierungen einer Wissenschaft zur Zeit des Kalten Krieges (=Münchner Beiträge zur Volkskunde, 43). Münster, New York 2015, S. 205–226.

83 Ebd., S. 212 ff.

an fruchtbar machen und arbeitete – wie schon seine Vorgänger – weiter an der nationalen Vormachtstellung des Hauses. Dabei kam ihm ein weiteres Mal die singuläre Stellung des Museums im volkskundlich-wissenschaftlichen Gefüge Wiens zu Gute: Das universitäre »Institut für germanisch-deutsche Volkskunde« mit dem aufgrund seiner SS- bzw. Ahnenerbe-Mitgliedschaft schwer belasteten Richard Wolfram⁸⁴ als Leiter war aufgelöst, womit das Museum erneut die einzige volkskundliche Institution in Wien war. Anders als noch vor 1938, forderte und praktizierte Schmidt nun die Trennung der wissenschaftlichen von der »angewandten« Volkskunde. Seine Wahl zum Generalsekretär 1946 entsprach der jahrzehntelang praktizierten Personalunion von Museums- und Vereinsleitung und gestand ihm eine einflussreiche Position in der österreichischen Volkskunde der unmittelbaren Nachkriegszeit zu, noch bevor andere volkskundliche Institutionen sich etablieren konnten. So gelang es Schmidt etwa die *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* weitgehend nach seinem Fachverständnis auszurichten und zunächst auch Einfluss auf die disziplinären Tagungen zu nehmen.⁸⁵

Das Jahr 1945, und damit der Beginn der Ära Leopold Schmidt, bedeuteten für das nunmehrige Österreichische Museum für Volkskunde also nur in Teilen einen Neubeginn, in Teilen eine Fortschreibung gewohnter Inhalte und Strukturen.⁸⁶

3 Das Volkskundemuseum in Wien als mUSEum – Überlegungen zu »Wer nutzt Volkskunde?«

Die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg und insbesondere die 1930er-Jahre sind von einer außergewöhnlichen gesellschaftlichen Dynamisierung in beinahe allen Lebensbereichen gekennzeichnet, die sich nicht zuletzt auch in der Volkskunde und im volkskundlich-volkskulturellen Feld in Wien und Österreich zeigen. Neben den historischen politischen Umbrüchen innerhalb weniger Jahre (Ende der über Jahrhunderte

84 Seit Juli 1938 »Leiter der »Lehr- und Forschungsstätte für germanische Volkskunde« innerhalb der »Aussenstelle Süd-Ost der Forschungsgemeinschaft »Das Ahnenerbe««, BAB, DSC: Richard Wolfram (MF G 144).

85 S. dazu ausführlicher Johler, Puchberger 2015 (wie Anm. 82), S. 216 ff.

86 Ebd., S. 205 ff.

existenten Habsburgermonarchie, Erste Republik, Rotes Wien, Etablierung der austrofaschistischen und später der nationalsozialistischen Diktatur) beeinflussten tiefgreifende soziale und ökonomische Veränderungen das Leben der Bevölkerung. Im öffentlichen (bzw. veröffentlichten) Diskurs wechselten sich Krisenszenarien mit unterschiedlich motivierten Bewältigungsstrategien ab.

Auch die Volkskunde und ihre Akteur_innen wurden mit sich stetig ändernden nationalen und lokalen, kollektiven und individuellen Bedürfnissen konfrontiert und waren in zeitgenössische Diskurse und Praktiken eingebunden bzw. daran beteiligt. So lässt sich durch die Beschäftigung mit der österreichischen Zwischenkriegszeit die politische wie auch wissenschaftliche Hinwendung zu den Lebensverhältnissen und letztlich – als zeittypischer Begriff – zu den Bedürfnissen der Menschen⁸⁷ feststellen. Schon im Roten Wien ging es darum, diese zu erheben, unmittelbar zu befriedigen und darüber hinaus längerfristige Angebote zu stellen und damit zu lenken, respektive zu kontrollieren. Im Einklang mit der Politik, die jeweils spezifisches Interesse an der Disziplin entwickelte, versuchte die Volkskunde, die Gesellschaft – im damaligen Verständnis wohl auch »Gemeinschaft« – zu formen und über »Heimat« und »Volkstum«⁸⁸ Identifikationsangebote zu stellen, die für die Gegenwart wie das Kommende wappnen sollten. Über ein spezifisches kulturelles Segment – das ›volkskulturelle‹ – wurde das konkrete Leben der Bevölkerung ›positiv‹ ausgestattet, wurde versucht, Bedürfnisse zu wecken und zu befriedigen: mit atmosphärisch und ideologisch aufgeladenen Wissensformen, Objekten und Praktiken.

Als zentraler Ort dieser speziellen Großstadtkultur erwies sich das Volkskundemuseum, das weniger als Motor denn als Indikator für die volkskulturellen Dynamiken in Wien und Österreich zu verstehen ist.

87 Das zeigt sich in den Bestrebungen des Roten Wien im Bereich der Fürsorge und Sozialforschung etwa am 1922 gegründeten Psychologischen Institut der Stadt Wien unter Charlotte und Karl Bühler. Darüber hinaus bzw. in Verbindung damit ist auch das bereits kurz nach dem Ersten Weltkrieg veröffentlichte Buch »Grundlagen der Fürsorge« der in den 1930er-Jahren dem ÖMV nahestehende Gründerin der »Vereinigten Fachkurse für Volkspflege« Ilse Arlt zu nennen, in welchem sie eine »Bedürfniskunde« entwickelte. Vgl. Ilse Arlt: Die Grundlagen der Fürsorge. Wien 1921.

88 Vgl. dazu Magdalena Puchberger: Heimat-Schaffen in der Großstadt. ›Volkskultur‹ im Wien der Zwischenkriegszeit. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, 27, 2, 2016, S. 33–66.

Hier trafen Akteur_innen verschiedener volkskultureller Ausrichtungen zusammen (Heimatabewegung, Volkstanzbewegung, Trachtenbewegung oder auch Krippenbewegung), die in ihrer Selbstbezeichnung »das Bewegende« in den vielschichtigen Bedeutungen zum Ausdruck brachten. Diese »Bewegten« brachten Prozesse in Gang und gestalteten maßgeblich die massen- und publikumstauglichen Formate des Museums mit. Museale Partizipation war mit ihnen schon früh am Haus eingeführt und umgesetzt.

Die Bedeutung eines Ortes und sein Stellenwert sind abhängig von den Relationen und Transformationen, die sich an ihm festmachen lassen. Das ÖMV und seine Akteur_Innen profitierten zum einen von jeher von der Situierung in der Hauptstadt und damit von der herausgehobenen Position Wiens im österreichischen National- und Kulturge-schehen. Wien repräsentierte beides – die für das ganze Land gültige Essenz des »Österreichischen« und zugleich in seiner urbanen Vielfalt das Besondere, das Andere. Wien war – und ist es übrigens auch heute – für das Volkskundemuseum der bestimmende Faktor, sowohl in der Zeit des Roten Wien, in den Jahren des österreichischen Faschismus, als geopolitischer Stützpunkt im NS-System und als Hauptstadt der wiedererstandenen Republik. Die Bedingungen der Stadt, ihre Orte, Personen und Gruppierungen waren und sind es, die der Volkskunde und ihren Akteur_innen zu jeder Zeit neue Möglichkeitsräume eröffneten.

Zum anderen ist das Volkskundemuseum als öffentliche Institution mit spezifischen Möglichkeiten und Nutzungsoptionen zu verstehen, die für andere volkskulturelle Orte (beispielsweise die bestenfalls semi-öffentlichen Räume der Traditions- bzw. völkischen Vereine) so nicht galten: Das Museum war im öffentlichen Bewusstsein Ort der volkskundlichen Expertise, der wissenschaftlichen ebenso wie der praktischen und der organisatorischen. Es ermöglichte ästhetische und auch unterhaltende Erfahrungen im barocken Ambiente und bürgerlichen Umfeld, bot konkrete Räume für Zusammenkünfte und ideelle für unterschiedliche Werthaltungen und ideologische Orientierungen. Es war Depot und Fundus für unterschiedliche Interessen und Ort sozialer Interaktionen.

Die Nutzbarmachung von Volkskunde und ihrer Inhalte erwies sich für die Museumsinstitution in der Wiener Laudongasse als essentiell. Durch sie steigerte das Museum seinen gesellschaftlichen Wert und sicherte über öffentliche Aufmerksamkeit (und Zuwendung) seine Existenz. Durch die Aufwertung der Volkskunde mit diesem Ort wurden

auch (in erster Linie männliche) Karrieren möglich und befördert. Volkskunde diene dadurch nicht zuletzt auch dem persönlichen Nutzen der in den 1930er-Jahren und darüber hinaus hier Aktiven.

Für die untersuchten Jahrzehnte gingen das Volkskundemuseum, seine Akteur_innen wie auch der Trägerverein dank einer inhaltlich und ideologisch flexiblen, d.h. alle politische Systeme – nicht nur aus Kalkül, sondern auch aus ideologischer Überzeugung – stützenden Haltung unbeschädigt, ja gestärkt hervor. Diese institutionelle, zum Teil auch personelle »Unbeschadetheit«, ist auch der Involvierung politischer (regionaler wie nationaler) Verantwortlicher in die Vereinsgremien des Volkskundemuseums geschuldet. Auch und gerade die (kultur)politische Nutzung und Nutzbarmachung des ÖMV ist als Merkmal für eine Wiener Kultur- und Bildungsinstitution für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts festzuhalten. Sie ist dezidiert als Teil jenes »Ressourcenensembles« zu kennzeichnen, von dem Politik wie Museum (und dessen politisches und ideologisches Umfeld) profitierten.

Mit den hier aufgezeigten kulturalistischen Perspektiven wird das Österreichische Museum für Volkskunde und seine Geschichte in stadt- und kulturhistorische Zusammenhänge eingebettet und erweitert so das Verständnis um die Bedeutung dieses bislang in diesen seinen Relationen nicht dargestellten Ortes.

Who uses *Volkskunde*? Perspectives on *Volkskunde*, Museum and City on the example of the Austrian Museum of Folk Life and Folk Art in Vienna

The article outlines the main results of a research project that focused on the history of the Museum of Folk Life and Folk Art in Vienna from 1930 to 1950. The Museum appears as an institution that simultaneously exhibits, mediates, and educates. Therefore it constitutes a social space in the field of 'Volkskultur' (folk culture) in Austria's capital, Vienna.

Drawing upon the museum's archive, the sources show that the museum has been subject to a variety of uses during the interwar period and the 1930s in particular. Specific museum practices have been established in this period which, together with personal, scientific, and political networks, proved a decisive factor for the development and positioning of the museum and its actors in the political systems to come (National Socialism, Second Republic).

From folklore to intangible cultural heritage. Observations about a problematic filiation¹

Alessandro Testa

In the last few decades some major theoretical and methodological shifts have characterised the interconnected disciplines of Anthropology, Folkloristics, Ethnology of Europe, and Cultural History. Many categories and notions long used (and sporadically abused) have been thoroughly problematised, at times profoundly questioned, and even abandoned.

In this contribution I briefly discuss how these shifts have affected both the institutional, academic, and common usages of two of these notions: “Folklore” and “Intangible cultural heritage”. I also present some reflections about the emic and etic usages of the categories of “folklore” and “cultural heritage” in the two contexts in which I have done ethnographic research over the last few years: Molise in Italy and Bohemia in the Czech Republic.

“From Folklore to Heritage” was the title of the research project for my postdoctoral position in the Czech Republic (2013–2015). Amongst other aims, the project had the purpose of understanding how my specific case study could be encapsulated in the theoretical framework of

1 This piece is the development of a conference paper called “From folklore to cultural heritage and the other way round: Theoretical annotations from two ethnographic case-studies (Italy and the Czech Republic)”. It was presented at a panel convened by myself called “From Folklore to Cultural Heritage”, which took place during the 12th International SIEF congress “Utopias, Realities, Heritages. Ethnographies for the 21st century” (Zagreb, Croatia, 21–25 June 2015), on the 22nd of June 2015. The research that has led to the writing of this piece has been undertaken in the framework of two projects: 1) project “Enhancement of R&D Pools of Excellence at the University of Pardubice” (CZ.1.07/2.3.00/30.0021), financially supported by the European Social Fund and the Czech Ministry of Education (2013–2015); 2) project M 1828-G22, financed by the FWF – Austrian Research Fund and undertaken at the University of Vienna (2015–2017).

the ethnology of immaterial culture in postsocialist countries, and thus compared with other examples of what Sharon Macdonald has recently proposed naming the pan-European “memory-heritage-identity complex”². Here I also use and problematise some ethnographic evidence and research results from my former research project, which was carried out in southern-central Italy.

The idea of problematising the conceptual shift affecting both the popular (or emic) and the academic (or etic³) usages of the notions of “Folklore” and “Intangible cultural heritage” had actually occurred to me earlier, i. e. while undertaking doctoral research in Italy. During that time I also noticed a relative lack of critical and/or anthropological literature in English⁴ and French⁵ about this semantic shift and its consequences at the level of both institutional and social practices⁶.

- 2 Sharon Macdonald: *Memorylands: Heritage and Identity in Europe Today*. London, New York 2013. The outcomes of the above-mentioned research projects have been published – or are to be published – in several pieces, some of which will be mentioned in this paper. The interaction between cultural heritage and post-socialism is at the centre of Alessandro Testa: *Problemi e prospettive della ricerca demo-etno-antropologica su memoria sociale, (n)ostalgia, ritualità pubblica e patrimonio culturale immateriale nell’Europa post-socialista*. In: *Lares*, 82, 2, 2016, pp. 237–276.
- 3 I use the notions of “emic” and “etic” according to K. Pike’s theories (Kenneth Lee Pike: *Language in Relation to a Unified Theory of Structure of Human Behavior*, The Hague 1967) as transposed in anthropological methodology and used for its interpretative purposes by M. Harris (Marvin Harris: *History and Significance of the Emic/Etic Distinction*. In: *Annual Review of Anthropology*, 5, 1976, pp. 329–350). Briefly, I use the word “emic” to refer to beliefs or the system of beliefs of a given human group as opposed to, or at least differentiated from, the interpretations and the categories that scholars use and make of those same beliefs, which I refer to using the word “etic”.
- 4 There are exceptions of course: important critical reflections on the matter, although rather short and circumstantial, can also be found, *passim*, in Valdimar Hafstein: *Claiming Culture: Intangible Heritage Inc., Folklore ©, Traditional Knowledge™*. In: Dorothee Hemme, Markus Tauschek, Regina Bendix (eds.): *Prädikat: „HERITAGE“: Wertschöpfungen aus kulturellen Ressourcen*, Münster 2007, S. 75–100; Máiréad Nic Craith: *Intangible Cultural Heritage. The Challenges for Europe*. In: *Anthropological Journal of European Cultures*, 17, 1, 2008, pp. 54–73; and Markus Tauschek: *Reflections on the Metacultural Nature of Intangible Cultural Heritage*. In: *Journal of Ethnology and Folkloristics*, 5, 2, 2011, pp. 49–64.
- 5 The French literature is also rather unsystematic, but see Chiara Bortolotto: *Introduction: le trouble du patrimoine culturel immatériel*. In: Chiara Bortolotto

Certainly enough, the “filiation” between folklore and intangible cultural heritage (or ICH) cannot be questioned. It is, however, rather problematic. Little doubt can be cast on the transversal success of the notion of “heritage” (“patrimonio” in Italian, “patrimoine” in French), which allows the filiation between the two to be thought of as a transition as well. In fact, as has recently been written: “le succès de la notion de ‘patrimoine’ vient peut-être de la critique et de la déconstruction des notions de tradition, folklore, culture, qui sont devenus épistémologiquement, sinon politiquement, incorrects”⁷.

In January 1985, following the indications set during a first meeting in 1982, UNESCO summoned a committee of governmental experts to

- (ed.): *Le patrimoine culturel immatériel: enjeux d'une nouvelle catégorie*. Paris 2011, pp. 21–43; Laurent-Sébastien Fournier: *Intangible Cultural Heritage in France: From State Culture to Local Development*. In: Regina Bendix, Aditya Eggert, Arnika Peselmann (eds): *Heritage Regimes and the State*. Göttingen 2012, pp. 327–340; and Julien Bondaz, Graezer Bideau, Cyril Isnart, Anaïs Leblon: *Relocaliser les discours sur le patrimoine*. In: Julien Bondaz, Graezer Bideau, Cyril Isnart, Anaïs Leblon (eds): *Les vocabulaires locaux du “Patrimoine”*. Berlin et al. 2015, pp. 9–30.
- 6 Italian pertinent scholarship is relatively richer: Katia Ballacchino: *Per un'antropologia del patrimonio immateriale. Dalle Convenzioni Unesco alle pratiche di comunità*. In: *Glocale*, 6–7, 2013, pp. 17–32; Fabio Dei: *Antropologia culturale*. Bologna 2012, pp. 32–34; Francesco Francioni: *The Evolving Framework for the Protection of Cultural Heritage in International Law*. In: Silvia Borelli, Federico Lanzerini (eds): *Cultural Heritage, Cultural Rights, Cultural Diversity: New Developments in International Law*. Leiden-Boston 2012, pp. 3–28, 22; Lucia Gasparini: *Il patrimonio culturale immateriale: nuove prospettive concettuali, artistiche, metodologiche*. Doctoral Thesis, Università Cattolica del Sacro Cuore, XXV ciclo, a.a. 2011/12, Milano (especially the first chapter: “Dal patrimonio materiale al patrimonio immateriale: l'ampliamento del concetto di patrimonio culturale in ambito occidentale”); Eugenio Imbriani: *I beni culturali immateriali: da folklore a patrimonio*. In: *Italianieuropei*, 2, 2011, pp. 1–5; Markus Tauschek: *Beni culturali e demologia: alcune osservazioni su un rapporto complicato*. In: *La Ricerca Folklorica*, 64, 2011, pp. 37–43. The reason why Italian scholarship is relatively richer can be explained with the peculiar interest that many Italian folklorists, ethnologists, anthropologists, and social theorists have cultivated, since the second half of the last century at least, for the definition of folklore – or related concepts such as “cultura popolare”, “demologia”, etc. (this peculiar characteristic of the Italian academic tradition is discussed in detail in Alessandro Testa: *Il carnevale dell'uomo-animale. Le dimensioni storiche e socio-culturali di una festa appenninica*. Napoli 2014, pp. 17–32).
- 7 Bondaz, Bideau, Isnart, Leblon 2015 (as in *ftnt.* 5), p. 15. Considering notions as “folklore”, “tradition”, and “cultural” as “epistemologically” incorrect is however

discuss the possibility of a scheme aimed at safeguarding folklore. The first significant document issued, the “Recommendation on the Safeguarding of Traditional Culture and Folklore”, was produced a few years later, in 1989⁸. This document is actually extensively and almost exclusively based on the notion of folklore, to the extent that almost all the sections into which it is divided insist on the term (“A. Definition of folklore, B. Identification of folklore, C. Conservation of folklore, D. Preservation of folklore, E. Dissemination of folklore, and F. Protection of folklore”). Nevertheless, the definition of folklore is here wide and somewhat blurry, sometimes overlapping with what would instead be called material culture (see “architecture” and “other arts” in the following definition; I quote from the document): “Folklore (or traditional and popular culture) is the totality of tradition-based creations of a cultural community, expressed by a group of individuals and recognised as reflecting the expectations of a community in so far as they reflect its social and cultural identity; its standards and values are transmitted orally, by imitation or by other means. Its forms are, among others, language, literature, music, dance, games, mythology, rituals, customs, handicrafts, architecture, and other arts”.

Later, in June 1999, an international conference organised by UNESCO and the Smithsonian Institution was held in Washington, at the Center for Folklife and Cultural Heritage of the Smithsonian Institution. This resulted in a long and articulated document called “A global assessment of the 1989 Recommendation on the Safeguarding of the Traditional Culture and Folklore: Local Empowerment and International Cooperation”⁹. This was a turning point in the history of what would not

debatable. My personal opinion on the matter differs significantly from that of the above-mentioned authors (my dissidence is articulated in the article Alessandro Testa: *È la ‘tradizione’ ancora buona da pensare? Riflessioni critiche su una nozione controversa*. In: *Annuaire Roumain d’Anthropologie*, 53, 2016, pp. 63–91; I will return to this topic later in this article).

- 8 Let us not forget that the very notion of “safeguarding” is at the centre of cultural heritage conceptual and political framework. This is yet another link with the notion of “folklore”, insofar as, as it has been written, “the concept brings with it connotations of urgency always associated with folklore and popular tradition” (Hafstein 2007 [as in *ftnt.* 4], p. 80).
- 9 Consulted in June 2016 at the link <http://www.folklife.si.edu/resources/Unesco/index.htm>.

much later be known as “intangible cultural heritage”, also because of the quantity and quality of contributions to the conference and its proceedings. It is, besides, the last time the word “folklore” appeared as an official UNESCO term. One of the main outcomes of the conference was in fact a partial disavowal of the 1989 Recommendation and the definitive dismissal of the former approach towards the “safeguarding” of “traditional culture” and “folklore”. The Recommendation was declared ineffective – as it had born little or no impact in the meantime to the member States’ policies concerning folklore –, obsolete, and inadequate to operate in contemporary political, economic, and societal configurations.

The 1999 conference was the first substantial step towards the broad redefinition of the problem as it would be officially presented two years after, in 2001, during an “international roundtable” which took place in Turin. In the meantime, as Lucia Gasparini writes, “UNESCO had initiated a broad survey at a global level, among member States, governmental and non-governmental organisations, and other institutions, to gather definitions of terms such as ‘intangible cultural heritage’, ‘folklore’, ‘traditional culture’, ‘oral heritage’, ‘traditional lore’, ‘indigenous heritage’, etc. [my translation]”¹⁰. In the document issued containing the answers to the survey questionnaire and called “‘UNESCO Intangible Cultural Heritage’ – Working definitions”¹¹, the word “folklore” and its derivatives still appear in almost all the documents sent by the representatives of the numerous consulted States. Nevertheless, it was to be replaced by that of “intangible cultural heritage” a few months later.

So why was the term “folklore” dropped, in spite of its large usage in the documents sent by the different member States? Firstly, let us recall that already during the 1999 meeting in Washington, several members – surely a minority, but a minority pushing forward a rather politically sensitive agenda – had challenged the usage of “folklore”: as Máiréad Nic Craith writes, “at a joint UNESCO/Smithsonian Institute conference in 1999, delegates from Africa, the Pacific and Latin America expressed dissatisfaction with the use of the term ‘folklore’ which, for them, had strong

10 Gasparini 2011/12 (as in *fn*nt. 6), p. 34.

11 Subtitle: “Definitions for «intangible cultural heritage»: Member States’ replies to questionnaires sent to National Commissions in February and August 2000”, 8 pages, consulted in May 2016 at the link <http://www.unesco.org/culture/ich/doc/src/05299.pdf>.

European associations and, from their perspective, was primarily used by anthropologists with reference to cultures in the developing world. [...] Delegates from the Fiji Islands strongly associated the notion of ‘folklore’ with colonisation”¹². This criticism was accepted by the committee, certainly also because of the political as well as methodological problematicity of the notion that at that time was also being discussed in anthropological literature¹³. Thus, as Kristin Kuutma has summarised, the aim of the *constituendo* ICH was “to be universally inclusive in avoiding references to social stratum or inferiority that are perceived to be present in terms such as ‘folklore’, ‘traditional’, or ‘popular culture’”¹⁴. Similarly,

12 Nic Craith 2008 (as in *ftnt.* 4), p. 56.

13 This paper is obviously no place to discuss or even introduce the radical methodological and epistemological shifts that, during the second half of the XX century and the first years of the XXI, led most of European scholarship, academic departments, research projects, and publications connected with folklore to rename the latter notion (or its exact German correspondent, “Volkskunde”) with correlated ones (“Demologia”, “Ethnologie de l’Europe”, “Folkloristics”, “Europäische Ethnologie”, etc.). I only mention some of the works on the matter that I consider particularly significant and useful as starting points to explore the theme further: Pietro Clemente, Fabio Mugnaini (eds.): *Oltre il folklore. Tradizioni popolari e antropologia nella società contemporanea*. Roma 2001; Jonas Frykman: *A tale of Two Disciplines: European Ethnology and the Anthropology of Europe*. In: Ullrich Kockel, Máiréad Nic Craith, Jonas Frykman (eds.): *A Companion to the Anthropology of Europe*. Chichester 2011, pp. 572–589; Gabriela Kiliánová: *Mitteleuropäische Ethnologie in Transition*. In: Ullrich Kockel, Máiréad Nic Craith, Jonas Frykman (eds.): *A Companion to the Anthropology of Europe*. Chichester 2011, pp. 103–121; Bjarne Rogan: *The Troubled Past of European Ethnology*. In: *Ethnologia Europaea. Journal of European Ethnology*, 31, 1, 2008, pp. 66–78; Susan Carol Rogers: *Anthropology in France*. In: *Annual Review of Anthropology*, 30, 2001, pp. 481–50. Contrary to what Sharon Macdonald says in her last, important book, where she writes that “In Britain, Folklore is not established in the academy” (Macdonald 2013 [as in *ftnt.* 2], note n. 10, p. 237), folklore is actually very well established in British academy, with several university courses and programmes (at the Universities of Aberdeen and Chichester for example), and two learned societies, “Folk Life” and “The Folklore Society” – the latter also being the oldest society of folklore studies, currently hosted by the Warburg Institute in London –, gathering many scholars and publishing two journals, one of which, *Folklore*, began in 1889 and since then has continued to publish first-class scholarship for a prestigious academic publisher.

14 Kristin Kuutma: *Between Arbitration and Engineering Concepts and Contingencies in the Shaping of Heritage Regimes*. In: Bendix, Eggert, Peselmann 2012 (as in *ftnt.* 5), p. 24.

Eugenio Imbriani concludes that the word “folklore” disappeared because “it was considered outdated and imbued with connotations of cultural subalternity” [my translation]¹⁵.

No wonder, then, that following the explicit UNESCO effort to avoid essentialised and essentialising notions, methodologically or politically problematic concepts, or terms marked by controversial or contested meanings, the word fell into disfavour and into utter disuse as a working concept, being definitively but unofficially dropped in 2001, and officially at the 2003 convention, when the phrase “intangible cultural heritage” was chosen to replace “folklore”, and was ratified once and for all. It is interesting to note at this point that a few years later the term “authenticity”, after receiving similar criticism based on the same arguments and the same will to avoid controversial notions, met a similar fate¹⁶.

15 Imbriani 2011 (as in fnt. 6), p. 2.

16 In the Decision of the UNESCO Intergovernmental Committee 8.COM 8.26 we read about “the importance of using appropriate vocabulary and avoiding expressions such as ‘authentic’ and ‘purity’”; in the Decision 8.COM 8.3 we are similarly confronted with “the importance of using appropriate vocabulary and avoiding expressions such as ‘authenticity’, ‘carrying on the tradition in its purest form’ and ‘virtually unchanged over centuries’” (documents accessed in May 2016 at the following links: <http://www.unesco.org/culture/ich/en/decisions/8.COM/8.26>; <http://www.unesco.org/culture/ich/en/Decisions/8.COM/8.3>). Chiara Bortolotto has shown and discussed some of the ambiguities and even inconsistencies of the UNESCO discourse, notably the tension that exists between the administrative and implementation policies and their impact at the level of “lower” social poetics and practices associated with heritage (Chiara Bortolotto: *Authenticity: A Non-Criterion for Inscription on the Lists of UNESCO’s Intangible Cultural Heritage Convention*. In 2013 IRCI Meeting on ICH – Evaluating the Inscription Criteria for the Two Lists of UNESCO’s Intangible Cultural Heritage Convention. The 10th Anniversary of the 2003 Convention. Final Report. Sakai City 2013, pp. 73–78). She concludes that “while capacity building, nomination-writing instructions and the establishment of rules about inappropriate vocabulary may eventually expunge the term ‘authenticity’ from UNESCO documents, the values conveyed by this word are not likely to be eradicated from heritage discourse since the two are closely interrelated. For this reason, the attempt to remove this value system from the contemporary theory and practice of heritage poses a challenge to all heritage players” (p. 78). On the relationship between the notion of authenticity and that of folklore, a terminological, conceptual, and epistemological relationship that is of course of the greatest importance also in the historiography of ICH, cfr. Regina Bendix: *In: Search of Authenticity*. Madison 1997.

Today (2016), although it can still be found in the nomination documents, no trace is left of the word “folklore” in the official definition of ICH, in spite of it being at both the institutional and conceptual foundation of what ICH actually is. In the official definition we read that “the term ‘cultural heritage’ has changed content considerably in recent decades, partially owing to the instruments developed by UNESCO. Cultural heritage does not end at monuments and collections of objects. It also includes traditions or living expressions inherited from our ancestors and passed on to our descendants, such as oral traditions, performing arts, social practices, rituals, festive events, knowledge and practices concerning nature and the universe, and the knowledge and skills to produce traditional crafts”. As is evident, the set of “traditions” or “living expressions” listed in the official definition overlap quite almost exactly with what are normally considered the objects of study of folkloristics. In other words, with what is usually considered “folklore”. Nevertheless, the word itself is avoided.

In the previous pages I have presented an overview of the terminological filiation between folklore and intangible cultural heritage, as well as the conceptual transition from the former to the latter, at a political and institutional level. However, “folklore” is a term doubtless characterised by both *etic and emic* usages and connotations¹⁷. Semantic entanglements or tensions can exist between the two, as such a term has in the last 50 years at least shown a capacity for circulating not only on the *etic* level, but also in popular culture and in other non-hegemonic, interstitial terminological grounds and discourses.

Conversely, at first “intangible heritage” could be thought of as a technical category only, one used by experts, officials, functionaries, and

17 From this point on, I will try to use the *etic* and *emic* paradigm as critically as possible, following its well-established usage in the anthropological theory and literature, but always bearing in mind the reservations and the criticism this dichotomy has at times been the object of. My focus is, however, less on the distinction than on the interactions between these two ideal poles and the social realities they refer to. In a manner of speaking, the use I make of this dichotomy bears resemblance to the interactive interpretative paradigm theorised by Markus Tauschek, in particular to his highlighting that “heritage research should rethink the relationship between frame (concepts, heritage interventions, bureaucratic structures) [here, “*etic*”], and content (traditional practices, performances, rituals, etc.) [here, “*emic*”]” (Tauschek 2011 [as in *ftnt.* 4], p. 60)

academics, but not really by other categories of social agents¹⁸. However, recent ethnographic evidence demonstrates that, in its simpler version – “heritage” without an adjective, also used to refer to intangible heritages as well – it is actually also present in non-professional and non-academic fields, being discussed and negotiated, for a rather diverse set of aims, in many social arenas, and in Europe as well as elsewhere¹⁹.

It is perhaps interesting to take a closer look at the local and national usages of these two concepts. In Europe, the word “folklore” started to be appropriated at a popular level, and to circulate widely in different social contexts, roughly between the fifties and the seventies. By the beginning of the eighties, it had acquired a strong popular connotation, with a variety of uses and misuses for identity, political, religious and even economic purposes. This re-appropriation and circulation have been considered a part of a broader phenomenon of revival of folk practices, interest in local and rural traditions, and reemergence of primitivist sentiments that have characterised many social groups in many European societies since the seventies²⁰.

- 18 It is probably superfluous to remember, in a journal of ethnological and anthropological studies, how problematic the notion of “intangible cultural heritage” is. This problematicity is addressed in practically all the studies on ICH that I know, and certainly in all the works cited in this article.
- 19 On this definitional as well as “ontological” problem, cfr. Nicolas Adell, Regina Bendix, Chiara Bortolotto, Markus Tauschek (eds.): *Between Imagined Communities and Communities of Practice: Participation, Territory and the Making of Heritage*. Göttingen 2015 and Testa 2014 (as ftnt. 6).
- 20 The literature is abundant; among many others: Antonio Ariño, Luigi Lombardi Satriani L. (eds.): *L’utopia di Dioniso. Festa tra tradizione e modernità*. Roma 1997; Gian Luigi Bravo: *Festa contadina e società complessa*. Milano 1984; Jeremy Boissevain (ed.): *Revitalizing European Rituals*. London, New York 1992; Pietro Clemente: *Oltre l’orizzonte*. In: Hermann Bausinger: *Cultura popolare e mondo tecnologico*. Napoli 2005 (tr. of *Volkskultur in der technischen Welt*. Stuttgart 1961), pp. 235–270; Sharon Macdonald: *Memorylands: Heritage and Identity in Europe Today*. London-New York 2013; Francesco Faeta: *Un oggetto conoscibile. La festa religiosa in aree dell’Europa meridionale contemporanea*. In: Francesco Faeta, *Questioni italiane. Demologia, antropologia critica culturale*. Torino 2005, pp. 151–170; Poljak Istenič: *Aspects of Tradition*. In *Traditiones*, 41, 2, 2012, pp. 77–89; Giovanni Pizza: *Tarantism and the Politics of Tradition in Contemporary Salento*. In Pine Frances, Kaneff Deema, Haukanes Haldis (eds.): *Memory, Politics and Religion. The Past Meets the Present in Modern Europe*. Berlin 2004, pp. 199–223; Testa 2014 (as in ftnt. 6).

Perhaps as a reaction to this emic re-appropriation, scholars started to discuss new ways of conceptualising oral traditions, especially those coming from rural areas of Europe which were undergoing an evident process of revitalisation. The *intangibility* or *immateriality* of the objects and facts so often at the centre of the interest of European ethnologists and anthropologists started to be recognised as a new feature useful for sustaining a terminological and theoretical shift in the study of these socio-cultural facts. The criticism and deconstruction of the related notions of “culture” and “tradition” obviously played a role in this shift and in its implications.

Over time, the idea of “intangibility” was given an institutional framework and started to be discussed as a new way of conceiving, presenting, and studying cultural heritage. As an ideal end to this intellectual process, in the year 2003, as we saw in the previous pages, UNESCO adopted the notion of intangibility and created a brand new category that integrated into its powerful taxonomic system²¹.

Since then, which is to say, over the last dozen years, the notion of intangible heritage has slowly but significantly and continuously made its way into other social and cultural niches, transcending its technical connotation and becoming not only a label, but also a tool used by social actors for fostering social negotiations, political recognition, identity claims, religious agendas, and economic interests. This has happened in spite of many theoretical and also factual problems associated with the very notion of intangibility: not only is “intangible” cultural heritage usually embedded in objects, artifacts, and is “materially” performed, but tangible heritage itself cannot not exist outside an intangible framework – “intangible” things such as discourses, narratives, and representations make the tangible (whether a monument, a piece of art, an artifact, etc.) socially recognisable and meaningful. In a way, intangible heritage is also

21 On the “taxonomic” force of UNESCO definitions and schemes cfr. Chiara Bortolotto: Introduction: le trouble du patrimoine culturel immatériel. In: Bortolotto (as in fnnt. 5), pp. 21–43; Berardino Palumbo: G(lobal) T(axonomic) S(ystems): Sistemi tassonomici dell’immaginario globale. Prime ipotesi di ricerca a partire dal caso UNESCO. In: Meridiana. Rivista di storia e scienze sociali, 68, pp. 37–67.

tangible, and tangible heritage also intangible: the two dimensions cannot be disentangled²².

But how have the local people and the scholars who do ethnographic fieldwork amongst them reacted to – and participated in or otherwise affected – this set of shifts and changes? Several ethnographers – whether they call themselves anthropologists, ethnologists, or folklorists – have recently noticed, and published, cases in which these notions are used and operationalised at an emic level²³. I myself have encountered similar cases while doing ethnographic research in Italy and the Czech Republic.

Italy is an interesting example, because the academic equivalent for the English “folklore” has been, since the twenties of the last century, a rather different expression: “Storia delle tradizioni popolari” (literally “history of popular traditions”). Although not neglected and actually preferred by some Italian scholars, the term “folklore” has always been less widespread and less used than “tradizioni popolari” – or alternatively “cultura popolare” (“popular culture”), the latter being actually preferred

- 22 The issue of the tangibility of intangible heritage has already been raised in the anthropological literature less than that of the intangibility of tangible heritage. As far as I know, though, no study has been specifically devoted to the matter to date. Considerations and observations can nevertheless be found in Regina Bendix: *Heritage between economy and politics: An assessment from the perspective of cultural anthropology*. In: Laurjane Smith, Natsuko Akagawa (eds): *Intangible Heritage*. London, New York 2009, pp. 253–269; Kristin Kuutma: *The Politics of Contested Representation: UNESCO and the Masterpieces of Intangible Cultural Heritage*. In: Hemme, Tauschek, Bendix 2013 (as in fnnt. 4), pp. 177–196; Juraj Hamar, Lubica Volanská: *Between Politics, Science and Bearers. Implementation of the UNESCO Convention for the Safeguarding of the Intangible Cultural Heritage*. In: *Národopisná Revue/Journal of Ethnology*, 5, 2015, pp. 35–46 (36–36); Þora Pétursdóttir: *Concrete matters: Ruins of Modernity and the things called heritage*. In: *Journal of Social Archeology*, 13, 1, 2012, pp. 31–53; Markus Tauschek: *Wertschöpfung aus Tradition. Der Karneval von Binche und die Konstituierung kulturellen Erbes*. Berlin 2010; the “problematicity” of the notion of intangible cultural heritage in relation to its tangible dimension has also been discussed during the Biannual Conference of the Association for Critical Heritage Studies (Montréal, Canada, 03–07 June 2016), especially during the panel “Le patrimoine immatériel: quels nouveaux défis?”, on which I myself participated with a paper called “Le patrimoine immatériel, ça change tout. L’impact de la création de patrimoines immatériels dans les différents domaines de la vie sociale. Quelques exemples européens”.
- 23 The works cited in the previous footnotes are for the most part examples of this trend.

by cultural historians, probably because of the irradiation of Peter Burke's and Carlo Ginzburg's coeval, influential books discussing the notion²⁴. Between the sixties and the eighties another term gained a certain academic popularity in Italian academia: "demologia" (a compound word putting together two Greek words and literally meaning "the study of the people"), but its success proved to be ephemeral. Nevertheless, if "folklore" has had little success in Italian academia, it has had great success outside it, where over time it has acquired both positive and negative connotations. The negative is used to refer to something poor, cheap, kitsch, and backward; the positive, to something typical, traditional, and authentic, like a genuine creation of the popular genius. This tension is hardly ever problematised by social agents, and the two connotations seem to be able to coexist rather peacefully and transversally: both can in fact be used, depending on the circumstances. However, with the exception of academics and people interested in local traditions, usually the higher the cultural capital of the user, the more discrediting or pejorative the use of the notion. On the other hand, at least in the contexts in which I have undertaken fieldwork, the category of folklore – which clearly, in the Italian case of mine, was derived from the reading of some local ethnographers and students – is used to dignify popular tradition, especially, but not exclusively, at a local level.

For many of my informants in Castelnuovo al Volturno, during my first intensive ethnographic fieldwork (2010/2011), for example, when associated with their festival, the attribute "folklorico" ("folkloric") bore almost exclusively a positive connotation. On the contrary, in the nearby urban centre of Isernia, "folklore" and its derivatives are mainly used as to designate something playful or futile. It should also be noted that this semantic duality – or ambivalence – of the term "folklore" also subsists in other European languages. I will return to this last consideration later.

"Intangible cultural heritage" – or "Patrimonio culturale immateriale", as it is called in Italy – is still not used much emically to describe well-established traditions like ceremonies, festivals, fairy-tales, songs, proverbs, etc. "Patrimonio" is actually widespread as an all-comprehensive notion that includes all the things worth visiting or knowing about in a certain locality, but the longer and more specific expression "patrimonio

24 Peter Burke: *Popular Culture in Early Modern Europe*. London 1978; Carlo Ginzburg: *Il formaggio e i vermi. Il cosmo di un mugnaio del '500*. Torino 1976.

immateriale” is not (yet?) very widely-used. Even in rural areas, though, people are starting to be more familiar with the notion of heritage and are starting to use it. Whereas “traditions” and “folklore” are common and self-describing words, “intangible cultural heritage” is perceived as more technical, but also as more objective. It possesses, furthermore, the aura of institutionality and officiality, which according to the context and the circumstances, can be emically evaluated either positively or negatively.

Conversely, in the area of the Czech Republic where I undertook my second fieldwork (2013–2014) after the Italian one (2010–2011), the expression Folklore (“Folklor”) is virtually absent or at least used very little by the natives and actually has also become quite unpopular in Czech academic discourse. Scholars, especially cultural historians, occasionally use the expression “Popular culture” (“Populární kultura”); anthropologists use it as well, although more in the sense of mass culture than folk culture. This expression is also virtually absent from the vocabulary of the majority of the Czechs. Variants like “lidová kultura” (literally “the culture of the people”) or “tradiční kultura” (“traditional culture”) exist also mostly at an academic level. “Tradice” (both “tradition” and “traditions”) and “lidová tradice” (“tradition of the people” or “popular tradition”) are actually transversally widespread, just like their equivalents in Italy and in many other European countries.

Conversely again, at least in the area where I did fieldwork, the terms “světové dědictví” (“world heritage”) and “nemateriální [or nehmotné] kulturní dědictví” (“immaterial [or intangible] cultural heritage”) are more commonly used and circulate in a variety of different social contexts. This discrepancy is easily explainable: the Italian festive tradition which was at the centre of my former ethnography has not been included on the list of UNESCO ICH – although a candidature is currently being developed – whereas the Masopust in the region of Hlinsko v Čechách was put onto the Representative List of World Intangible Cultural Heritage in 2010. In other words, the processes of institutionalisation of the local tradition and the re-appropriation at an emic level of the terminology of UNESCO occurred some time ago and has been operating for some years now.

This emergence of intangible cultural heritage as an emic category as well as the re-emergence (not really in the Czech Republic but certainly in other European contexts like Italy or France) of that of folklore also at emic level is an interesting phenomenon for many reasons.

Generalisation, even when undertaken from a theoretically-informed comparison, is of course always dangerous, and to a certain extent inappropriate: different people use different notions and words for different purposes. However, as I said, over the last few years these dynamics seem to have acquired a pan-European dimension, and it is definitely possible to attempt to discern patterns and continuities.

Is it possible to individuate common societal patterns and draw broader theoretical conclusions on the basis of what has been presented so far?

Processes of circulation, semantic switching, re-appropriation, and “translation” of academic terms and notions between and through emic and etic levels have been the objects of anthropological curiosity for decades, and not only at a European level²⁵. We should be careful, in particular, to avoid the danger of characterising these phenomena as examples of unilateral acculturation from “the top”: as Markus Tauschek has rightly written with regard to the emergence and the diffusion of the notion of cultural heritage, “these connections cannot be characterised as linear or top-down, and they do not simply illustrate the entrance of international discourses on a local or national level. To the contrary, they symbolize the complex paths taken in the production of an intangible cultural heritage discourse”²⁶. As I wrote in the conference paper which is at the base of this piece, “scholars run after people in their attempts to record and interpret how they make sense out of things like traditions and heritages, and people often run after scholars in order to legitimize and give an aura of objectivity to their claims and beliefs concerning traditions and heritage”. It was perhaps a baroque formulation, but I think that the idea at the basis of this statement is valid. At the very least, it translates appropriately what I “felt” during my ethnographic fieldworks. Once an Italian informant told me (I translate and summarise from my ethnographic record): “we could call our carnival simply our carnival, or a festival [‘festa’], but sometimes we prefer to call it a tradition, a rite, a part of

25 These processes are at the centre of my two recent studies: Alessandro Testa: ‘Fertility’ and the Carnival 1: Symbolic Effectiveness, Emic Beliefs, and the Re-enchantment of Europe. Forthcoming in *Folklore*, 128, 1, 2017 and ‘Fertility’ and the Carnival 2: Popular Frazerism and the Reconfiguration of Tradition in Europe Today. Forthcoming in: *Folklore* 128, 2, 2017.

26 Tauschek 2011 (as in *fnnt.* 4), p. 55.

our folklore, or our cultural heritage [‘patrimonio culturale’] just because these words make it more impressive. We are not trying to be truthful. We want to impress our public”. As I already said, “heritage” is generally perceived as a more “official” and (therefore) “exact” term, whereas “folklore” has acquired, almost everywhere in the Western world in the last few decades, a pejorative connotation, although exceptions – that actually confirm the trend – exist.

Lucia Gasparini has shown how in the nineties UNESCO was well aware of the necessity of dropping the word “folklore” and substituting it for an allegedly more correct and neutral one. The pejorative connotation of the term was already well-known at the time, whereas it was clear that other notions, such as “popular culture”, “living culture”, “oral culture” or “traditional culture” did not have such negative or pejorative connotations²⁷. No wonder: since the seventies at least, many Western scholars investigating folklore – and actually folklorists themselves – were starting to be aware of the pejorative connotation often associated with the term, in spite of a likewise visible folk-revival²⁸ and also in spite of the establishment of departments of folkloristics throughout the Western world. Since then, the pejorative connotation not only has not vanished, but has in certain areas decidedly become stronger. As Laurent Fournier has recently written, “the word *folklore* is rather despised and laughed at in France. The word ‘*folklore*’, being almost synonymous with ‘weird’ or ‘kitsch’ in the French language, is broadly perceived to be connected with narrow-minded parochialism and cultural traditions in the countryside, which totally cuts it off from the universalistic commitments of the French elites”²⁹. The same can be said about Italy, although, just like in France, there are many exceptions to this pattern, as I have argued in the previous pages.

In any case, these emic, etic, and institutional terminological adjustments and reconfigurations show that not only is the mere definition and

27 Gasparini 2011/12 (as in fnt. 6), p. 34.

28 Cfr. Alan Dundes: *Interpreting folklore*. Indiana 1980, VII–XII and 1–3; Richard Dorson: Introduction. In: Richard Dorson (ed.): *Folklore in the Modern World*. The Hague, Paris 1978, pp. 3–10.

29 Laurent-Sébastien Fournier: *Intangible Cultural Heritage in France: From State Culture to Local Development*. In: Bendix, Eggert, Peselmann 2012 (as in fnt. 5), p. 330.

individuation of certain social facts and cultural elements at stake, but also a process of on-going interpretations and ontological questioning. In the case of UNESCO and other heritage-making agencies (for instance the regional and national ones), both scholars and non-scholars – that is to say, the so-called tradition-holders, but also bureaucrats, administrators, local experts, and others – often play the same game to achieve the same goal: the recognition of a tradition as being more than just such, i.e. as being cultural heritage. In this case things get even more complicated, as different aims, terminologies, conceptions of the past and of traditions, local and external expertise, and interpretations, mingle and entangle inextricably.

Let us now return for a moment to our point of departure, i.e. to the consideration of how the notions of “folklore” and “intangible cultural heritage”, although largely overlapping, have been disentangled in the (etic) discourse of UNESCO, in spite of their actually being largely interchangeable and in use outside the arena of debates between academics, professionals, and experts. It is inevitable to recall that decades of anthropological theorisation, criticism, and deconstruction of notions such as “community”, “culture”, “tradition”, and actually “folklore” and “heritage” themselves, have actually made their use more “prudent”, if problematic, in academic discourse. Nevertheless, they are still widely used by locals and natives, visitors, and other categories of people gravitating around and/or active in the heritage arena. Is this a sign of the fact that terminological and conceptual circulation takes its own forms in utter disregard of the academic conclusions and state of the art? Or is it just that most heritage actors and “tradition-holders” simply ignore (or want to ignore) academia, and in so doing foster a veritable reaction “from below” to its deconstructive attitude?

My impression, grounded on my ethnographic empirical evidence, is that sometimes the use of these problematic if not controversial notions can actually be deliberately chosen as a form of “popular” recalcitrance or reaction to the academic discourse, at times openly considered as dry and disrespectful of local practices (I have noticed this process of “reaction” in both my fieldworks). As Geraldino, one of my informants, once told me during a heated debate at one meeting (which I recorded) of the local association organizing the Carnival, “gli studiosi rovinano le tradizioni popolari” (“scholars spoil popular traditions”). It has often seemed to me that many people do not want to be told that they do not have a culture

(because this is what may come as a result of some scholars advocating that culture does not exist). Many people do not want to be told that heritage “does not exist”, or that it is simply “made”³⁰. Many people do not want to be told that their performance is not a genuine rite, but a revitalised, ritualised, and spectacularised event which bears little or no similarities to the “old” one. Nor do they want to be told that authenticity

- 30 Laurjane Smith claims that “There is, really, no such thing as heritage” (Laurjane Smith: *The Uses of Heritage*. London, New York 2006, p. 11); similarly, Regina Bendix wrote that “Cultural heritage does not exist, it is made” (Regina Bendix: *Heritage between economy and politics: An assessment from the perspective of cultural anthropology*. In: Smith, Akagawa 2009 [as in *fnnt*. 22], 255), and Barbara Kirshenblatt-Gimblett that “All heritage is created” (Barbara Kirshenblatt-Gimblett: *World Heritage and Cultural Economics*. In: Ivan Karp, Corinne A. Kratz, and alii [eds]: *Museum Frictions: Public Cultures/Global Transformations*. London 2006, pp. 161–202, 194–195); the same author had actually already written that “heritage is a mode of cultural production that gives the endangered or outmoded a second life as an exhibition of itself” (Barbara Kirshenblatt-Gimblett: *Intangible Heritage as Metacultural Production*. In: *Museum International*, 56, 2004, pp. 52–65, 56 – for a discussion and a critique of this dimension of cultural heritage see Ingo Schneider: *Kritik des kulturellen Erbes: ein Versuch*, and Harm-Peer Zimmermann: *Sich eine Vergangenheit geben, aus der man stammen möchte: zur Kritik der Heritage-Kritik*. In: Ingo Schneider, Valeska Flor, Valeska [eds]: *Erzählungen als kulturelles Erbe, das Kulturelle Erbe als Erzählung*. Beiträge der 6. Tagung der Kommission für Erzählforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 1.–4. September 2010 im Universitätszentrum Obergurgl. Münster, New York, 2014, pp. 33–46 and 47–61). Considerations along the same lines in Ellen Hertz, Suzanne Chappaz-Wirthner: *Le patrimoine a-t-il fait son temps?* In: *Ethnographiques.org*. *Revue en ligne de sciences humaines et sociales*, 24, 2012. I have a different opinion on the matter, and anyway I never dared tell the locals I interacted with during my fieldwork investigations that what they so strongly believe in does not exist. My methodological approach is that of the agnostic “third path” theorised by Cristoph Brumann: *Heritage agnosticism a third path for the study of cultural heritage*. In: *Social Anthropology/Anthropologie sociale*, 22, 2, 2014, pp. 173–188. This third path also bears resemblance to the historical, relational, and “inclusive” approach proposed by Markus Tauschek, who refuses to consider heritage as a “second” – let alone lesser – version of “former” traditions. In contrast with the idea advocated, among others, by Barbara Kirshenblatt-Gimblett, which considers cultural heritage “metacultural”, reflexive and, in a way, only artificially connected with its objects (the “actual” traditions), Tauschek refuses all sharp dichotomies distinguishing alleged pristine traditions (folklore) from patrimonialised traditions (heritage), arguing, along with Dina Roginsky, that “there is no metaculture, but only culture” (Tauschek 2011 [as in *fnnt*. 4], p. 58).

is a social myth, and not an actual property of their traditions³¹. Actually, people care very little about “tradition” being considered an obsolete and controversial notion in the realm of the academics. The same goes for the few places where “folklore” has not yet acquired a vaguely – or soundly – negative connotation: sociologists, historians, anthropologists, and ethnologists have all contributed to the deconstruction of this notion.

Social scientists have long known how thorny it can be to theorise and delimit what a “lore” is, and how even more difficult it can be to say who the “folk” are without taking a big risk of reproducing mere common-sense, old-fashioned Marxist classism, unreliable representations of social differentiation, or without falling into romanticism and primitivism. And yet people in Italy and in the Czech Republic as well as in many other European countries have no problem at all with using these concepts and related concepts and with more or less consciously assuming their “reifying” consequences. No need to refer to field notes or records: it is sufficient to watch whichever of the many documentaries about rural traditions in Europe to hear those words uttered ad libitum by the locals. The same goes for the printed materials produced by local associations and groups organising or coordinating traditional festivals and performances: they are filled with these words (“culture”, “tradition”, “folklore”, “heritage”), if not because of a conscious “reaction” to the academic discourse, surely because there are no others for referring to these social facts!

The causes of this “reaction”, be it conscious or unconscious, spontaneous or deliberated, are certainly numerous. Among them we can surely count the will to “resist”, again consciously or unconsciously, social processes and changes related to globalisation, precisely by using notions and ideas that on the contrary help building locality and vicinity, notions and ideas that can sustain a certain discourse about the past, which is also, always, a certain *Weltanschauung*. Or yet this (epi)phenomenon, which for us scholars may seem an interesting form of popular dissidence, can be observed in rural contexts characterised by social stress connected with transformations such as impoverishment and dispossession, social

31 The problems of ritualisation and authenticity mentioned in the text are at the centre of one of my forthcoming pieces: Alessandro Testa: «This is not a spectacle». Poetics and Practices of Authenticity, Ritualisation, and Tradition in Revitalised European Festivals. Forthcoming.

insecurity, and depopulation, which have been brought about by the neo-liberal and neo-urban post-modern times. In these contexts, this “return to tradition” could be thought of as a pro-social reaction of local communities to said transformations, as has actually been the case in both my ethnographies³².

I have offered the example of the notion of tradition because in my opinion it is a striking one: emic essentialisation and reification of things called traditional (and of the notion of tradition itself) seem to be very common phenomena, ubiquitous especially in the rural areas of Europe, which are the contexts I am more familiar with, ethnographically speaking. Similar to what happened with folklore and heritage, while anthropologists and historians were critically assessing and deconstructing “tradition”, calling it reifying, reified, etc., calling traditions spurious, invented, etc. (these are all expressions actually used in the scholarship in the last 30 years), and demonstrating its misuses and abuses, people engaged with traditional practices and intangible cultural heritage and were – and actually still are – only too eager to speak the word, think the notion, and to use it for their purposes, in spite – or at least in utter disregard – of academic criticism³³. When faced with a closed-ended

- 32 Here I am not proposing a deterministic relationship between the degradation of material conditions of life, in a certain social environment, and cultural revitalisation of traditions and of the very notion of tradition itself. Nevertheless, I also believe that it is undeniable that a connection between the two facts, in certain cases, can subsist. This thesis (admittedly though only partly neo-functionalistic) has already been proposed: by myself in the conclusions of Testa 2014 (as in *ftnt.* 6), and in those of Testa 2016 (as in *ftnt.* 2), and by others: Jeremy Boissevain: Introduction. In: id. (ed), *Revitalizing European Rituals*. London, New York, 1992, pp. 1–19, Gerald Creed: *Masquerade and Postsocialism, Ritual and Cultural Dispossession in Bulgaria*. Bloomington, Indianapolis, 2011; David Picard, Michael Robinson: *Remaking Worlds: Festivals, Tourism and Change*. In: David Picard, Michael Robinson (eds): *Festivals, Tourism and Social Change. Remaking Worlds*. Clevedon, Buffalo, Toronto 2006, pp. 1–31.
- 33 Here I am not advocating a dismissal of all these academic notions that circulate equally at emic levels. On the contrary, I support and try to interpret a methodological approach and an intellectual posture that recognises the necessity of a critical understanding *and* use of notions like “folklore”, “culture”, “tradition”, etc. Ridding ourselves of them would be but a self-impoverishment of our disciplinary critical *apparatus* – without mentioning that often the substitute expressions are no better than the substituted ones. As Eric Wolf once wrote, “writing culture [cannot be done] without naming and comparing things, without formulating concepts

questionnaire (I used a similar one in both Hlinsko and Castelnuovo) asking what terms the respondent would choose to describe the festival at the centre of their community life and of my investigation, “tradition” was by far the most chosen among 5 different options, with a percentage of around 70% in both cases, in Italy and in the Czech Republic (from samples of 20 and 30 respondents respectively)³⁴.

The question that arises in my mind, and a consequence of what precedes, is then: are scholars in their right to attempt to dispose of the idea of tradition while the social agents who are at the centre of their research have no intention to do so? Biology and anthropology together, joining forces, have achieved the goal of ruling out the pseudo-scientific idea of race. So the same could be done with other notions, at least theoretically, but would this help us to understand social life in a better way?³⁵

As a way of concluding, I will briefly return to the topic of the interactions between the emic and the etic dimensions in folkloric and heritage conceptions. As I have already argued, at times the scholarly analytical

for naming and comparing things” (Eric Wolf: *Pathways of power. Building an Anthropology of the Modern World*. Berkeley, Los Angeles, London 2001, p. 386). With respect to the notion of “tradition”, for instance, in another paper I have strongly advocated a methodological “median” or third pathway in the study of tradition that places itself halfway between an utterly deconstructive attitude (which considers tradition as a spurious and made-up social fact and an “invention of modernity”, as an Italian anthropologist claims: Berdardino Palumbo: *L’UNESCO e il campanile. Antropologia, politica e beni culturali in Sicilia orientale*. Roma 2006 [1 ed. 2003], p. 21) and one more prone to give credit to heritage and its objects (one that takes seriously, not always critically, the emic uses of and beliefs in the authenticity and veracity of traditional objects and is less concerned about their deconstruction). The first attitude is usually representative of post-modern anthropology, whereas the second one can be more easily found in the field of folkloristics (Alessandro Testa: *È la ‘tradizione’ ancora buona da pensare? Riflessioni critiche su una nozione controversa*. In *Annuaire Roumain d’Anthropologie*, 53, 2016, pp. 63–91).

34 Testa 2014 (as in *fnnt*. 6), p. 502.

35 The implicit comparison I operate in the text between concepts such as “tradition”, “folklore”, “heritage”, and “culture” (which have in turn different scopes and breadths) and that of “race” is only an exercise in imaginative methodology: I do that in a hyperbolic way, i.e. rhetorically and for the sole sake of my argument, for although they have been deconstructed, re-thought, and at times harshly criticised, those anthropological notions still keep, at least in my opinion, some of their explanatory force.

attitude is considered dry and disrespectful by the social agents involved in the performance, transmission, and preservation of things traditional. What occurred to me rather vividly during my Italian ethnographic fieldwork, is a certain emic animosity towards the role that scholars have in “changing” and so to say “endangering”, through their analytic gaze, the authenticity of these traditional things³⁶. Other examples, besides my Italian one, can be found in the literature, for instance in connection with forms of resistance, at a community level, to processes of patrimonialisation³⁷, sometimes emically considered as unacceptable interference of scholars and/or officials and bureaucrats with local things, and therefore as a violation, through the entering into the sphere of traditional elements, of the locals’ “cultural intimacy”³⁸. Just like external visitors, media-operators, and tourists, anthropologists can be seen as a cause or a symptom of “cultural pollution”: tourism is of course mainly considered an important source of local development, and also “proof” that the local traditions (whether or not officially recognised as cultural heritage) are worthy of preservation and promotion. However, on the other hand the more a tradition becomes the object of the interest, presence, and participation of tourists, the less authentic and respectful of things as they

36 Cfr. Testa 2014 (as in fnnt. 6), pp. 489–510, and Testa, «This is not a spectacle», forthcoming (as in fnnt. 31).

37 Cases in which UNESCO nomination or list-inclusion gave rise, from certain segments of the local community, to phenomena of criticism, resistance, or even refusal, albeit on the basis of different or also very different motivations, are reported in Regina Bendix: *Heritage between economy and politics: An assessment from the perspective of cultural anthropology*. In: Smith, Akagawa 2009 (as in fnnt. 22; Christoph Brumann: *Report on the Urban Anthropology section*. In: A.A.V.V., *Report 2012–2013 of the Max Planck Institute for Social Anthropology*, 2013, Halle-Saale, pp. 49–68; Laurent-Sébastien Fournier: *Intangible Cultural Heritage in France: From State Culture to Local Development*. In: Bendix, Eggert, Peselmann 2012 (as in fnnt. 5), pp. 327–340; Kristin Kuutma: *The Politics of Contested Representation: UNESCO and the Masterpieces of Intangible Cultural Heritage*. In: Hemme, Tauschek, Bendix 2013 (as in fnnt. 4), pp. 177–196; and in several papers published in Adell, Bendix, Bortolotto, Tauschek 2015 (as in fnnt. 19).

38 I use the expression “cultural intimacy” in the sense made common, in anthropological studies, by Michael Herzfeld, according to whom it should be thought of as “the recognition of those aspects of a cultural identity that are considered a source of external embarrassment but that nevertheless provide insiders with their assurance of common sociality” (Michael Herzfeld: *Cultural intimacy: Social poetics in Nation-State*. New York 1997, p. 3).

were done in times past it may be considered. In other words, tourism also brings sentiments of cultural loss or better, as Kevin Meethan has written, “cultural contamination”³⁹.

Ethnographers, just like tourists, functionaries, and other categories of professionals, can be said to bring about potential factors of de-indigenisation, cultural massification or dispossession, and changes in people’s conception of their own traditions⁴⁰ (and, be it noted *en passant*, these negative processes are exactly – and not by chance – those that cultural heritage status recognition is supposed to contrast...). On the other hand, just like external visitors, media-operators, and tourists, ethnographers can also be welcomed with sentiments of pride about the fact that the local tradition is considered worth being filmed, visited, and/or studied⁴¹.

In this paper I have tried to demonstrate that the filiation and transition between folklore and intangible cultural heritage has determined not only terminological and methodological shifts at institutional, emic, and etic levels, but also ontological and social transformations for different categories of people and in different spheres of social life. My hope is that my observations can be useful in understanding the forms and implications of these transformations. After all, this study not only critically problematises them, but can also be considered itself a product of the consequences of the radical shifts that in the last few decades have been taking place in the realm of social and historical sciences – shifts that have seen most of the themes, topics, theories, and methods traditionally associated with folklore and folklore studies migrating to the anthropology of intangible cultural heritage.

39 Kevin Meethan: *Tourism in a Global society*. Basingstoke 2001, p. 90.

40 I have investigated a rather striking such example of cultural circulation of notions and conceptions in Alessandro Testa: ‘Fertility’ and the Carnival 2: Popular Frazerism and the Reconfiguration of Tradition in Europe Today. Forthcoming in: *Folklore*, 128, 2, 2017.

41 Cfr. Testa, «This is not a spectacle», forthcoming (as in *fnnt.* 31).

**Von »Folklore« zu »Immateriellem Kulturerbe«.
Beobachtungen zu einer problematischen Ableitung**

In den letzten Dekaden haben einige wesentliche theoretische und methodologische Verschiebungen die verwandten Disziplinen Anthropologie, Folklore Studies, Europäische Ethnologie und Kulturgeschichte beeinflusst. Viele Kategorien und Begriffe, die lange verwendet (und vereinzelt auch missbraucht) wurden, wurden problematisiert, diskutiert und auch aufgegeben.

In diesem Beitrag diskutiere ich in Kürze, wie diese Verschiebungen sowohl die institutionelle, akademische Verwendung der beiden Begriffe »Folklore« und »Immaterielles Kulturerbe« wie auch einen allgemeineren Gebrauch beeinflusst hat. Weiters präsentiere ich Reflexionen über die emische und ethische Verwendung dieser beiden Kategorien in Bezug auf ethnografische Forschungen, die ich über die letzten Jahre in Molise in Italien und in Böhmen in der Tschechischen Republik durchgeführt habe.

Living Liminality. Ethnological insights into the life situation of non-deportable refugees in Malta¹

Sarah Nimführ

The article presents interim results of ethnographic fieldwork carried out in Malta in 2015 and 2016. From a micro-analytical perspective, new parameters of refugee refusal, developing at the European Union's external borders, are shown and discussed. The majority of rejected asylum seekers in Malta are non-deportable due to a number of legal and practical factors. Non-deportable refugees are in legal limbo since they are neither considered as official members of the host country, nor are they deportable or able to leave the country independently. In Malta, non-deportable refugees have no formal legal status. This may lead to a permanent situation with limited access to the job market, basic services and health care. Dominant orders are suspended without prospect of inclusion. This results in a permanent state of emergency. Based on ethnographic research the article illuminates the agency and vulnerability of non-deportable rejected asylum seekers in Malta. The article argues that non-deportability and a 'rejected' status limit the possibilities in terms of enforceability of their rights. It further illustrates forms of solidarity and action that non-deportable refugees apply to handle constraints and enhance their well-being in the liminal space. To conclude, the article calls for an epistemological shift in the way the non-citizen within the nation state is theorised.

Introduction

In July 2015, about 200 refugees², mainly from Sub-Sahara-Africa, were staging a protest against the racism and discrimination they face in Malta.

- 1 This article is based on the paper presented at the International Conference on Migration, Irregularisation and Activism: Challenging Contemporary Border Regimes, Racism and Subordination at the University of Malmö June 15th–16th, 2016 within the workshop „Contestations: Activism and everyday resistance“ and as part of my grant (DOC-Stipendium) at the Austrian Academy of Sciences. Moreover, this article is written in English to show my appreciation for all the interviewees and supporters of my research by returning my findings to the field.
- 2 I am not using 'refugee' as a legal term but to highlight their forced migration.

Abu³, who has been living in Malta for more than ten years without any papers, asked: “Who will I be if I’m still here when I’m old? How will I live without pension and medical care if I cannot work anymore?”⁴ He protested against the lack of access to education and healthcare and against employers who are exploiting migrants instead of submitting a work permit for them. Most of the protesters do not have any protection status but are non-deportable at the same time. Thus, rejected asylum seekers live in “betwixt-and-between” over a number of years due to a lack of readmission agreements between Malta and the states of origin or transit.

My dissertation thesis examines the life situation of non-deportable rejected asylum seekers using the example of Malta. The aim of my research is to give an insight into the life circumstances of rejected asylum seekers, who are neither deportable nor considered as official members of the host country. My study analyses the everyday strategies applied by non-deportable persons in this area of tension between autonomy and external determination. Following an approach with a praxeological understanding and ethnographic methods, my research links different levels of analysis and examines the interactions of various migration actors. Both subjective experiences and practices of non-deportable refugees as well as perspectives of regulatory institutions of migration are considered.

My article gives an insight into the agency and vulnerability of non-deportable rejected asylum seekers in Malta. I will highlight how the lacking legal status and the intersection of, *inter alia*, *gender*, *race* and *legal status* lead to social marginalisation, poverty and limited agency. In order not to reproduce refugees as passive victims, the examination of vulnerability is linked to the recognition of their agency. So I consider the question, which forms of solidarity and action are applied by refugees to deal with constraints and enhance their well-being in the liminal space? This article is based on the findings of my ethnographic fieldwork, which was conducted over four visits in Malta between February 2015 and April

3 Real name has been changed due to identity protection of the interviewee.

This will also apply for the following research partners and interviewees.

4 Documented conversation with Abu in July 2015 during the demonstration.

2016.⁵ My research follows a multi-method approach, comprising a combination of discourse analytic and ethnographic approaches. Throughout my research, I was ‘hanging out’⁶ with more than 22 refugees whose asylum application has been rejected. I conducted informal talks with rejected asylum seekers who ranged in age from 20 to 53 years and were mainly from Sub-Sahara-Africa (SSA). Nearly half of them were female. All of the participants of the research received their notice of rejection due to “irregular entry” or “irregular residence”. The research partners lived in Malta up to fourteen years in this “betwixt and between” when we met, which brings me to the title of my paper. Victor Turner’s transitory concept of liminality⁷ became permanent.

In the beginning, the exclusion of the sample group was leading to barriers in my empirical research. Getting in contact with rejected asylum seekers, and especially females, was difficult. I volunteered with the Refugee Support Services⁸ section of an International non-governmental organisation (NGO) in between continuing with my research whilst in Malta. This allowed me to get in contact with other NGOs and

5 As some of the interviewed refugees left Malta after a certain time, I extended my fieldwork in this summer to (Southern-)Italy to ‘follow the people’ – in accordance with the Ethnographic Border Regime Analysis referring to Sabine Hess, Vassilis Tsianos: *Ethnographische Grenzregimeanalyse. Eine Methodologie der Autonomie der Migration*. In: Sabine Hess, Bernd Kasperek (Ed.): *Grenzregime. Diskurse, Praktiken, Institutionen in Europa*. Berlin 2010, pp. 243–264. Besides visiting former research partners from Malta, I also conducted interviews with institutional actors who are in contact with refugees who live mainly undetected in Italy.

6 The approach described here as ‘hanging out’ comprises interpersonal and informal encounters with refugees. The emphasis is on listening without “claiming definitely to represent them” (p. 49). Graeme Rodgers: ‘Hanging out’ with forced migrants: methodological and ethical challenges. In: *Forced Migration Review*, 21, pp. 48–49.

7 The concept of liminality was first developed by Arnold Van Gennep and later expanded by Victor Turner. Van Gennep describes rites of passage as having a three-part-structure – separation, transition and incorporation. Turner entirely focuses on the middle stage of rites of passage, the transitional or liminal stage. “(...) *liminality* represents the midpoint of transition in a status-sequence between two positions” and as such it is a temporary state that ends when the individual is reincorporated into the social structure. Cf. Victor Turner: *Passages, Margins and Poverty: Religious Symbols of Communitas*. In: *Dramas, Fields and Metaphors: Symbolic Action in Human Society*, Ithaca, Cornell 1974, p. 237; emphasis in original.

8 The Refugee Support Service provides assistance to migrants both in the community and residential settings.

organisations. I was able to gain insight into the current political agendas of Maltese migration policies by attending some events and talking to various people working in the field of migration. Through my research in the community I was brought into contact with David, who lived in Malta since 2013 with a “double reject”.⁹ The ‘snowball’ technique was used thereafter to obtain further contacts as well as by joining migration-related events, e.g. a demonstration of refugees demanding long-term residence. Initial contacts with refugee women were made with the support of members of a migrant organisation. Encounters with female asylum seekers, who are accommodated in so-called open centres, were very difficult because the management of these centres refused my access. Finally, during my third research visit, I was able to negotiate access to an open centre run by a church with the permission of the head of the organisation that managed this centre.

To further contextualize the research, I conducted qualitative interviews with 23 institutional actors, comprising representatives of national and international NGOs, government agencies, church-related organisations as well as migrant organisations. Further information was gained by informal conversations with various persons e.g. other locals, staff, volunteers, students, researchers and so on. The media discourse during my visits was symptomatically considered. Press articles and reports but also political and human-rights-based publications were subject to a secondary analysis, which adopts a procedure that confront the text corpus with questions and assumptions rather than dissecting itself. The selection was made ‘along the way’ and in dealing with the tensions and irritations in the field.¹⁰

In the following, I draft the development of the above-mentioned limbo within the Maltese context. I then illuminate the life situation of rejected asylum seekers relating to their access to housing and employment.

9 An asylum seeker whose claim has been rejected may lodge an appeal to the Civil Court. In case the appeal is also rejected, this is commonly known as holding a “double reject”.

10 According to the criteria of the Ethnographic Border Regime Analysis referring to Hess, Tsianos 2010 (see *ftnt.* 5).

Deportation Gap

Europe is characterised by its inconsistent development of opening and expanding the borders. In the process hybrid spheres are shaping up and are leading to phenomena of liminality. Especially in terms of irregularised migration this phenomenon is immanent. Over the past decade the concept of “migration management”¹¹ has established itself in the field of international migration policies to enhance the “benefits” of migration and reduce its “disadvantages”.¹² Deportations have been a fixed means of migration management within several Western democracies since the 1990s.¹³ Scholars describe this development as the “deportation turn”.¹⁴ In the past years, however, it has been stated that there is a clear gap between the numbers of notice of returns and effective removals.¹⁵ This disparity is called the “deportation gap”¹⁶ and is caused by various legal and practical factors, e.g. refusal of certain certificates of the country of

- 11 According to Fabian Georgi the key concept of “migration management” has been characterised mainly by the International Organisation for Migration (IOM), c.f. Fabian Georgi: *Kritik des Migrationsmanagements. Historische Einordnung eines politischen Projekts*. In: *Netzwerk MiRa: Kritische Migrationsforschung? Da kann ja jedeR kommen*, 2012, <http://edoc.hu-berlin.de/miscellanies/netzwerk-mira-38541/all/PDF/mira.pdf>, pp. 153–163, p. 147 (accessed 23.11.2016).
- 12 Johannes Krause: *Das Sterben an den EU-Außengrenzen – Die Normalität in der Abnormalität*. In: *Netzwerk MiRa: Kritische Migrationsforschung? Da kann ja jedeR kommen*, 2012, <http://edoc.hu-berlin.de/miscellanies/netzwerkmira-38541/all/PDF/mira.pdf>, pp. 189–200 (accessed 23.11.2016).
- 13 Cf. Alice Bloch, Liza Schuster: *At the extremes of exclusion deportation, detention and dispersal*. *Ethnic and Racial Studies*, 28, 3, 2005, pp. 491–512; Liz Fekete: *The deportation machine: Europe, asylum and human rights*. *Race and Class*, 2005, 47: pp. 64–78; Matthew J. Gibney, Randall Hansen: *Deportation and the liberal state: the forcible return of asylum seekers and unlawful migrants in Canada, Germany and the United Kingdom*. UNHCR Working Paper, 77, 2003, <http://www.unhcr.org/3e59de764.html> (accessed 23.11.2016).
- 14 Cf. Matthew J. Gibney: *Asylum and the Expansion of Deportation in the United Kingdom*. In: *Government & Opposition*, 43, 2, 2008, pp. 146–167, here: p. 146; Emanuela Paoletti: *Deportation, non-deportability and ideas of membership*. University of Oxford, Refugee Studies Centre: Working Paper Series No. 65, 2010, pp. 1–28.
- 15 Cf. Paoletti 2010 (see note 14); Antje Ellermann: *The Limits of Unilateral Migration Control: Deportation and Inter-State Cooperation*. *Government and Opposition*, 43, 2, 2008, pp. 168–189.
- 16 Gibney 2008 (see ftnt. 14), p. 149.

origin or transit as well as human rights based decisions and forms of protest and resistance.¹⁷

The deportation gap can be observed in many European countries. In 2013, more than 230.000 persons were non-deportable.¹⁸ In Malta, 12.360 persons were issued a notice of rejection between 2008 and 2014. In the same time, 2.470 persons were returned to their country of origin or transit.¹⁹ Organised forcible returns are costly and difficult to implement due to a lack of readmission agreements with certain African states.²⁰ Because of security reasons, voluntary return is not a real option for most of the rejected asylum seekers and is thus a contentious issue. For example, this applies to the case of refugees claiming to come from Eritrea, Somalia or the Democratic Republic of Congo.²¹ Non-deportable refugees are in a legal limbo because they neither fit into the 'trias' of citizens, state and territory, nor are they able to leave Malta regulated and travel to mainland Europe, leaving no real opportunity of return²².²³ They are relegated to a legal deregulated space between national states. This may lead to a permanent situation with limited access to the job market, basic services and health care.²⁴ The possibility of rendering certain persons more vulnerable to deportations at any time – conceptualised as a condition of "deportability"²⁵, affects like a sword of Damocles on

17 Cf. Brigitte Kukovetz: Nationalstaatliche Legitimation von Zwangsmaßnahmen oder ein Menschenrecht auf Migration? Argumente zur Rechtfertigung oder Ablehnung von Abschiebungen. In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft, 2, 2014, pp. 187–204.

18 Eurostat: Statistics on enforcement of immigration legislation, 2015, http://ec.europa.eu/eurostat/statistics-explained/index.php/Statistics_on_enforcement_of_immigration_legislation (accessed 9.6.2016).

19 *ibid.*

20 Cf. Maria Pisani, Anna Giustiani: Programmes and Strategies in Malta fostering Assisted Return to and Reintegration in Third Countries. Valletta 2009.

21 Cf. Mark-Anthony Falzon: Return Policy in the Mediterranean Region. Report of Survey Among Irregular Migrants in Malta. Rome: IOM 2007.

22 Both voluntary return and deportation.

23 Cf. Mario Cardona: You will always have the poor among you: A report about poverty in Malta. Centru Fidi u Gustizzja, Valletta 2010.

24 Cf. EU Agency for Fundamental Rights (FRA): Die Grundrechte von Migranten in einer irregulären Situation. Luxembourg, 2011.

25 Nicholas De Genova: Migrant "Illegality" and Deportability in Everyday Life. In: Annual Review of Anthropology, 31, 2002, pp. 419–447.

refugees living with an irregularised status. Following Turner's concept of liminality, non-deportable rejected asylum seekers are "betwixt and between".²⁶ They are neither part of their past society nor yet fully of the new society. The rehabilitation into a stable state is prevented: the emergency state is not only transitory, but becomes permanent which leads to social exclusion. This is also sanctioned by the EU-Return Directive: "there is no mechanism intended to determine a legal limbo caused by prolonged non-deportability."²⁷ A legalisation is not provided even after certain years of irregularised residence in Malta. Only in very few cases, rejected asylum seekers subsequently obtain protection status. Yasmine received refugee status in April 2015 after 14 years living with a double reject in Malta. Due to the present political situation in Syria, she first obtained a three-years limited refugee status. While she was showing me her refugee recognition certificate she said: "This piece of paper does not mean anything to me. After living fourteen years with a double reject, I'm still feeling rejected. There is always the fear of deportation. Only citizenship would give me security. [Yasmine was pointing her finger at her daughter] You see, she is going to college now (...) The past few years we were working quite hard to make life as normal as possible."²⁸ This example illustrates that the nation state may not only have the power to grant human rights but also the power to regulate and curb them²⁹ by limiting the refugee status initially to three years. Only the full participation of rights in terms of citizenship³⁰ would dispel her fear of deportation. Yasmine is not a formal citizen of the state, nor is she a formal citizen of the EU. As Maria Pisani writes, "Citizenship formally assigns the equality of rights of all citizens [and] thus represents a state-sanctioned form of

26 Turner 1967 (see ftnt. 7)

27 FRA 2011 (see ftnt. 24), p. 7; own translation from German

28 Interview with Yasmine in July 2015

29 In practice, human rights are subordinated to citizenship. Only members of a certain enclosed community benefit from access to human rights. Cf. Julia Schulze Wessel: Staatsbürger/innen ohne Staatsbürgerschaft. In: Heinrich Böll Stiftung. Ideologien der Ungleichheit. Berlin 2016, pp. 231–234, p. 232 f.

30 Following Engin Isin I understand citizenship not only as a political and legal institution but also as "the right, to claim rights". Cf. Engin Isin: Citizens without frontiers. New York 2012, p. 109.

discrimination.”³¹ Here, citizenship is defined as both an object of closure and an instrument. Communities are bounded and thus exclusive.³² A manifestation of this closure can be found in the practice of deportations defined as a “normalized and standardized technique of state power”³³ to deal with ‘failed asylum seekers’³⁴ and to justify the state’s authority within national borders.³⁵ According to Emanuela Paoletti “(...) there are reasons to believe that the current system leaves a number of people in an ambiguous legal status that defies clear-cut categorizations between citizens and non-citizens.”³⁶ Therefore, it is important to refer to the notion of *legal status* to understand the lives of rejected asylum seekers.

Border Regime Malta

Malta is a Southern European island state in the Mediterranean located between Libya and Italy. The Maltese archipelago consists of the inhabited islands Malta, Gozo and Comino and several uninhabited islands. Malta is the smallest EU-member state with 423.000 residents on 316 square kilometres and the fifth largest population density of the world. Although the first refugee boats arrived on Maltese coasts in the late 1990s, records of arrivals state the year 2002 as the onset of boat arrivals. From the beginning, the Sub-Sahara-African (SSA) “klandestini”, as they are colloquially called, have come to embody the “other”. Malta’s response to immigration is marked by a restrictive political discourse

31 Maria Pisani: Addressing the ‘Citizenship Assumption’ in Critical Pedagogy: exploring the case of rejected female sub-Saharan African asylum seekers in Malta. In: *Power and Education*, 4, 2, 2012, pp. 185–195, p. 189.

32 See also Paulina Tambakaki: *Human rights, or citizenship?* Abingdon 2010.

33 Nicholas De Genova, Nathalie Peutz: *The deportation regime: sovereignty, space, and the freedom of movement*. Durham 2010, p. 6.

34 As well as foreigners convicted of crimes, c.f. Matthew Gibney, *Asylum and the expansion of deportation in the United Kingdom*. In: *Government and Opposition*, 43, 2, 2008, pp. 139–143, p. 146)

35 Cf. Paoletti 2010 (see ftnt. 14), p. 6.

36 Ibid. p. 15.

and a displacement of immigrants to the margins of society.³⁷ The rise of far right-wing parties and the reappearance of nationalist discourses have led to increasing islamophobia and xenophobia as well as racism against immigrants.³⁸ Although Malta can look back on a long and manifold historical sequence of migrations, it refutes its Muslim past. Despite its geographical and linguistic proximity, “the Maltese choose to define themselves as Latin European rather than ‘Arab’.”³⁹ The centuries-old Eurocentric-Christian hegemony was embedded within the Maltese national consciousness over time. This cultural context shapes Malta’s response to transnational refugees.⁴⁰

It seems that Malta, being a micro-state, feels threatened by the arrival of mainly SSA immigrants as grounded in three forms: first, the threat of being overwhelmed by the high number of immigrants in a small space; second, demographic instability as a presumed result of it and third, possible economic losses marked by limited export markets and less influence in the global market. Each of these threats, which are negotiated by politics and the media, may have serious implications for policy development.⁴¹ The political discourse of Malta has constantly emphasised securitisation and the need to protect against dangerous and

- 37 Among others Silja Klepp: *A Double Bind: Malta and the Rescue of Unwanted Migrants at Sea, a Legal Anthropological Perspective on the Humanitarian Law of the Sea*. In: *International Journal of Refugee Law*, 23, 3, pp. 538–557; Human Rights Watch: *Boat Ride to Detention. Adult and child migrants in Malta, 2012*, <https://www.hrw.org/report/2012/07/18/boat-ride-detention/adult-and-child-migrants-malta> (accessed 18.7.2016).
- 38 Cf. Maria Pisani: “We are going to fix your vagina, just the way we like it.” Some reflections on the construction of (sub-saharan) african female asylum seekers in Malta and their efforts to speak back. In: *Postcolonial Directions in Education*, 2, 1, 2013, pp. 68–99, p. 78.
- 39 Maria Pisani: There is an elephant in the room and she’s ‘rejected’ and black: observations on rejected female asylum seekers from sub-Saharan Africa in Malta. In: *Open Citizenship*, 2, 2011, pp. 24–51, p. 31
- 40 Among others cf. Russell King: *Geography, Islands and Migration in an Era of Global Mobility*. In: *Island Studies Journal*, 4, 1, pp. 53–84, p. 68 ff.; Alison Gerard: *The Securitization of Migration and Refugee Women*. London, New York 2014, p. 19.
- 41 Cf. Edward Warrington: A capacity for policy management: Reappraising the context in micro-states. In: *Asian Journal of Public Administration*, 16, 1, 1994, pp. 109–133.

unwanted invaders⁴²: “Given Malta’s size you cannot expect the government to release illegal immigrants into the streets, especially in light of increasing numbers. This would send the wrong message and spell disaster for the country... As a Minister I am responsible, first and foremost, for the protection of Maltese citizens.”⁴³ The issue of limited space and the recurring argument of Maltese politicians that “Malta is too small” were used as a legitimisation for an unexceptional policy of detention of every asylum seeker entering Malta not under legal regulations. According to the Ministry of Justice and Home Affairs, detention is necessary “in the interests of national security or public safety”⁴⁴, although “irregular entry” to Malta is not punishable.⁴⁵ As the only country within the EU, Malta automatically issued unregulated⁴⁶ entered asylum seekers with a deportation order⁴⁷ and detained them up to 18 months directly after their arrival.⁴⁸ In 2016, Malta’s reception and detention policy has been reviewed in accordance with “the safeguarding of national security and public health, as well as human rights and humanitarian considerations.”⁴⁹

42 Cf. Pisani 2013 (see *ftnt.* 38), p. 78.

43 Minister for Justice and Home Affairs (Now: Ministry of Home Affairs and National Security) quoted in Claudia Calleja: *Doing away with detention would spell disaster*. In: *Times of Malta*, 18.4.2009, <http://www.timesofmalta.com/articles/view/20090418/local/doing-away-with-detention-would-spell-disaster.253274> (accessed 23.12.2015).

44 MJHA 2005 quoted in Silja Klepp: *Europa zwischen Grenzkontrolle und Flüchtlingsschutz: Eine Ethnographie der Seegrenze auf dem Mittelmeer*. Bielefeld 2011, p. 169.

45 Amendment: according to the Geneva Convention (1951) compulsory migration does not require a “regular entry”.

46 When necessary I use the term ‘unregulated’ instead of ‘irregular’, ‘illegal’ or ‘undocumented’, in order to first, avoid criminalisation of forced migration (see footnote above). The term ‘undocumented’ is also problematic, as it can mean either refugees who have been documented or refugees without documents. In Malta, an individual is documented upon applying for asylum. Also in case of an infeasible deportation rejected asylum seekers are registered with the Immigration Police. Noting, that there may also be cases where they are undocumented.

47 Deportation order was suspended during the asylum process.

48 Cf. Cetta Mainwaring: *Constructing a Crisis: the Role of Immigration Detention in Malta*. *Population, Space and Place*, 18, 2012, pp. 687–700; Stephen Calleya, Derek Lutterbeck: *Managing the challenges of irregular migrants in Malta*. Valletta, 2008, <http://www.tppi.org.mt/~user2/reports/Irregular-Migration/Report.pdf> (accessed 9.7.2016).

Newly arrived unregulated entered individuals are accommodated at an Initial Reception Centre for eight to ten days. After medical clearance and determination of their vulnerability, vulnerable persons are accommodated in an open centre. All those who are declared as non-vulnerable, will be detained up to a maximum of nine months.^{50 51} All asylum seekers, including those who are rejected, will be released from detention and will be offered accommodation in the open centre with the allowance to reside for up to twelve months. Afterwards asylum seekers have to find their own accommodation in the community.⁵² Since a deportation is unlikely, any duration of detention seems to be disproportional and hard to justify.⁵³ Nevertheless, the political discourse remains restrictive. After joining the EU in 2004, Malta constantly called other Member States for ‘burden sharing’ and reviewing the Dublin Regulation, as Malta does not have the resources or space to deal with the number of arrivals.⁵⁴ In contrast to other “frontier” islands of the EU⁵⁵, which are also confronted with boat arrivals, Malta has no “mainland” into which it could distribute the refugees arriving on its territory. Thus, Malta primarily serves as a “de facto destination (...) [rather than a] final destination.”⁵⁶ Most of the refugees arriving in Malta by boat had planned to arrive in Italy and the open European space of the Schengen area.⁵⁷ Their arrival in Malta is by

49 Ministry for Home Affairs and National Security (MHAS): Strategy for the reception of asylum seekers and irregular migrants. Valletta 2016, p. 7.

50 *ibid.* p. 10; Detention in terms of the return procedure shall be of six months, which may be extended by a further twelve months (cf. Common Standards and Procedures for Returning Illegally Staying Third Country Nationals Regulations, SL 217.12)

51 The majority of the refugees I met have spent at least 10–12 months in detention.

52 Cf. Giacomo Orsini: *Becoming Border. Dynamics and Effects of the Building of the European External Border in a Recently Accessed EU Member State: the Malta Case Study.* East Bord Net. Working Paper, 2013, p. 14 et seq.; MHAS 2016 (see *ftnt.* 49), p. 9 et seq.

53 During my last stay in Malta in April 2016 only two persons have been detained in a facility which can hold up to 840 persons.

54 Cf. Kurt Sansone: Malta will try to persuade EU of migrant emergency. In: *Times of Malta*, 3.11.2011, <http://www.timesofmalta.com/articles/view/20110403/local/malta-will-try-to-persuade-eu-of-migrant-emergency.357977> (accessed 23.11.2016).

55 Sicily, Lampedusa, Canary Islands

56 Derek Lutterbeck: *Small Frontier Island: Malta and the Challenge of Irregular Immigration.* In: *Mediterranean Quarterly*, 20, 1, 2009, pp. 119–144, p. 123.

chance. Due to bad weather conditions or other unpredictable incidents, many do not arrive at their destination. Throughout the travel from North Africa to Italy, they almost automatically cross the huge Maltese Search-and-Rescue (SAR)-region. “We never planned to come here. I heard about Malta the first time when we were rescued”⁵⁸, Blaze told me. Since 2014 the numbers of boat arrivals decreased whereby air arrivals are rising.⁵⁹ According to a staff officer of the Armed Force of Malta (AFM), the decreasing boat arrivals in Malta are caused by changing “modus operandi of the smugglers”⁶⁰ and as a result “The nature of the [rescue] operations have shifted southwards (...) The rescue and distress starts [now] inside the Libyan territories (...) Before they [refugees] used to reach Lampedusa or Malta almost by themselves.”⁶¹ In contrast, representatives of national NGOs trace the lower boat arrivals to a “secret migrant deal”⁶²: “In Malta, it is calm because of the secret agreement between Italy and our government (...) On the one hand, we know that Italy is taking in most rescued migrants on the Central Mediterranean route, on the other hand, we don’t know yet what Malta must compromise in return.”⁶³ Regardless of whether or not such agreements or calls of burden sharing are answered, the rejected asylum seekers will remain in Malta in a permanent state of uncertainty. This also has effects beyond labour participation and access to social services. All spheres of life and

57 Cf. Mark-Anthony Falzon: Immigration, Rituals and Transitoriness in the Mediterranean Island of Malta. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 2012, pp. 1661–1680.

58 Documented conversation with Blaze in October 2015.

59 UNHCR: Malta Asylum Trends. Real Time. Boat Arrivals/Rescued, 2016, <http://www.unhcr.org/mt/charts/category/12> (accessed 9.6.2016).

60 Interview with a staff officer of the AFM in April 2016.

61 *ibid.*

62 “While the Maltese government has denied the existence of such a deal, Home Affairs Minister Carmelo Abela originally said that there was an informal agreement between the two countries, later changing tune and corrected himself, saying there was ‘close collaboration’.” Cf. Kevin Schembri Orland: Malta-Italy migration ‘secret deal’ resurfaces in the international media. In: *The Malta Independent*, 9.4.2016, <http://www.independent.com.mt/articles/2016-04-09/local-news/Malta-Italy-migration-secret-deal-resurfaces-in-the-international-media-6736156026> (accessed 28.11.2016).

63 Interview with the Vice Executive Director of a local NGO in April 2016; own translation from German

social interaction of asylum seekers are influenced by this non-status respective limbo. This results in a permanent state of exception without prospect of inclusion. Social participation into Maltese society does not appear to be on the agenda as this would go against the postulated deportation policy: "(...) the rejected asylum seeker is the elephant in the room, and ignoring [this] reality simply serves to increase marginalisation and obstruct social cohesion."⁶⁴

Life in Limbo

The following section focuses on the narratives of the 22 refugees I met during my ethnographic research in Malta. More than half of them have been living in Malta for more than ten years. During my research two participants obtained refugee status. As already mentioned in the beginning of this paper, one refugee obtained refugee status after fourteen years of being rejected twice, and another one after two years in the appealing process during which I wrote this paper. A third person received Temporary Humanitarian Protection New (THPN) after ten years. THPN is a national form of protection "granted to applicants who do not satisfy the conditions for Refugee status or Subsidiary Protection (...) but who nonetheless should not be returned in view of humanitarian considerations."⁶⁵ It is given after at least five years of stay and is limited up to one year. THPN may be granted for minors, for medical reasons or on other humanitarian grounds.⁶⁶ More than half of the refugees I met have a double reject. A few refugees are in the appealing process and hoping for THPN even if the probability is quite low to obtain a protection status after being rejected. THPN is not contained in any law, so it

64 Pisani 2011 (see fnnt. 39), p. 38.

65 European Migration Network: The practice in Malta concerning the granting of non-EU harmonised protection, 2009, p. 10, http://ec.europa.eu/dgs/home-affairs/what-we-do/networks/european_migration_network/reports/docs/emn-studies/non-eu-harmonised-protection-status/18._malta_national_report_non-eu_harmonised_forms_of_protection_version_9sept09_en.pdf (accessed 19.7.2016).

66 Interview with the Refugee Commissioner of Malta in April 2016.

is quite dependent on the Refugee Commissioner's discretion.⁶⁷ Due to their frequent exclusion from parts of society, whether through racism or state-sanctioned policies of exclusions, they remain in a liminal space. I apply Turner's concept of liminality to describe the refugees' transitional phase, that is, being "neither here nor there, betwixt and between all fixed points of classifications."⁶⁸ I term this phase: being in a limbo.⁶⁹

Based on access to housing and employment, I consider in the following section how life in limbo challenges the agency of rejected asylum seekers and can push them to the margins of society. Further, I outline various forms of solidarity and action of the refugees in order to increase their well-being.

Access to housing

The access to adequate housing is a fundamental right, which is denied to irregularised migrants within the Stockholm Programme⁷⁰. Immanent

67 On 1st of October 2016 a new Refugee Commissioner has been appointed and launched a review of the THPN. According to the media and statements of representatives NGOs were wholly excluded from this review and do not know any details of it yet. The MHAS has decided that all THPN holders whose certificates expire during the review will not have their THPN renewed. Cf. among others Aditus – accessing rights: Non-renewal of Temporary Humanitarian Protection N status... what's going on? Website of the NGO aditus, 15.11.2016, <http://aditus.org.mt/non-renewal-temporary-humanitarian-protection-n-stauts-whats-going/> (accessed 28.11.2016); Times of Malta: No more Temporary Humanitarian Protection-N for failed asylum seekers. Ministry failing to appreciate human, social, economic repercussions of decision – NGOs. 19.11.2016, <http://www.timesof-malta.com/articles/view/20161119/local/no-more-temporary-protection-certificates-for-failed-asylum-seekers.631449> (accessed 28.11.2016).

68 Turner 1974 (see fn 7), p. 232.

69 Some scholars have already taken up Turner's phrase "betwixt and between" to illuminate the in-between period, location and experience of transition of immigrant groups. Cf. Thomas H. Eriksen: *Ethnicity and Nationalism: Anthropological Perspectives*, London 1993/2002, p. 62; Bjørn Thomassen: *The Uses and Meanings of Liminality*. In: *International Political Anthropology*, 2, 1, 2009, pp. 5–27, p. 19.

70 The Stockholm Programme was passed in 2009 and highlights the objective of more efficient policies to combat "irregular migration" as a key element of EU immigration policy. Among others EU-Member States commit to strengthened return procedures of "irregular migrants".

differences in policy and practices referring to eligibility to housing can be seen among the EU-Member States.⁷¹ Member States can be divided into two groups: first, those which provide non-deportable refugees a form of housing and second, those that do not offer any form of housing. According to the EU-Agency of Fundamental Rights, Malta is assigned to the first group because upon release from the detention centre, rejected asylum seekers are accommodated in one of the open centres.⁷² Most of the refugees I met lived in shared private apartments in small towns across the Maltese island. Mainly single women with children lived in a church-based open centre. Others were accommodated in a refugee house, which is also run by a church. Gabriel told me, that he tried to leave the open centres as soon as possible: “After detention, I spent only a few weeks in the open centre. You have to share your room with people you don’t know, you’re not even allowed to set up a radio without asking one of the social workers. There are cameras everywhere, so no privacy at all. And you are not allowed to get visits from friends, no foreigners are allowed to come inside. So why is it called an open centre then? As soon as I found a job, I moved into my own apartment. I don’t want to be dependent on them.”⁷³

But especially SSA migrants have trouble finding affordable rented accommodations due to racism. In November 2011, an advert was posted on a Real Estate Website with the sentence “No Arabs, blacks or young boys”. Although the advert caused considerable offence to the general public, the Real Estate only had to delete the advert and did not have to fear any further consequences.⁷⁴ According to a study of the National Commission for the Promotion of Equality (NCPE), discrimination caused by origin in the housing market is quite common in Malta: “The majority of respondents who experience discrimination on the basis

71 Cf. FRA 2011 (see *fn*nt. 24), p. 74 et seq.; Cf. Gioia Scapucci: Access to housing for undocumented migrants. Decision of the European Committee of Social Rights in *Defence for Children International v. the Netherlands*. In: Sergio Carrera, Massimo Merlino: *Assessing EU Policy on Irregular Immigration under the Stockholm Programme*. CEPS 2010, p. 29.

72 Cf. FRA 2011 (see *note* 24), p. 76.

73 Documented conversation with Gabriel in July 2015.

74 Cf. Christian Peregin: Police probe ‘racist’ advert. In *Times of Malta*, 1.1.2012, <http://www.timesofmalta.com/articles/view/20120101/local/Police-probe-racist-advert.400514> (accessed 5.1.2016).

of race/ethnic origin claimed to have been discriminated against in the sphere of accommodation. In all cases, the perpetrator of the discrimination was the potential landlord.”⁷⁵ When I met David for the first time, he shared a house with international students. He told me that it was not easy to find accommodation, but their Maltese landlord would be a “good guy”. One day when I sat with David in the kitchen, somebody rang at the door and asked for a place to sleep. The person heard that there could be a free bed in David’s home. “Sometimes we have enough space to host somebody for a few nights or there is a room available for rent. That’s the way it works. One good turn deserves another”⁷⁶, David told me. This form of solidarity enables refugees to enhance their well-being at least for a short period to thwart the discriminating exclusions of the housing market.

Once the service agreement with an open centre is terminated, and rejected asylum seekers live in the community, they do not have a financial or social safety net to fall back on. There is no right to re-enter an open centre, although some open centres offer further short term stays due to capacity and goodwill. As mentioned above, six of the accompanied refugees lived in an open centre with short-term contracts. Most of the times I met the female refugees in their rooms or in common areas of the open centre. “A resident of the open centre guides me through the house to bring me to Sacdiya. The corridors and the common areas are big. Everything looks quite old, run down and very filthy. Sadicya is preparing supper in the common kitchen for her son. She is very welcoming, offers me a cup of coffee and brings me to her room. The room is small and narrow. The wall facing the corridor is only three-quarter-high and a cloth is separating her room from the hall. So kitchen smells and noises from the corridor from the other four residents of this wing unavoidable enter the room (...) The paint is peeling of the walls and the stone floor looks filthy. ‘It’s no good here’ she is saying.”⁷⁷ But even if the house is in a poor condition, Sacdiya is thankful for having the opportunity to

75 NCPE quoted in Christian Peregin: Qawra flat for rent... but no Arabs or Blacks please. In: Times of Malta, 14.11.2011, <http://www.timesofmalta.com/articles/view/20111114/local/Qawra-flat-for-rent-but-no-Arabs-or-blacks-please.393641> (accessed 8.1.2016).

76 Documented conversation with David in July 2015.

77 Record of my fieldnotes in October 2015.

stay there with her son. She could not afford to rent an apartment. By means of community structures in the centre, information is passed on and the women help each other out. However, sometimes conflicts arise which open up potential abuse of confidence and patronage. "We are sharing food and cooking together, but we are no friends. It's hard to find real friends here"⁷⁸, Sacdiya said. The situation is particularly desperate for (single) women with small children who have no access to childcare facilities and therefore find it difficult to find employment. Simultaneous interactions of social inequalities and the interdependences of *gender*, *race*, *class* and *legal status* get immanent at this point.⁷⁹ It is even more precarious for them since no child allowance or financial contribution is available to them. In comparison to refugees with protection status, they have an even greater risk of destitution or poverty because their rights are not specifically regulated by law. As soon as a female refugee leaves an open centre, she is essentially alone. This concerns especially West African refugees because of repatriation agreements between Malta and certain African states. To give an example, rejected Nigerian asylum seekers take offers of social institutions only rarely, because the 'invisibility' provides a certain sense of security. At the same time, they have moved away from key services that may offer some kind of support in times of need. "I only go there if I have to. I don't want them to be in the driving seat, you know?"⁸⁰, Grace stated. The situation is different for Somali refugees. Due to present circumstances, deportations are difficult to enforce, which is why rejected Somali asylum seekers do not have to fear deportations: "With some people like the Nigerian community, the sense of insecurity is very pronounced and it's linked very much to the risk of being returned because it is a very real risk (...) The Somalis (...) their insecurity is not linked to the fear that tomorrow I will be returned (...) Their insecurity is linked precisely to the fact that they don't have a clear legal status. Tomorrow I can go to the hospital and they can tell me I have no legal rights"⁸¹, the Director of an International Catholic

78 Documented conversation with Sacdiya in October 2015.

79 Cf. Nina Degele, Gabriele Winkler: Intersektionalität als Mehrebenenanalyse, 2007, <http://portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/schluesselfeldtexte/degelewinner/> (accessed 9.6.2016).

80 Documented conversation with Grace in October 2015.

81 Interview with the Director of an International Catholic Organisation in July 2015.

Organisation told me. The permanence of limbo becomes very obvious at this moment. Certain rejected asylum seekers have to fear a potential deportation also after years of living in Malta. It does not matter if they have built on their lives, worked regularly and established social contacts. Blaze, who temporarily lives with his family in an open centre, told me about one of his friends: "Since last week my friend is in detention waiting for deportation. He was living in Malta for eight years and had a good life. He was always working with a work permit and was sending money back home to his family every month. His wife and kids are back home. They cannot survive without this money. He is so desperate about this situation. (...) It could be me next time even if I've been in Malta for five years now. I'm registered here, they know where I live."⁸² Again, the interdependences of *race* and *legal status* are set off clearly.

Access to Employment

Generally, Malta passes a restrictive policy with severe conditions for the issuance of employment licences to third country nationals. For rejected asylum seekers, the government was adopting a policy of providing permits for 'regular work', which are valid for three months and can be renewed on their own costs. The difficulty is that only the employer can apply for this permit in the name of the employee in order to employ a rejected asylum seeker. The work permit is a licence pending deportation and does not regularise the legal status. Furthermore, it does not allow rejected asylum seekers to register for work which makes it difficult to make contact with potential employers.⁸³ In summer 2016, the voluntary migrant organisation African Media Association Malta therefore created an online skills register which "interviews and identifies migrants, and records their skills with the intention of creating useful resource for potential employers needing those skills, and to give the migrants an opportunity to work."⁸⁴ Besides the register, part of this project entails

82 Documented conversation with Blaze in April 2016.

83 Cf. Pisani 2011 (see fnnt. 39), p. 44.

84 The Skilled Migrant, a project by the African Media Association Malta funded by the Small Initiatives Support Scheme (SIS) and managed by the Malta Council for the Voluntary Sector (MCVS), <http://theskilledmigrant.com> (accessed 21.12.2016).

offering free training in cooperation with various institutions. In December 2016, the first workshop took place with its emphasis on personal skills and work ethics as well as the importance of education as improvement and critical thinking.⁸⁵

But even if formal employed refugees contribute to national insurance, they do not qualify for unemployment benefits, sickness benefits, child allowance or any pension as Tayeb told me: “Malta is a big problem. I’ve paid my taxes for nearly ten years but still no benefit. Ten years in Malta and no passport. But they always keep me working and I pay national insurance since 2005 but I get nothing. After ten years I should have the right by law. I have work permit and pay taxes like everybody else. But no benefits, no pension, no child allowance, nothing.”⁸⁶ It seems that this policy was implemented primarily to benefit from their labour supply and “as a means of monitoring the rejected asylum seeker population in the event of forced return.”⁸⁷

According to a study, most migrants living in Malta are particularly vulnerable to being ‘working poor’. Refugees in particular are at an increased risk of becoming poor although they are working.⁸⁸ They are confronted with racism, exploitation in low-skilled jobs with poor working conditions because “the policies allow a broad scope of exploitations for potential employers. Particularly for rejected cases ... because they need an approval of the future employer to obtain their employment licence (...) But there are also a lot of exploitations in the informal sector, many people are waiting as day labourers at the roadside. I’ve heard of people who were working a whole day for a bottle of coke and a ftira [maltese bread]. People are looking for jobs so desperately because this is the first possibility to get out of the open centres and live independently”⁸⁹, the Vice Executive Director of a local NGO was stating.

85 Cf. African Media Association: “Roots of Education are bitter, but the fruit is sweet”. Website of the organisation, 16.12.2016, <http://africanmediamalta.com/wordpress/?p=897> (accessed 21.12.2016).

86 Interview with Tayeb in July 2015.

87 Pisani 2011 (see *ftnt.* 39), p. 44.

88 Cf. Anna Borg: Working Poor in Europe – Malta. EurWork, 2010, <http://www.eurofound.europa.eu/observatories/eurwork/comparative-information/national-contributions/malta/working-poor-in-europe-malta> (accessed 4.1.2016).

89 Interview with the Vice Executive Director of a local NGO in July 2015; own translation from German.

While male rejected asylum seekers mainly find work in the construction industry and manual labour, it is more difficult for female refugees to find a job. Four of the refugee women I met are employed. In all cases they do not have any professional training and only finished compulsory schooling, which is why they are paid as temporary workers. Some of them are only working informally because the employer was refusing to make a contract. This can be due to the fact that employees with protection status are preferred because they are issued a prolonged work permit, an NGO member told me. Senait works as a chambermaid in a five-star-hotel. Each eight-hour day she has to clean seventeen rooms and is getting a daily wage of 45 Euro. Sacdiya cleans a supermarket at night for 3,50 Euro per hour. While she is working her two-years-old son sleeps alone in the open centre. "I'm happy to have a job. I bought some new curtains and this blanket to make my room more comfortable"⁹⁰, Sacdiya told me, having in mind that she felt ashamed about the state of her room when I visited her the first time a few months ago. Most of the women I met were unemployed. Illiteracy and lack of language knowledge as well as discrimination of Muslim women for wearing the veil prevent them from obtaining employment. Complimentary language courses are only offered by NGOs or volunteers and mainly only to refugees with protection status because the invested EU grant funds are bonded to the status. Refugees are mutually offering translation services, and receive in exchange payment or equivalent benefits.

The lack of possibilities of childcare services constitutes another challenge for families and especially single female refugees. There is no legal obligation for the provision of childcare services because pre-school education is not mandatory.⁹¹ Besides private childcare centres, which are subject to a fee, there are free government-funded institutions since mid-2014. However, this childcare service is only available to families where both parents or single parents can show an employment contract. Moreover, the opening hours of the centres are not compatible with an eight-hour workday and are not evenly spread across the island. Parents, who have to rely on public transport, may find it difficult to take their children

90 Documented conversation with Sacdiya in April 2016.

91 Cf. Ministry for Education and Employment: Early childhood education & care in Malta: The way forward. n.d., p. 18.

to childcare centres if these are far from their workplace or locality.⁹² Travel expenses pose a problem especially for rejected asylum seekers with a low or zero income. An African Christian revival parish offers hourly care facilities for children under three-years-old, although they are not supplying the demand. The oratory is not only used for worship, but also for a meeting place to exchange experiences and to find practical support among the refugees. Some of my interviewees are mutually taking care of their children and charge about five to ten Euros per day of care per child. But for many also this arrangement is too expensive. I met Hana, a single mother of a four-year-old son. Her only income was the voluntary, monthly maintenance of the father of the child in the amount of 120 Euros. Due to a missing employment contract she was not eligible for free childcare. Private care – either by friends or private facilities – was not affordable. She found herself constrained to put her son into a foster family program to find employment: “I can go without much food but not my son. Even if the doctor always says his weight is fine. Working in the hotel without having childcare is not possible. So I asked the welfare office to find a family for my son while I’m working. But I’m afraid that he doesn’t want to come back to me after spending a great life with another family⁹³, Hana told me. Intersections of *race*, *gender* and *legal status* relate to poverty not only in terms of income, but also in terms of prospects and decision-making opportunities.

“It’s all about the paper”

Due to increasingly restricted rights and only little hope to step out of the margins, the participants in the research find themselves ‘betwixt and between’. The life situation always remains precarious, even if some interviewees whom I met worked in a regulated manner and lived in rental houses. Concrete future plans are impossible and therefore support the argument “always in transit and never settled”.⁹⁴ Being networked is one

92 Cf. Kim Dalli: Free childcare scheme failing to target poorest. In: Times of Malta, 19.5.2015, <http://www.timesofmalta.com/articles/view/20150519/local/free-child-care-scheme-failing-to-target-poorest.568760> (accessed 4.1.2016).

93 Documented conversation with Hana in July 2015.

94 Falzon 2012 (see fnnt. 57), p. 1673.

of the most important pillars in the Maltese everyday life of refugees: they take care of their children, they share money, they help each other out by translating or by allowing others to reside at their home. They benefit from community structures by sharing knowledge and creating solidarity. Though community support, the negative effects of their precarious situation can be tared for a certain time. Nevertheless, their lives are substantially confronted by a sense of uncertainty and a feeling of foreign control including a lack of planning abilities for the future. This is also evident in their determination: it comes to a standstill between 'old' life in the country of origin and 'new' life in Malta. Not only mentally, but also physically. In comparison to refugees with a protection status, rejected asylum seekers do not have any travel documents and are therefore limited in their right to move⁹⁵. "It's all about the paper. [...] living in Malta without documents is like walking in a roundabout all the time"⁹⁶, Ebrima was summarising. As Peter Nyers and Kim Rygiel indicate, "Individuals and populations are constituted (...) through the regulation of their movement and through their access to mobility as a resource, as well as their abilities to make claims to rights to movements."⁹⁷ Thus, the governing and regulating of mobility are directly connected to constructions of legal status.⁹⁸ As shown in this article living in a limbo is also a life on demand. Several refugees have to fear deportation every day. "The uncertainty on whether you will be deported or not is very difficult to bear"⁹⁹, said the leader of the Malta Migrants Association, Busra Fouad who is politically involved in paving the way for the rights of rejected asylum seekers. But only a few of the refugees I met were politically active,

95 Which includes also "the right to escape" (Mezzadra 2004) as well as the right to return and also to stay. Cf. Peter Nyers, Kim Rygiel: *Citizenship, migrantischer Aktivismus und Politiken der Bewegung*. In: Lisa-Marie Heimeshoff, Sabine Hess et al.: *Grenzregime II. Migration, Kontrolle, Wissen. Transnationale Perspektiven*. Berlin, Hamburg 2014, pp. 197–216, p. 200.

96 Documented conversation with Ebrima in July 2015.

97 Peter Nyers, Kim Rygiel (Ed.): *Introduction. Citizenship, migrant activism and the politics of movement*, 2012, pp. 1–19, p. 3.

98 Cf. Nyers, Rygiel 2014 (see note 95), p. 200.

99 Quoted in Tim Diacono: 'Protect the lives you've saved' – migrants in racism protest. In *Malta Today*, 19.7.2015, http://www.maltatoday.com.mt/news/national/55263/protect_the_lives_youve_saved__migrants_in_racism_protest#.VsCtkcVX4w (accessed 26.5.2016).

which were some that took part in the previous mentioned demonstration. The high level of surveillance that is part of living on a small island also limits the possibility of exercising political agency. Most try to keep their head down fearing to bear the consequences of the appropriation of power. Relating to Dimitris Papadopolous and Vassilis Tsianos they prefer strategies of “de-identification”¹⁰⁰ compared to the attainment of a formal status.¹⁰¹ In spite of the circumstances, they try to settle down and live a life at the margins. Legal certainty in terms of enforceability of their rights is lacking to actively defend exclusion mechanisms. This is also due to the fact that on an island, it feels as though everyone knows everyone else, and the constant feeling of being the ‘other’ and unwanted looms. “In the end I’m only the black animal nobody cares about”¹⁰², explained Dereje. Although there have been positive reactions on the demonstration, there were also reactions of discomfort: “They should thank their lucky stars that we are tolerating them. Now they protest as well? What next?”¹⁰³ This reaction of an observer exemplifies that political subjectivity, which develops by certain forms of migrant activism, is not intended in the Maltese and European existing order, which is why it is often stigmatised as social disobedience.¹⁰⁴ The protesters claimed the right as if they would already have it. Following Nyers and Rygiel, they presented themselves as “de facto citizens, despite lacking legal status, political membership or documents of belonging.”¹⁰⁵

100 “But the strategy of de-identification is not primarily a question of shifting identitarian ascriptions (...) [it] is a voluntary “dehumanization”, in the sense that it breaks the relation between one’s name and one’s body”, that means, certain refugees without status decide to remain “underground”. Cf. Dimitris Papadopoulos, Vassilis Tsianos: How do to sovereignty without people? The subjectless condition of post-liberal power. In: *Boundary 2: International Journal of Literature and Culture*, 34, 1, pp. 135–172, p. 166

101 *ibid.*

102 Documented conversation with Dereje in October 2015.

103 Quoted in Mark Micallef: „We are part of economy but not of society“ In: *Migrant Report*, 19.7.2015, <http://migrantreport.org/we-are-part-of-economy-but-not-of-society/> (accessed 26.5.2016).

104 See also the analysis of the protest march of refugees from Würzburg to Berlin in 2012, cf. Anna Köster-Eiserfunke, Clemens Reichhold, Helge Schwirtz: *Citizenship zwischen nationalem Status und aktivistischer Praxis*. In: Heimeshoff, Hess et al. 2014 (wie Anm. 95), pp. 177–196, p. 188.

105 Nyers, Rygiel 2012 (see fnnt. 97), p. 9

Quite often the question being raised is how and when Malta can be left, even if it means in an unregulated manner. There is a great desire to end this limbo. If non-deportable refugees leave Malta, they have to live undetected in the country of destination. Thus, they remain in a limbo also beyond Malta. In case authorities pick them up, there is a risk that they will be sent back to Malta due to the Dublin regulation. Back in Malta they would face imprisonment because of “irregular departure” and they would be marked as “illegal” – yet again.

Conclusion

As I pointed out, all spheres of life and sociocultural spaces of action of refugees in Malta are affected by the lack of a clear legal status or transitional status. Structural challenges are complemented by marginalisation dynamics, which seem to be beyond the control of rejected asylum seekers. Often these challenges relate not only to vulnerability, but also to limited agency. Finding one’s life and making long-term plans needs time and resources. If structural and social barriers prevent this process, precarious life situations are created. Ongoing obstacles, in particular brought on by the prevention to secure financial stability, erode the sense of self worth and determination of many refugees. More than half of the refugees I met lived in Malta for more than ten years. They are relegated to the status of “bare life”, lacking the “right to have rights”.¹⁰⁶ According to Giorgio Agamben, they can be described as “homo sacer”¹⁰⁷. The liminal space is the “*space that is opened when the state of exception begins to become the rule*”¹⁰⁸, where “fact and law are intertwined in a zone of indistinction.”¹⁰⁹ By placing certain persons in conditions of ‘deportability’, where they “depend on and are under control of the very authority

106 Hannah Arendt: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft*. München 2009, p. 614. Own translation from German to English.

107 Giorgio Agamben: *Homo sacer: Sovereign Power and Bare Life*. Redwood 1998.

108 *ibid.* p. 96; emphasis in original.

109 Giorgio Agamben quoted from Kim Rygiel: *Globalizing Citizenship*. Vancouver, Toronto 2010, p. 109.

that tries to deport them”¹¹⁰, they turn into “official outlaws”¹¹¹. But limiting non-deportable refugees solely to a role as victims would deny their resilience and strength which they demonstrate when coping with the above-mentioned circumstances. Despite hostilities, tendencies of arriving and ambitions to live a ‘normal’ life in Malta can certainly be observed. This clearly shows that refugees are not outside but part of the border regime and intervene into it. Mutual solidarity, sharing of information and development of collective organized networks are shaping the structures of support to counteract the effects of their precarious situation, also from a psychological point of view. Some of the appeals turned out successful and as Gabriel stated: “The refugee status makes my life so different.”¹¹² This captures the situation that rejected refugees remain reduced on the status of their physical existence due to the system. The agency of non-deportable refugees can be understood in response to power structures produced by government and society. A simple extension of their rights would fall short. Michel Foucault proposes the modification of existing laws and the invention of “new rights”¹¹³, which “entirely repeals the distinction between human being and (national) citizen and overcomes a legal concept that permanently assumes and codifies the separation of political and physical existence.”¹¹⁴ The laws that apply for non-deportable refugees deprive them of their rights in relation to Maltese citizens but also in relation to refugees granted protection. Citizenship not only has real material consequences, but also assures a minimum level of social security. Non-deportable refugees are excluded from this privilege. While these exclusions are generating further inequalities, new forms of political activism, membership identities and different concepts of citizenship are emerging. Following Engin Isins perspective

110 Margarita Sanchez-Mazas: The construction of “official outlaws”. Social-psychological and educational implications of a deterrent asylum policy. In: *Frontiers in Psychology*, 8.4.2015, <http://journal.frontiersin.org/article/10.3389/fpsyg.2015.00382/full> (accessed 23.11.2016).

111 Christin Achermann: Offiziell illegal? In: *Terra Cognita*, 14, 2009, pp. 94–97.

112 Documented conversation with Gabriel in May 2016.

113 Michel Foucault: Two Lectures. In C. Gordon (ed.) *Michel Foucault: Power/Knowledge*. New York 1980, pp. 78–108, p. 108.

114 Thomas Lemke: *Gouvernementalität und Biopolitik*. Wiesbaden: 2007, p. 109 et seq.; own translation from German.

of “activist citizenship”¹¹⁵, a reconceptualization of citizenship through various practices and experiences of (political) mobilisation – even when restricted – can be observed. “(...) claims must be made by those without the authority to speak; rights must be taken by those who have no right to have rights”¹¹⁶, Nyers emphasises the need of migrant struggles. In the last years more and more refugees founded volunteer migrant organisations, for example the Migrant Women Association Malta, The Migrants Association and the African Media Association Malta. The latter planned and implemented the previously mentioned demonstration. Together they raise awareness about the situation in Malta by networking and organising joint campaigns.¹¹⁷ This can open up discussions of new forms of political subjectivity that challenge the dominance of the nation state as a site of citizenship. Simultaneously, this perspective illustrates that non-citizens are not external to the political community and cannot be situated in the binary citizen/non-citizen and status/non-status: “this reading instead shows a co-constitutive relationship between non-citizen migrants and formal citizens.”¹¹⁸ But even if there are a number of ways where individuals and groups can challenge and influence politics, the rejection remains a source of discrimination and therefore a barrier to political mobilisation. According to Zygmunt Bauman, the responsibility to ensure justice and to guarantee human rights – and thereby bring living in liminality to an end – rests with the privileged, who just make excluded persons to be excluded.¹¹⁹ Following this, the leader of the Malta Migrants Association demands: “protect the lives you have saved by respecting our rights [...] so that we can truly become a part of Maltese society.”¹²⁰

115 “(...) that citizenship is more than a legal and political institution, because it includes moments of political engagement such that those lacking formal citizenship status, by acting and claiming rights to citizenship, in effect practise citizenship” cf. Nyers, Rygiel 2012, p. 2 (see *ftnt.* 97).

116 Peter Nyers: No one is illegal between city and nation. In: *Studies in Social Justice*, 4, 2, 2010, pp. 127–143, p. 142.

117 Cf. Sarah Nimführ, Laura Otto, Gabriel Samatch: Gerettet, aber nicht angekommen. Von Geflüchteten in Malta. In: Sabine Hess et al. (ed.): *Der lange Sommer der Migration: Grenzregime III*. Berlin, Hamburg 2016, pp. 137–150.

118 Nyers, Rygiel 2012 (see *ftnt.* 97); p. 10

119 Cf. Zygmunt Bauman: *Verworfenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne*. Hamburg 2005, p. 11 et seq.

120 Quoted in Diacono 2015 (see *ftnt.* 99).

Living Liminality. Ethnologische Einblicke in die Lebenssituation nicht abschiebbarer Geflüchteter in Malta

Der Artikel stellt Zwischenergebnisse der ethnografischen Feldforschung dar, die zwischen 2015 und 2016 in Malta durchgeführt wurde. Aus einer mikroanalytischen Perspektive werden neue Parameter der Abweisung von Geflüchteten an der Außengrenze der EU aufgezeigt und diskutiert. Die Mehrheit abgelehnter Asylsuchender in Malta ist aufgrund einer Reihe rechtlicher und praktischer Faktoren nicht abschiebbar. Nicht abschiebbare Geflüchtete befinden sich in einer rechtlichen Grauzone, da sie weder als offizielle Mitglieder des Aufnahmestaates gelten, noch abgeschoben werden oder das Land selbst auf reguliertem Weg verlassen können. In Malta erhalten nicht abschiebbare Geflüchtete zudem keinen formalen Aufenthaltsstatus. Dies kann zu einer Situation führen, in der sie über mehrere Jahre hinweg nur begrenzten Zugang zu Beschäftigung, grundlegenden Dienstleistungen und medizinischer Versorgung erhalten. Ohne Aussicht auf Inklusion werden dominante Ordnungen ausgesetzt und führen zu einem permanenten Ausnahmezustand.

Auf Grundlage ethnografischer Forschung beleuchtet der Artikel sowohl die *agency* als auch die Schutzbedürftigkeit nicht abschiebbarer Geflüchteter in Malta. Der Artikel erörtert, dass die Nichtabschiebbarkeit und der Ablehnungsbescheid die Möglichkeiten der Geflüchteten beschränken, ihr Recht auf Rechte durchzusetzen. Des Weiteren werden Solidaritäten und Handlungsformen illustriert, mit denen nicht abschiebbare Geflüchtete die Restriktionen bewältigen und ihr Wohlbefinden innerhalb dieses liminalen Raums verbessern. Abschließend wird für eine epistemologische Wende hinsichtlich der Theoretisierung des *non-citizen* innerhalb des Nationalstaates plädiert.

Doing commons: Gentrifizierung oder das Ringen um das Gemeinsame im städtischen Raum¹

Manuela Bojadžijev

Der Beitrag untersucht, ausgehend von einer Mieter_inneninitiative in Berlin Kreuzberg, wie Praktiken der Kollektivnutzung in Politiken für Kollektiveigentum übergehen können. Er diskutiert die aktuellen Konzepte von Commons in den Debatten der Urban Studies, in dem die Verbindung von materiellen Bedingungen mit immateriellen Praktiken in den Vordergrund gerückt werden und kritisiert einen Begriff von Gentrifizierung, der diesen allein mit Ausgrenzung und Vertreibung in Verbindung setzt. Aus ethnographischer Perspektive geht es um solidarisierende Praktiken der Einschließung und Verbindung zur Konstituierung neuer stadtpolitischer Allianzen.

Berlin im März 2015. Die Berliner Initiative »Mietenvolksentscheid« (MVE)² hat stadtweit »MieterInnenbewegte« eingeladen, um in einer öffentlichen Versammlung einen Volksentscheid einzuleiten. Eine der das Referendum unterstützenden, mehrheitlich migrantischen und stark von Frauen getragenen Mieter_inneninitiativen, deren Praktiken im Fokus dieses Beitrags stehen werden, ist die 2011 gegründete »Kotti & Co« aus Berlin Kreuzberg. Die Initiator_innen halten seit Mai 2012

1 Ein Teil der hier vorgestellten Feldforschung basiert auf der gemeinsamen Arbeit in dem Projekt »The Co of Kotti & Co« mit der Sound Art-Gruppe Ultra-red, an dem auch Jan Hutta, Ceren Türkmen und Sabrina Apicella sowie die Jugendgruppe von Kotti & Co beteiligt waren. Das Projekt ist in einer Broschüre der Edition »URXX 2009–2014« dokumentiert (vgl. Ultra-red 2014). Ein anderer Teil, der für diesen Beitrag relevant ist, beruht auf einem Methodenmix aus teilnehmender Beobachtung (festgehalten durch ein Forschungstagebuch) an diversen Orten der Aktivitäten von Kotti & Co, auf der Basis von informellen Gesprächen, semi-strukturierten Interviews mit Aktiven von Kotti & Co sowie auf Gruppendiskussionen im Herbst und Winter 2013 und 2014. Insgesamt fand die über mehrere Monate verteilte Forschung von 2012 bis 2014 statt. Für intensive und inspirierende Diskussionen zum Text möchte ich Ulrike Hamann und Kelly Mulvaney herzlich danken.

2 <https://mietenvolksentscheidberlin.de/> (Zugriff: 18.3.2015).

einen Platz vor ihren Häusern mit einem selbstgebauten Bretterverschlag, Gecekondü genannt³, am Kottbusser Tor besetzt, den sie zu einem Drehkreuz für ihre nachbarschaftliche und stadtpolitische Organisation ausbauen konnten.⁴ Auf ihrer Website kündigen sie die Initiative der direkten Demokratie mit den Worten an:

»Wie wir haben zahlreiche andere Initiativen in Berlin demonstriert, veranstaltet, informiert, wir haben uns mit den politisch Verantwortlichen an mehr als einen Tisch gesetzt, wir haben Fachexpertise organisiert, Studien auf den Weg gebracht, wir haben Lösungen präsentiert usw., usf. Der Senat hat viel geredet, manches zaghaft angegangen, vieles verschleppt und weiteres wegmoderiert. Die Dimension der Verdrängung in unserer Stadt hat er aber nicht begriffen, und schon gar keine Lösungen für die Leute mit wenig Einkommen gesucht. (...) Unser Berlin ist eine solidarische und sozial nachhaltige Stadt, in der Alle willkommen sind – und nicht nur Menschen mit dicken Geldbeuteln. Wohnraum darf keine Ware sein!«⁵

Mit der Initiative für einen Mietenvolksentscheid wurde die Frage nach den Urban Commons – nicht zum ersten Mal in den letzten Jahren in Berlin – thematisiert. In achtmonatiger intensiver Vorarbeit hatten dafür zahlreiche stadtpolitisch Aktive mit der Unterstützung durch Anwälte, WissenschaftlerInnen und politische Gruppen ein »Gesetz über die Neuausrichtung der sozialen Wohnraumversorgung in Berlin« aufgesetzt. Der Plan war, es im September 2016 gemeinsam mit der Abgeordnetenhauswahl zur Abstimmung zu stellen. Ziele des Referendums waren die Erhaltung und Schaffung preiswerten Wohnraums. Im Zentrum der Initiative stand eine Re-Kommunalisierungsstrategie: die Umwandlung

- 3 Gecekondü heißt »über Nacht gebaut« und ist eine Referenz für die Häuser, die von Migrant_innen errichtet werden, die aus den ländlichen Gebieten der Türkei an die Außenbezirke von kleineren und größeren Städten ziehen. Wenn diese Häuser zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang gebaut werden, ist es den türkischen Behörden nicht erlaubt, diese niederzureißen, ohne dass sie in Gerichtsverfahren verstrickt werden.
- 4 Vgl. ausführlicher Kotti & Co + Estudio Teddy Cruz + Forman: Wohnungsfrage. Berlin 2015, 18 ff zur Rolle des Gecekondü zur Produktion von Nachbarschaft in der Organisation von »Kotti & Co«.
- 5 <http://kottiundco.net/2015/03/09/mieten-volksentscheid/> (Zugriff: 18.3.2015).

der landeseigenen Wohnungsbaugesellschaften in Anstalten öffentlichen Rechts, die Einführung eines revolvierenden Fonds für die soziale Wohnraumförderung und die Re-Investition in neuen und bestehenden Wohnraum durch die erwirtschafteten Überschüsse. Neben diesen Forderungen, die auf die Bedingungen der Reproduktion der Berlinerinnen und Berliner zielte, verfolgte die Initiative um den Mietenvolksentscheid auch das Ziel, eine öffentliche Bühne zur Diskussion über eine »soziale, demokratische und ökologische Stadt und gegen ihren Ausverkauf«⁶ zu bieten. Bemerkenswert an der Initiative ist also die klare Positionierung nicht nur für eine Veränderung der *materiellen* Bedingungen der sozialen Reproduktion und im Sinne der Entwicklung neuerer Formen nicht nur der *Kollektivnutzung*, sondern auch des *Kollektiveigentums* in Bezug auf das Wohnen sowie in Bezug auf die dafür nötigen *immateriellen* Praktiken der Solidarisierung als Teil der Kampagne für Wohnen als Urban Commons⁷. Die Unterscheidung ist in diesem Text eine heuristische. Für die Diskussionen um Commons erscheint sie mir aus mehreren Gründen hilfreich: Erstens existiert in den Diskussionen um Gemeingüter häufig eine reduktive Vorstellung dieser auf Infrastruktur- und Ressourcenfragen, die als physische gedacht werden; zweitens lassen sich die Begriffe konzeptuell zwar schlecht in aller Klarheit voneinander abgrenzen, denn selbst extraktive Operationen haben die Produktion immaterieller Güter, sozialer Verhältnisse und Subjektivierungsformen zum Ergebnis und werden zugleich durch sie begründet; dennoch und das ist der dritte Punkt, bezeichnen die Begriffe nicht dasselbe und der Beitrag behandelt das verschränkte und sich gegenseitig vermittelnde Verhältnis von materiellen Bedingungen und immateriellen Praktiken im Kontext von Politiken der Urban Commons.

6 <http://mietenvolksentscheidberlin.de/> (Zugriff: 16.2.2016).

7 Zur Unterscheidung von »materieller« und »immaterieller Kultur« in der fachwissenschaftlichen Diskussion vgl. u.a. Hans-Peter Hahn: Perspektiven auf materielle Kultur. In: Ders.: Materielle Kultur. Eine Einführung. Berlin 2014, 2. Auflage, S. 9–14.

Produkte, Verhältnisse und Subjektivität

Dass der Mietenvolksentscheid nicht umgesetzt worden ist, vielmehr im Sommer 2015 der Berliner Senat auf die MVE zukam und einen Teil ihrer Forderungen inzwischen im sogenannten »Gesetz über die Neuausrichtung der sozialen Wohnraumversorgung in Berlin«⁸ untergebracht hat, was von der MVE polemisch als »Abfanggesetz« bezeichnet wurde, darum soll es in diesem Aufsatz nicht gehen. Denn ob es sich um einen Kompromiss oder um einen Erfolg der Initiative handelt, unterliegt politischen Bewertungen und letztlich der Zukunft der Mieten- und Wohnraumpolitik in der Stadt⁹. Mir geht es vielmehr am Beispiel der Initiative von »Kotti & Co« darum, zu verstehen, welche solidarisierenden Praktiken sich in Berlin in den letzten Jahren verstärkt nicht nur »im Kleinen« (Stichworte: Urban Gardening, geteilte Wohn- und Büroräume, Lebensmittelkollektive etc.), sondern »größer gebündelt« entwickelt haben, die Urban Commons zum politischen Ziel erklären. Dazu sind unter anderem der Berliner Energietisch (seit 2011) und die Kampagne und der erfolgreiche Volksentscheid 100% Tempelhofer Feld (seit 2014) zu zählen. Hier finden sich Übergänge zwischen *Praktiken* – im Sinne praxis- und subjektivierungstheoretischer Zugänge¹⁰ – und *Politiken* der

- 8 Am 12.11.2015 verabschiedete das Berliner Abgeordnetenhaus das »Gesetz über die Neuausrichtung der sozialen Wohnraumversorgung in Berlin«. Darin geht es u.a. um eine bedingte Subvention von *Mieten* für Haushalte im Sozialen Wohnungsbau; in Bezug auf die *Wohnraumförderung* um die Einrichtung eines Sondervermögens, mit an den Wohnungsbau zweckgebundenen Rückflüssen; Festschreibung des *sozialen Versorgungsauftrags* für kommunale Wohnungsunternehmen sowie Einrichtung einer Mietervertretung bei einer den Wohnungsbaugesellschaften übergeordneten Instanz namens »Wohnraumversorgung Berlin – Anstalt öffentlichen Rechts«.
- 9 Dazu gehört auch, dass viele der Forderungen, die aus den hier geschilderten politischen Aktivitäten hervorgegangen sind, Eingang in den Koalitionsvertrags genommen haben, die der neue Berliner Senat, bestehend aus SPD, Grünen und der Linken im Dezember 2016 verabschiedet hat.
- 10 Vgl. u.a. Michel Foucault: Geschichte der Gouvernementalität I. – Sicherheit, Territorium, Bevölkerung, Frankfurt a. M. 2004 (EA 1977/78) und Andreas Reckwitz: Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken. Zugleich ein Kommentar zu Pierre Bourdieu und Judith Butler. In: Karl H. Hörning, Julia Reuter (Hg.): *Doing Culture – Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld 2004, S. 40–54.

Kollektivnutzung. Letztere treten in den Bereich staatlicher Belange ein, von dem sie vormals ausgeschlossen waren und entwickeln Forderungen, die im Fall der Urban Commons staatliches Handeln nicht nur beeinflussen, sondern insgesamt demokratisieren sollen.¹¹ Es sind diese Übergänge, im Verhältnis von Potentialität und Vermögen, die Gegenstand meiner Analyse sind. Das inzwischen politisch benutzte Vokabular der Gentrifizierung, rückt seit den frühen Arbeiten von Ruth Glass (1964) Ausschluss und Vertreibung aus Stadtteilen sowie deren Aufwertung in den Mittelpunkt und ist seit dem viel diskutiert worden.¹² Es dient auch als wichtige Formel in Auseinandersetzungen unter dem Lefebvreschen Signum »Recht auf Stadt«¹³. Ich möchte es hier über eine ethnographische Analyse aktualisieren und präzisieren: Denn ebenso wie Ausschließung relevant für unser Verständnis heutiger Transformationen des Städtischen ist, geht es – und dies vielleicht heute angesichts von zahllosen Partizipationsmodellen noch viel stärker – um die Weisen der Einschließung und wie diese neue soziale Verbindungen zu konfigurieren vermögen¹⁴. Dies lässt sich nachvollziehen, wenn wir betrachten wie das politische Ziel des Gemeineigentums als materielle und immaterielle Ressource in Berlin sich mit solidarisierenden Praktiken verbindet. Um das Gemeinsame zu ringen, kann sowohl als Voraussetzung wie als Ergebnis dieser Anstrengungen gelten.¹⁵

11 Die Arbeit von Jacques Rancière zum Unvernehmen hat auf die Gefahren einer Politik hingewiesen, in der Demokratie sich immer mehr dem Konsensuellen nähert, vgl. Ders.: *Das Unvernehmen. Politik und Philosophie*. Frankfurt a. M. 2002.

12 Ruth Glass: *London: Aspects of change*. London 1964. Für einen Überblick über die Diskussion des Begriffs vgl. Loretta Lees, Tom Slater und Elvin Wyly: *Gentrification*. London 2007.

13 Henri Lefebvre: *Recht auf Stadt*. Hamburg 2016.

14 Vgl. Manuela Bojadžijev: *Housing, Financialization, and Migration in the Current Global Crisis: An Ethnographically Informed View from Berlin*. In: *South Atlantic Quarterly*, 2015, 114:1, S. 31 ff.

15 Vgl. zum Begriff der Solidarität im Sinne der »Sache des Anderen« Serhat Karakayal: *Kosmopolitische Solidarität*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ), Gesellschaftliche Zusammenhänge*, 2013, 13–14, S. 21–26.

Gentrifizierung vs. Urban Commons

Bevor ich auf die konkreten Praktiken bei »Kotti & Co« zu sprechen komme, möchte ich den Begriff der Gentrifizierung und den der (nicht nur Urban) Commons innerhalb der aktuellen Urban Studies noch etwas schärfen¹⁶. Stadtpolitische Auseinandersetzungen als Anti-Gentrifizierung zielten in Berlin in den letzten Jahren in Stadtteilen wie Kreuzberg, Moabit oder Wedding nicht selten auf neu entstehende so genannte Hipster-Orte (Cafés, Boutiquen und Galerien), die durch Graffiti, Aufkleber und Plakate Ziel von Kampagnen werden. Diese stellen die durch kulturelle Praktiken erfolgende Aufwertung von Stadtteilen in den Vordergrund ihrer politischen Arbeit¹⁷. Bereits 1996 hatte Neil Smith etwa die Image-Kampagnen von Städten mit den Logiken der Inwertsetzung des Immobilienmarktes durch anlagesuchendes Kapital in Verbindung gesetzt und dies in Zusammenhang mit politisch-ökonomischen Regulationsweisen gerückt, wie etwa Investitionsanreize und die Festlegung von Zinskonditionen durch Notenbanken.¹⁸ In Anti-Gentrifizierungskampagnen allerdings wird Segregierung – das heißt Verdrängungsprozesse, die eine Verräumlichung sozialer Ungleichheit zur Folge haben – oftmals allzu stark mit kulturellen Aufwertungsprozessen in Verbindung gesetzt. Dies führt zu einem Argumentationsnachteil dieser kritischen Kampagnen, da sie vermeintlich urtümliche, lokale Gemeinwesen mit einer ihr eigenen Identität voraussetzen, die nun Ziel des Angriffs von »fremden Pionieren« im Stadtteil (für Berlin in den Figuren der »Studierende«,

16 Vgl. Markus Kip: *Moving Beyond the City: Conceptualizing Urban Commons from a Critical Urban Studies Perspective*. In: Mary Dellebaugh et al. (eds.): *Urban Commons. Moving beyond State and Market*. Basel 2015, S. 42–59.

17 Slogans lauten: »Yuppiepack verpiss dich«, Currywurst statt Spätzle«, »sei neoliberal, sei Baugruppe, sei Gentrifizierer«, »Saubere Wänder = höhere Mieten«.

18 Vgl. Neil Smith: *The New Urban Frontier: Gentrification and the Revanchist City*. London 1996. Berlin zählt zu den »Regionen mit positiver demographischer Entwicklung«, bei denen Immobilienfirmen eine Ausweitung ihres Portfolios anstreben. In Berlin kam es zu einem Anstieg der Bevölkerung, vor allem aufgrund der Migration aus Ost- und Südeuropa (in abnehmender Reihenfolge u.a. aus Polen, Spanien, Bulgarien und Italien), sodass die Bevölkerung um 32.000 Personen im Jahr 2012 angestiegen ist und die Entwicklung sich in Zukunft fortsetzen wird (Destatis 2015; online unter: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/MigrationIntegration/AuslaendBevoelkerung2010200147004.pdf?__blob=publicationFile) (Zugriff: 12.4.2016).

»Künstler«, »Latte-Macchiato-Mütter« bezeichnet) sowie in der Folge von Immobilienspekulationen würden. Diese simple Annahme entspricht nicht den Reproduktionsbedingungen heterogener und globalisierter Gesellschaften. Als theoretische Perspektivierung für die Berliner Initiative für einen Mietenvolksentscheid, ist es deshalb wichtig zu rekapitulieren, dass in deren Diskussion um Gentrifizierung tatsächlich nie nur Behauptungen und Untersuchungen zu kulturellen Aufwertungsstrategien im Vordergrund standen¹⁹. Neue politische Richtungen beruhen auf einer Abkehr von der Vorstellung der auf lokalen Identitäten beruhenden räumlichen Grundrechte und suchen diese zu überschreiten. Die Aktiven von »Kotti & Co« und die des Mietenvolksentscheids, das tritt in ihren Texten und Positionspapieren klar hervor, sind mit solchen Diskussionen in den Urban Studies vertraut und verarbeiten diese für ihre Praxis.

Die Kampagne für einen Volksentscheid lässt sich als Teil von Politiken urbaner Interventionen lesen, weg von Fragen nach Gentrifizierung und in Richtung Urban Commons. Eine analoge Verschiebung, wie sie sich in diesen Politiken abzeichnet, findet sich auch in den Diskussionen in den Urban Studies der letzten Jahre²⁰. Dynamiken kultureller Aufwertung werden mit politisch-ökonomischen Inwertsetzungslogiken in Verbindung gesetzt. Es geht hier nicht nur allein um den Zugang zu gemeinsamen materiellen Ressourcen und um die Verfügbarkeit über sie, wie in den letzten Jahren in der Commons-Debatte geschehen²¹, sondern auch um das *doing commons* oder das *commoning* – Commons hier also als Verb, als Aktivität verstanden, das gleichzeitig die Herstellung von alternativen sozialen Beziehungen meint, die auf der Produktion von Geteiltem und geteilter Produktion gründen²².

19 vgl. Setha M. Low, Neil Smith: *The Politics of Public Space*. New York, London 2006.

20 vgl. Dellenbaugh u.a. (wie Anm. 16).

21 Vgl. Aus Politik und Zeitgeschichte, Gemeingüter, 2011, 16, S. 28–30.

22 Peter Linebaugh: *Stop, Thief! The Commons, Enclosures, and Resistance*. Oakland 2014; George Caffentzis, Silvia Federici: *Commons against and beyond capitalism*. In: *Community Development Journal*, 49, S1, 2014, S. i92–i105; Sandro Mezzadra, Brett Neilson: *Borders as Method, or the Multiplication of Labor*. Durham 2013; David Harvey: *Die urbanen Wurzeln der Finanzkrise. Die Stadt für den antikapitalistischen Kampf zurückgewinnen*. Hamburg 2012; ders.: *Rebellische Städte. Vom Recht auf Stadt zur urbanen Revolution*. Berlin 2013; Michael Hardt, Antonio

»Materiell« und »immateriell« ist nur eine Gegenüberstellung, die in der Diskussion um Commons und in meinem Feld eine wichtige Rolle spielt; weitere sind die in der Gentrifizierungsdebatte bislang relevanten Binaritäten von »privat« und »öffentlich« sowie die von »Staat« und »Bevölkerung/Volk«. Mit diesen Gegenüberstellungen sind auch politische Fragen danach verbunden, ob eine Anstrengung, Commons zu erhalten oder neue einzurichten, den Horizont von Politiken bilden sollte; wie eigentlich eine Politisierung von privaten, aber zunehmend kommerzialisierten Bereichen aussehen kann (von der Pflegearbeit und Reproduktionsarbeit bis zu Arbeit in der Share Economy ist dies bereits Gegenstand zahlreicher wissenschaftlicher Untersuchungen); wie Commons jenseits von Verstaatlichung und Privatisierung konzipiert, gelebt und erhalten werden können. Schließlich wird mit dem einflussreichen Text *Die Tragik der Allmende* von Garrett Hardin²³ eine weitere anhängige Gegenüberstellung relevant, nämlich die von »Individuum« und »Gemeinschaft«. Im Mittelpunkt der Analyse Hardins stand die Auffassung, dass Ressourcen begrenzt seien, jede/jeder aber eine kurzfristige Ertragsmaximierung anstrebe, weshalb schließlich die Kosten des langfristigen Raubbaus an der Allmende zulasten der Gemeinschaft gehen. Hardin schlussfolgerte daraus: »Freedom in the commons brings ruin to all«. Hardin ist an dieser Stelle meist als Skeptiker der Commons gelesen worden – eine Skepsis, die David Harvey in seinem Buch *Rebel Cities*²⁴ nicht teilt. Die Commons seien nicht als etwas vormals Existentes und Verlorengegangenes zu verstehen, sondern müssten kontinuierlich produziert werden. Die dauerhafte Produktion der Commons setzt er unter Bezug auf Marx nicht nur zur dauerhaften Einhegung und Aneignung durch das Kapital, ihre Kommodifizierung und Monetarisierung ins Verhältnis, sondern hebt auch hervor, dass die Commons durch kollektive Arbeit produziert werden, um dann (etwa in Form von Extraktion oder Grundrente) privatisiert zu werden. Damit verlagert Harvey das Problem weg von der Vorstellung des Ressourcenmangels und gewichtet es

Negri: Common Wealth – Das Ende des Eigentums. Frankfurt a. M., New York 2009; Stuard Hodgkinson: The return of the housing question. In: *ephemera*, 2012, 4, S. 423–444.

23 Garrett Hardin: The Tragedy of the Commons. In: *Science*, 162, 1968, S. 1243–1248 (Deutsche Übersetzung in: Michael Lohmann (Hg.): *Gefährdete Zukunft*. München 1970, S. 30–48).

24 Vgl. Harvey 2013 (wie Anm. 22).

anders – nämlich in Bezug auf Herstellung/productive Tätigkeit und Eigentum. Als Beispiel, um *diese* Tragik der Allmende zu verdeutlichen, wählt Harvey eine städtische Initiative in New York, die durchaus analog zur hier vorgestellten »Kotti & Co« in Kreuzberg steht, da sie für Diversität und gegen Gentrifizierung eines Viertels eintritt und mit der Tatsache konfrontiert wird, dass die Immobilien- und Grundstückspreise steigen, weil Makler mit ebendiesem Charakter eines »diversen Viertels« vermögende Kunden anziehen und dabei mit dem Flair von Lebendigkeit und Multikulturalismus werben. Vertreibung der eingesessenen Bevölkerung, die sich Mieten nicht mehr leisten könnte, würde folgen; die destruktive Kraft des Marktes trete hervor, weil die *Herstellung* des Kiezcharakters erschwert? und dieser schließlich unerkennbar würde²⁵. Das Konzept der Urban Commons lädt also dazu ein, die Metropole (etwa in den Überlegungen von Michael Hardt und Antonio Negri 2009²⁶) als einen Ort zu denken, an dem ausgedehnte Gemeingüter produziert werden und ihr Nutzen entsprechend auf alle Produzenten dieser Gemeingüter ausgedehnt werden müsste. Wenn diese Form der Produktion aber nun auch in die Logiken der Inwertsetzung fällt, dann bedeutet das, dass sich die zukünftigen sozialen Konflikte in vielfältiger Weise und an vielen Orten äußern: Konflikte am Arbeitsplatz, um die alltäglichen Bedingungen der Reproduktion, genauso wie um prekarierte und informelle Arbeitsverhältnisse (einschließlich »kreativer und intellektueller Arbeit«), um Formen der Subjektivierung sowie die um »Aneignung der Metropole«²⁷. Es bedeutet aber auch, dass aufgrund dieser Ausweitung des Begriffs der Produktion auch die Frage der Privatisierung von Eigentumsrechten eine neue Bedeutung erhält – über einen materiellen Begriff von Eigentum hinaus.

Diese Diagnose führt Harvey wiederum zu einem weiteren problematischen Aspekt um die Commons – die Frage nach der Skalierung. Denn wie *commoning* auf der Ebene einer Stadtteilinitiative funktionieren kann, ist relativ plausibel. Dabei geht es darum, Globalisierungseffekte zu erfassen und neue Formen von Kollektivnutzung und -eigentum zu entwickeln, die jenseits der Einhegung des Marktes gestellt werden können. Das kann durch staatliche Regulation, Kodierung, Festlegung

25 Harvey 2012 (wie Anm. 22), S. 77 ff.

26 Hardt, Negri 2009 (wie Anm. 22).

27 Ebd., S. 241.

von Standards und öffentliche Investitionen geschehen. Was aber in den letzten Jahren immer deutlicher hervortritt, ist die in globalisierende Entwicklungen eingebettete lokale Situation²⁸. Staatliche Regulierung und Stadtplanung, gerade in Bezug auf gemeinsame Ressourcen im städtischen Raum – wie Wasser- und Energieversorgung, Transport, Orte der Erholung etc. –, müssen, um für die Bevölkerung funktionstüchtig zu bleiben, auf städtischer Ebene bereitgestellt werden. Zugleich nehmen globale Akteure und Einflüsse darin eine immer stärkere Rolle ein, die man als »Problem der Skalierung« bezeichnen könnte²⁹.

Was ich hier verkürzt als Globalisierungseffekt bezeichne, ist von einem Wandel urbaner Öffentlichkeiten begleitet – gekennzeichnet durch Vermarktung der Städte, durch die Ökonomisierung des öffentlichen Raums, indem vorwiegend Konsum(möglichkeiten) den Zugang regulieren, und durch den wachsenden Städtetourismus (nicht zuletzt durch seine »Demokratisierung« durch Billigfluglinien und erleichterte Transportmöglichkeiten, die eine Verstärkung der »Konsumierbarkeit« von Städten hervorruft)³⁰. Der Globalisierungseffekt führt uns auch einen weiteren Faktor vor Augen. Städte, die immer schon von Migration und Mobilität gekennzeichnet waren, sehen sich heute mit einer neuen Qualität als auch einer neuen Quantität dessen konfrontiert: Alte und neue Traditionen und Formen der Arbeitsmigration und Flucht, die erhöhte Mobilität, die durch Saisonarbeit und Auslandsstudium verursacht wird, sowie der Tourismus lassen heterogene Praxen der Mobilität im städtischen Raum aufeinandertreffen. Im Kontext der Fragestellung nach den Urban Commons kann uns dieser heterogene, mobilisierte

28 Vgl. Bojadžijev 2014 (wie Anm. 10); Corsín Jiménez, Alberto Adolfo Estalella: The atmospheric person. Value, experiment, and ›making neighbors‹ in Madrid's popular assemblies. In: HAU: Journal of Ethnographic Theory, 3, 2, 2013, S. 119–39.

29 Anna Tsing: On Nonscalability: The loving world is not amenable to precision-nested scales. In: Common Knowledge, 2012, 13, 3, S. 505–524; Neil Brenner, Jamie Peck, Nik Theodore: Variegated neoliberalization: geographies, modalities, pathways. In: Global Networks, 2010, 10, 2, S. 182–222; Gregory Feldman: If Ethnography is more than Participant-Observation, then relations are more than connections: The case of non-local ethnography in a world of apparatuses. Anthropological Theory, 2011, 4, S. 375–395.

30 Vgl. Wolfgang Kaschuba: Kampfzone Stadtmitte: »Wem gehört die City?« In: Johann Jessen (Hg.): Altstadt für Alle? Urbanität als Zumutung. Zeitschrift FORUM Stadt, 4, 2014, Esslingen, S. 357–376.

Teil der Bevölkerung deutlich machen, dass nicht alle über die gleichen sozialen und/oder politischen Rechte verfügen, die meist den Zugang zu den Urban Commons regulieren. In dem Maße, in dem der Stadtraum einerseits Interessensobjekt von Kapitalstrategien und gouvernementaler Kontrolle wird, bringt dies andererseits neue Formen solidarischer Praktiken mit sich, die ich anhand von zwei Beispielen aus meiner Feldforschung der städtischen Initiative »Kotti & Co« herausarbeiten will.

Doing commons

In Berlin existieren seit Jahren Praktiken für eine »solidarische Stadt«, die für Kommunalisierung bzw. Ent-Privatisierung³¹ eintreten, an die die Arbeit von »Kotti & Co« anschließt. Diese Initiativen, die hier nicht näher dargestellt werden können, sind zahlreich und stellen Fragen nach den kollektiven Gebrauchsbedingungen von und dem Zugang zu öffentlicher Bildung, Gesundheit, Energie, Wasser, Wohnen, Transport und öffentlichem Raum³². Viele haben sich im Rahmen von Volksbegehren und -entscheiden durchzusetzen versucht (Wasser, Energie, Bildung, Wohnen), andere organisieren sich etwa als Anlaufstellen für Gesundheitsversorgung für jene, die über keinen formellen Zugang dazu verfügen (für Undokumentierte, Geflüchtete oder Migrierende aus der EU). Diese Initiativen haben eine sehr unterschiedliche Anzahl von Personen mobilisieren können und es bestehen nur hier und da Kooperationen unter ihnen. Viele dieser sehr heterogenen Initiativen treten für

31 Die Privatisierungen haben, gerade im Bereich des Sozialen Wohnungsbaus, vor allem jene getroffen, die bereits als Arme gelten, unter ihnen ein hoher Anteil an Migrantinnen und Migranten. Seit dem Beginn der Schuldenkrise 2008 ist Deutschland das einzige Land in Europa, das einen florierenden Immobilien- und Grundstücksmarkt zu verzeichnen hat. Die zunehmende Nachfrage hat zum drastischen Anstieg der Preise für Immobilien und Neubauten geführt, mit einem Anstieg der Mieten vor allem in Innenstadtlagen. In Deutschland ist der Anteil an Wohneigentum im internationalen Vergleich relativ gering und lag 2011 bei 45,6 Prozent – in Berlin dagegen bei nur 15,6%. Mietpreise auf Internetportalen und in Anzeigen steigen (2011: um 2,9% und 2012: um 3,3%) disproportional zu den *realen* Mieten (2011: um 1,3% und 2012: um 1,2%).

32 Eine Übersicht der Bürger- und Volksbegehren findet sich unter: <https://bb.mehr-demokratie.de/berlin-land-uebersicht.html> und <https://bb.mehr-demokratie.de/berlin-bezirke-uebersicht.html> (Zugriff: 12.4.2016).

Re-Kommunalisierung ein: für Vergesellschaftungen vormals privatisierter Güter und Infrastrukturen und den Nutzen und die Produktion eines gemeinsamen öffentlichen Raums in einer Stadt, die durch Privatisierung, Touristifizierung und »Eventisierung« gekennzeichnet ist. Was viele von ihnen mit den Praktiken von »Kotti & Co« verbindet, ist eine notwendige Abkehr von der Trennung von Ökonomischem, Politischem und Kulturellem in den Praktiken, die sie entwickeln. Oder genauer: Sie zielen mit ihren Aktivitäten nicht nur auf eine Verbindung von politischen und kulturellen Tätigkeiten, deren Radius von Praktiken des Alltags bis zur Einflussnahme auf Politik liegen, die im Vordergrund der Analyse dieses Beitrags liegen, sondern verbinden die Rekommunalisierung mit Forderungen nach »mieterbestimmter Demokratisierung« und neuen ökonomischen Modellen, die Mieten dauerhaft und über politische Legislaturperioden hinweg niedrig halten³³.

Während des jährlichen Sommerfestes im Mai 2012, ein Jahr bevor die Feldforschung einsetzt, entscheiden einige Anwohner_innen, eine Baracke aus Holzbrettern und Paletten zu errichten und sie als Basis für ihre politischen Aktivitäten zu nutzen. Nach und nach wird daraus eine wind- und wetterfeste Protestbude in der Mitte eines Stadtteils, der sich an Protest gewöhnt hat. Es ist dieses Protestcamp, das den Ausgangspunkt zweier ethnographischer Beobachtungen bildet, die eine stadtpolitische Arbeit mit solidarischen Praktiken der Einschließung verbinden.

Der Protest von »Kotti & Co« richtet sich zunächst gegen die steigenden Mieten und hohen Nebenkosten, des im Zuge von Privatisierungen in den 1990er Jahren (zu für die Stadt nachteiligen Konditionen) an private Unternehmen verkauften Sozialen Wohnungsbaus, die das städtische Budget auf Dauer in die Verschuldung getrieben haben³⁴. Das von Anwohner_innen im Jahr 2012 auf einem öffentlichen Platz erbaute temporäre und informelle Gecekondu ist zu einem neuen Ort der Begegnung und des Austauschs in der Nachbarschaft geworden. Die Akteur_innen richten politische Veranstaltungen aus, Filmabende, Kunstprojekte und das Gecekondu ist ein Ort für Sprachtandems. Zusammenfassend ließe sich sagen, dass ihre politische Praxis in diversen kulturellen (Teekochen,

33 Vgl. Kotti & Co: »Rekommunalisierung Plus Kotti«, online unter: <https://kotti-undco.net/2013/10/30/rekommunalisierung-plus-kotti/>, 2013 (Zugriff: 12.4.2016).

34 Benedict Ugarte Chacón: »Der ewige Skandal: Das Erbe der Bankgesellschaft«. In: Andrej Holm: *Reclaim Berlin*, Berlin, Hamburg 2014, S. 83–104.

Konzerte, Lesungen) und politischen Praktiken (Bündnisbildung, Platzbesetzung, Demonstrationen und Verhandlungen mit der Stadt) ebenso besteht wie in Projekten, die sich um die Aneignung, Generierung und Verbreitung von Wissen drehen (Informieren und Wissen über die eigene Situation produzieren und über diverse Medien wie Flugblätter, Bücher, Broschüren, Policypapers, Konferenzen und Ausstellungen verbreiten). Sie schaffen Nachbarschaft.³⁵

Vom »was können wir« zum »was werden wir tun«

Zu Beginn des Politisierungsprozesses trafen die Mieterinnen und Mieter zunächst im Lift aufeinander. Auf dem Weg von unten in ihre Wohnungen öffneten sie Briefe der Wohnungsbaugesellschaft und erfuhren von der Mietererhöhung und kamen so miteinander ins Gespräch³⁶. Zu Beginn sorgten sie sich über die aus den Mieterhöhungen resultierenden Einschränkungen für ihre soziale Reproduktion, insofern mögliche Ausgaben der Haushalte für Lebensmittel, Bildung, Transport etc. sich drastisch verkleinerten, und stellten hoffnungslos die Frage: Was können wir tun? Die Frage, so defensiv formuliert, enthielt zwar den Bezug auf das Mögliche, das jedoch war beschränkt, wie die Mieterberatung ihnen mitteilte. Diese setzte die Mieter_innen darüber in Kenntnis, dass auf rechtllichem Wege nichts, sondern nur politisch etwas zu erreichen sei.

Immer von heißem Tee begleitet, laden »Kotti & Co« alle ein, mit ihnen über die Gegenwart und Zukunft des Lebens in der Stadt nachzudenken und zu diskutieren. In dem sie dies tun, verwandeln sie den Ort in ein Zentrum, um diverse Themen wie Lebensbedingungen, das Verhältnis zu Arbeit, Transport, Bildung, Gesundheit und Familie in einer Gesellschaft zu besprechen, die durch Migration konstituiert ist. Um dies genauer zu verstehen, möchte ich mich in meiner ersten Beobach-

35 Vgl. den im Rahmen des Projekts »Wohnungsfrage« am Haus der Kulturen der Welt in Berlin 2016 entstandene Reader über die mehrjährige Tätigkeit von »Kotti & Co«: Ulrik Hamann, Sandy Kaltenborn und Kotti & Co (Hg.): und deswegen sind wir hier. Berlin 2015.

36 Die Aussagen der nachfolgenden Abschnitte gehen auf Interviews und Gespräche mit den Aktiven bei Kotti & Co zurück, die vor allem 2013 geführt wurden. Zum Lift als Ausgangsort der Organisierung vgl. auch Hamann, Kaltenborn, Kotti & Co (wie Anm. 35), S. 31.

tung dem Samowar zuwenden, um den konstitutiven Prozess einer sozialen Praxis zu verstehen, die David Harvey »commoning« oder »doing commons« genannt hat³⁷.

Das »Kotti & Co« Protestcamp befindet sich direkt neben den Wohnungen der Protestierenden auf dem Weg zur U-Bahn, die sie nutzen, um zur Arbeit oder zum Einkaufen zu kommen oder ihrem Tag nachzugehen. Es ist ein Ort, der auch aufgrund eines Samowars anders zu klingen begann. Im Gecekondu konnte man sein Geräusch hören. Tagein tagaus kochten Wasserblasen auf und verklang das kochende Geräusch wieder. Jemand hatte zu Anfang einen Stromzugang vom nahegelegenen Kopierladen mit einem oberirdischen Verlängerungskabel und über den Baum verlegt. Leute von der Initiative nutzten 5-Liter-Flaschen, um Wasser aus dem gegenüberliegenden Café Südblock zu holen. Immer sorgte jemand dafür, dass der Samowar aufgefüllt wird. Der Samowar eignete sich gerade da, wo kein Wasseranschluss vorhanden war, bestens für jede Art des intensiven, täglichen dauerhaften Gebrauchs, weil der Tee in kürzester Zeit zubereitet war. Mieter kamen zu einem Schwatz vorbei, Touristen und Freunde hielten an, ebenso wie Personen aus der Welt der Politik oder der Wissenschaft, Kunst, Sozialarbeit und Schulen blieben, um zu sprechen. Sie nahmen sich einen Plastikbecher und gossen Tee hinein und ihre Spenden klingelten, wenn sie sie in die Blechdose warfen. Im Nu war das Gecekondu ein Ort des politischen, sozialen und kulturellen Austauschs. Die Veränderung des Ortes, der eine andere Bezugnahme nicht nur der Anwohner_innen ermöglicht, sondern auch Vorbeigehende einbezieht, schildert ein Interviewpartner von »Kotti & Co«:

»Und dann so das Gefühl, hier gibt es eine konkrete Handlungsmöglichkeit, Tee und Kaffee kochen, mit den Leuten ins Gespräch zu kommen, die hier rumlaufen, das hat mich so euphorisiert. Der Anlass ist glasklar, die Konstellation so unglaublich, mit dem sozialen Wohnungsbau, wie Kreuzberg durch diese migrantische Bevölkerung geprägt ist, Kreuzberg hat sein Image und andere verkaufen das nun und sagen »ihr könnt bitte nach Hause gehen«, dass hier der Ort ist, wo man spürt, dass das nicht konfliktfrei ist, wo man genau merkt, dass das nicht geht...«³⁸

37 Harvey 2012 (wie Anm. 22), S. 73.

38 Interview geführt am 4.12.2014 im Gecekondu von »Kotti & Co«.

Das banale Geräusch des Samowars wurde zum Geräusch des Gemeinsamen. Mit Banalität soll hier die Vorhersehbarkeit einer Handlung betont werden, gerade weil es sich beim Samowar um ein Objekt materieller Kultur handelt, entlang dessen eine wiederholte tägliche Aktivität und Geste in Haushalten und Cafés mit hohem Teekonsum in ihrer veränderten Praxis vorgefunden wird: hier an einem anderen, an einem politisierten Ort, eine unübliche, dem Alltag ent-fremdete Position einnehmend³⁹. Der Samowar, einerseits Gegenstand des Alltags, stattete hier einen Ort aus, der die Gesten des Alltags, das Bekannte aufnahm und zugleich ins Politische verschob, dem dadurch wiederum etwas Alltägliches und Bekanntes zukam. Der Samowar wurde auf diese Weise zu einem Instrument der Veränderung des Alltags und dessen, wie das Politische als im Alltag integral gedacht werden kann. Es war das Geräusch eines sicheren Ortes im Angesicht der Vorsicht gegenüber und der Angst der Mieterinnen und Mieter vor einer möglichen politischen Organisation und einer später möglichen Räumung des Protests. Ein Geräusch, das der Angst, den Mut zur Organisation zu verlieren, etwas entgegenzusetzen vermochte. Der einfache Betrieb eines Samowars, die Praxis, Besucherinnen und Besuchern Tee anzubieten und über das gemeinsame Trinken ins Gespräch zu kommen – alle diese Praktiken eröffneten die Möglichkeit für die Anwohner, sich über ihre eigene Macht im Klaren zu werden und die Abhängigkeit von Behörden, Wohnungsbaugesellschaft und dem Jobcenter zu verringern.

Die Leute kamen zusammen, um Tee zu trinken. Diese Tätigkeit, die ohnehin ein Aspekt ihres Alltags ist, hatte das Potential für die Mieter_innen, die Bedingungen zu schaffen, ihre Anliegen hörbar zu machen und die Forderungen zu organisieren. Diese alltägliche Handlung des Miteinanders und mit anderen Teetrinkens konnte zu einem Instrument der Transformation werden, gerade weil diese Tätigkeit sich von ihrer früheren Vertrautheit abgelöst und entfremdet hatte. Diese Entfremdung einer spezifischen Praxis des Alltags veränderte auch die

39 Vgl. Alexa Färber verfolgt anschaulich über ein anderes »Objekt materieller Kultur«, nämlich die Verbreitung der Wasserpfeife in Berlin, wie das »orientalisch Imaginäre« in urbanen Konsumpraktiken auftaucht, die durch Migration und Tourismus geprägt sind. Alexa Färber: »Pimp my pipe?! Die Wasserpfeife als Marker von Konsumlandschaften spätmoderner Städte.« In: Querformat. Zeitgenössisches – Kunst – Populärkultur 2, 2009, S. 81–89.

Haltung der Mieter-Gemeinschaft gegenüber ihrem Alltag. Sobald eine Entfremdung vom Alltag empfunden wurde, ließ sich auch wahrnehmen, wie ihre eigenen Praktiken eine Veränderung hervorbrachten und den Ausgangspunkt für Mögliches darstellten. Die Mieter_innen begannen zu verstehen, wie ihre Handlungen des Alltags ein Werkzeug des Wandels werden konnten – gerade dadurch, dass die Beendigung der einfachen Wiederholung ihres Alltags durch eine Wiederholung ihres Alltags, aber in neuer Umgebung, geschah.

Der Samowar wird von einem Gerät, an dem sie durch ihren Alltag einen Anteil haben, zu einem Instrument, über das vermittelt die sozialen Beziehungen verändert konfiguriert werden können, indem die praktische Veränderung seiner Verwendung neue soziale Verbindungen begründet und sich nicht nur die Weise verändert, wie wir das Politische denken oder wünschen können. Dabei ist es entscheidend, dass das Instrument »erkannt« wird, wo es herkommt und wie es sonst verwendet wurde. Eine Interviewpartnerin sagt:

»Dann war ich auch überrascht, als sie erzählten, dass sie sich vorher gar nicht kannten, sondern auch erst durch den Protest, aber sie machten auch den Eindruck, als wenn sie schon seit Jahren befreundet sind. Und dann kamen noch drei andere Frauen, die hier gar nicht wohnen und auch nicht hier arbeiten, ich glaube aus Neukölln oder sogar Wedding, die sich einfach hier nur zum Tee verabreden haben.«⁴⁰

Die Praktiken und Instrumente, – so lässt sich schließen – die im gemeinsamen Leben eingelagert waren, müssen ein Teil des Gemeinsamen werden. Sie müssen zugleich stets erneuert werden, so dass die Gemeinschaft nicht mehr der Ort ist, an dem die Leute tun, was sie immer getan haben, wo sie kontinuierlich die Welt um sich herum reproduzieren. Als Instrument der »Ent-fremdung« machen es diese Praktiken vielmehr möglich, die Transformationen der eigenen Umgebung und des Alltags zu erfahren. In dem sie eine banale soziale Praxis entfremden, konnten die

40 Interview geführt am 4.12.2014 im Gecekondu von »Kotti & Co«.

Anwohner_innen nun fragen: Was werden wir tun? Und diese Frage bittet um eine Antwort, eröffnet ein Vermögen.

»Handreichungen«

»Where is Admiralbrücke?« Diese Frage aus meiner zweiten hier dargestellten Beobachtung wird den Protestierenden der Mieterinitiative »Kotti & Co« täglich mehrfach gestellt. Zwischen Verkehrskreisel und der Grimmstraße auf der anderen Seite des Landwehrkanals hat sich ein Korridor herausgebildet. Er verbindet die Transport- und Touristenzone Oranienstraße/Adalbertstraße/Kottbusser Tor mit einer anderen Touristenzone – und er führt über ihr Protestcamp. Auf die Frage »Where is Admiralbrücke?« – indikativ für die neue Inwertsetzung ihrer Nachbarschaft – reagierten »Kotti & Co« nicht mit einem in der Stadt populären Touristenbashing und einem wohlfeilen Gentrifizierungsvorwurf, sondern indem sie den Korridor zur Admiralbrücke zu nutzen begannen, um auf ihre Situation aufmerksam zu machen. Der Verkauf von Tee, die Ausrichtung von Tanz-, Musik-, und Filmabenden für die Nachbarschaft u.v.m. – wer beim Vorbeischlendern anhalten wollte, gehörte mit zu dieser willkommen heißenden Geste, die Hände auch jenen gegenüber auszustrecken, bei denen man nicht sicher sein konnte, ob sie neu hinzuziehende Studierende, »EasyJet-Touristen« oder Migrant_innen aus den Krisenregionen Europas – Spanien, Griechenland, Bulgarien oder Italien – waren, die sich etwa auf Berlins Baustellen, im Kunstmarkt und der Gastronomie verdingten und in Hostels neben ebenjenen Touristen schliefen, die durch Billig-Flugstrecken-Logistik neuen Mustern der Mobilität und des Lebensstils folgten.

Kontrollen von Bevölkerungsbewegungen kennen die Leute aus Kreuzberg, wobei die ausländerpolitischen Kategorisierungen in der Vergangenheit weitaus weniger volatil waren als heute. Viele von ihnen sind vor Dekaden nach Kreuzberg gezogen, wo eine Ballungszentrumsverordnung 1975 gegen das Branding »Ghetto Kreuzberg« ein neues Regierungsprotokoll durchzusetzen begann: In einem Kiez, in dem mehr als 12 Prozent Ausländer wohnten, erhielten Neuzuziehende nach West-Berlin einen Sperrvermerk in ihrem Pass, der ihnen nicht gestattete, sich in diesem Stadtteil offiziell zu melden. Obgleich dieser Stempelabdruck heute nicht mehr aktuell ist, lautet die bis dato aktuelle Formel »soziale Durch-

mischung« – eine weiche Form der Macht protokollarisch unterstützter Kontrolle, eine immaterielle Grundlage für die materielle Mobilisierung von Bevölkerungen⁴¹.

Die Ausdifferenzierung und Hierarchisierung von Rechten, die dazu führt, dass es in Deutschland aktuell 72 verschiedene Aufenthaltstitel gibt, ist ein Kennzeichen dafür, dass heute die Weisen der Einschließung sich nicht nur vermehren, sondern in ihrer Form verändert haben⁴². Dies geschieht durch eine Clusterung von unterschiedlichen Einwanderungsgruppen mit wiederum unterschiedlichen Aufenthaltstiteln, die durch eine Mischung aus ausländer-, arbeits- und sozialrechtlichen Titeln die Konditionen des Lebens in der Migration regeln. Eine lineare Vorstellung von »Kommen und Bleiben«, von der »Einwanderung zur Integration« wird dadurch zunehmend obsolet gemacht. Die Postkarte von »Kotti & Co« kann unter diesen Umständen als bescheidene Geste und als Angebot an alle verstanden werden, die Grenzen zwischen sozialen Gruppen als Thema von Auseinander- und Übersetzungen zu machen und über neue Zuordnungen nachzudenken. Ethnografisch müsste darum die Spur erneut aufgenommen und untersucht werden: Welche sind die Gründe dafür, mobile Menschen nach Begriffen wie Global Player, Flüchtende, Migranten, Touristen oder Erasmus-Studierende zu unterscheiden? Was bringt welcher dieser Begriffe heute hervor?

Solidarische Praktiken

Auch wenn der Berliner Senat sich von einem restriktiven Anti-Einwanderungskurs und -diskurs entfernt hat und inzwischen eine »solidarische Stadt« in Zukunftskonzepten eine Rolle spielt, verbleiben diese top-down Konzepte eher schwach, weil sie auf allgemeine Vorstellungen reduziert

41 Manuela Bojadžijev: Die windige Internationale. Rassismus und Kämpfe der Migration. Münster 2008.

42 Dorothee Frings: Eintrittskarten und Einzelfälle. Wie das Sozialrecht Migration reguliert. D. Frings im Gespräch mit M. Bojadžijev und D. Gürsel. In: Labor Migration (Hg.): Vom Rand ins Zentrum. Perspektiven einer kritischen Migrationsforschung. Berliner Blätter 65, Berlin 2014, S. 94–110.

werden – indem von einer »Stadt der Vielfalt« gesprochen wird. Aber es gibt andere solidarische Praktiken, wie jene von »Kotti & Co«, die gerade in urbanen Konflikten entstehen: Solche Konflikte, die von den lokalisierten Rändern der Gesellschaft auftauchen und zugleich in einer Forderung nach neuen Kollektivrechten situiert sind. Die zwei kontrastierten Konzepte von Solidarität stehen für eine institutionelle Konzeption der Zivilgesellschaft auf der einen Seite und jene der gelebten »Kulturen« von Einwohnern auf der anderen Seite; oder alternativ für Konzepte der Ordnung, die die Freiheit garantiert auf der einen, und jener Ordnung, die von dieser Freiheit Gebrauch macht und jegliche Form des institutionellen Managements des sozialen Raums überschreitet, auf der anderen Seite. Indem wir die Situation so rahmen, lässt sich ein anderes Verständnis des sozialen Raums des Urbanen entwickeln: mit ihrem Ringen um die Commons als »messy«-Einheit. Die Unterscheidung zwischen verschiedenen Konzeptionen der Eigentumsverhältnisse (privat, öffentlich und gemeinsam) sowie der politischen Entscheidungsprozesse darüber gehören ebenso dazu, so dass die De-Privatisierung nicht notwendigerweise in Form von Staatseigentum verstanden werden muss. Vielmehr wird gerade im Zusammenhang der solidarischen Praktiken um den Sozialen Wohnungsbau explizit, dass öffentliches Interesse in Begriffen der Demokratie von den Akteur_innen redefiniert wird.

Urban Commons sind von der heterogenen Geographie der globalen Finanzökonomie und von städtischen Wohnungspolitikern ebenso betroffen wie durch Netzwerke der »migrant and urban poor« und von Auseinandersetzungen um Solidarität und Demokratie geprägt. Das vorhandene kritische Vokabular der Gentrifizierung, das Ausschluss und Vertreibung betont, genügt hier nicht. Vielmehr kommen hier neue Praktiken der Einschließung, Zugehörigkeit und Zuordnung in neuen gesellschaftlichen und kulturellen Mischungen in diesen konfliktträchtigen Auseinandersetzungen zum Ausdruck – innerhalb der Wohnhäuser und gegenüber einer solidarischen Umwelt ebenso wie gegenüber temporären Bewohner_innen oder Tourist_innen. Sie reorganisieren damit auch die traditionellen Formen und Praktiken der Zugehörigkeit und der Zuordnung ethnischen oder nationalen Typs.

Die hier vorgestellten Praktiken von »Kotti & Co«, im Sinne von Entfremdung vormals banaler Praktiken, Gesten (wie im Fall des Samowars) und Handreichungen (wie über die Postkarte) funktionieren über vorgegebene und zugeschriebene Zugehörigkeiten hinweg. Sie arbeiten

an einer ent-identifizierenden Weise des Politischen⁴³, in dem sie nicht nur auf die Offenheit von Gemeinschaft zielen, sondern auch den Wandel und die Auflösung eines sozialen Gefüges erarbeiten⁴⁴ als aktiv produzierte Ressource. Während neue Typen des *doing commons* überraschend populär geworden sind, ist die Hervorbringung von populärem Wissen, in Bezug auf den Nutzen öffentlicher Räume und das Design urbaner Zusammensetzungen, konsolidiert. Was dabei entsteht, sind neue Formen des Politischen, die gesellschaftliche Belange wertschätzen: im Sinne eines Ringens um das Gemeinsame.

43 Vgl. Manuela Bojadžijev: »Identity: fortress or Paradox?« In: Veronica Zink, Johanna Fernández, Danae Gallo González (eds.): *W(h)ither Identity. Positioning the Self and Transforming the Social*. Trier 2015.

44 Vgl. Karakayalı 2013 (w. Anm. 15), S. 24.

Doing commons: Gentrification or the struggle for the common in the urban space

This article analyses how practices of collective use merge with a politics of collective ownership, based on the case study of a tenant's initiative in Kreuzberg, Berlin. It discusses current conceptions of commons in debates within Urban Studies, foregrounding the relationship between material conditions and immaterial practices, and criticises an understanding of gentrification that focuses solely on exclusion and displacement. From an ethnographic perspective, the article addresses practices of solidarity based on inclusion and connection in the constitution of new urban political alliances.

Mitteilung





Die restaurierte Ruine. Ein paradoxales Denkbild zur Pluralität des Historischen

Jens Wietschorke

»Es gibt eine Sache, die ist schöner als eine schöne Sache.
Das ist die Ruine einer schönen Sache«.¹

Über Jahrzehnte hinweg war die bis 1780 erbaute »Ruine von Karthago« im Schönbrunner Schlosspark in Wien vom Einsturz bedroht, seit 2003 ist die Restaurierung abgeschlossen und die Ruine erstrahlt wieder im alten Glanz.² Vielleicht muss man diese Feststellung zweimal lesen, bis sie sich in ihrer ganzen verquerten Logik zeigt. Erstens: Eine 1780 erbaute Ruine – ist das nicht ein innerer Widerspruch, insofern die Ruine per definitionem nicht den Neuzustand, sondern gerade den Verfallzustand eines Bauwerks bezeichnet? Zweitens: Eine Ruine, die vom Einsturz bedroht ist – liegt darin nicht ein glatter Pleonasmus, eine Verdoppelung des Wortsinns? Und drittens: Das Erstrahlen im »alten Glanz« – ist hier der alte Glanz der Römerzeit gemeint, der im romantischen Arrangement des ausgehenden 18. Jahrhunderts heraufbeschworen werden sollte? Meint das den Glanz des 18. Jahrhunderts selbst, als die Schönbrunner Schlossanlage mit ihren Gebäuden und Gärten noch neu war? Oder meint das einfach nur den Zustand vor dem Verfall, in dem man das Gartenaccessoire noch in den 1980er- und 1990er-Jahren

1 Dieser Satz stammt von dem französischen Maler Pierre Cécile Puvis de Chavannes (1824–1898), zit. nach: Susanne Hauser: *Metamorphosen des Abfalls. Konzepte für alte Industrieareale*. Frankfurt a. M., New York 2001, S. 181.

2 Zur Geschichte der Römischen Ruine und ihrer Restaurierung vgl. Friedrich Dahm (Hg.): *Die Römische Ruine im Schloßpark von Schönbrunn. Forschungen – Instandsetzung – Restaurierung*. Wien 2003; Eva-Maria Höhle: *Zur Restaurierung der Römischen Ruine in Schönbrunn*. In: *Österreichische Ingenieur- und Architekten-Zeitschrift*, 142, 7/8, 1997, S. 586–589; Beatrix Hajós: *Ein neues Rom in Wien. Schönbrunner Statuen 1773 bis 1780*. Wien, Köln, Weimar 2004, S. 154–159.

kannte? Was ist hier überhaupt alt, und mit welchen Ideen vom »Alten« ist es verknüpft? Und wie verhält sich das zur heutigen Praxis der Denkmalpflege, die diese verschiedenen Ideen des »Alten« miteinander vermittelt und ihnen nochmals eine eigene Reflexionsebene hinzufügt?

In diesem kleinen Beitrag möchte ich die restaurierte »Ruine von Karthago« – seit etwa 1800 als »Römische Ruine« bezeichnet – als pointiertes Lehrstück für das Spiel komplex ineinander verschränkter Historizitäten vorstellen. Die »Erforschung des Sinnverhältnisses »Ruine«³ bietet nämlich die Chance, Historizität als doppelte Dimension kulturwissenschaftlicher Reflexion in den Blick zu nehmen: im Sinne einer Geschichtlichkeit der Dinge und der kulturellen Konfigurationen *und* im Sinne expliziter, ihrerseits pluraler Bezugnahmen auf Geschichte. Wie wir sehen werden, lassen sich beide Dimensionen nicht voneinander trennen: So wie der Begriff »Tradition« sowohl auf intentionale wie nicht-intentionale Kontinuitäten verweist, so ist nahezu alles, was Geschichte hat, nicht nur mit seiner eigenen Vor-Geschichte, sondern immer auch mit offenen und verdeckten, mehr oder weniger bewussten Praktiken der Historisierung verbunden. Vielleicht ist es dieser Zusammenhang, der besonders deutlich macht, dass die Gegenwart ohne die Auseinandersetzung mit ihrer Geschichte ebensowenig verstanden werden kann wie die Geschichte ohne die Reflexion der Gegenwart, die sie erst zur Geschichte macht.⁴

- 3 Andreas Schmidt: Die Ruine. In: Rolf Wilhelm Brednich, Heinz Schmitt (Hg.): *Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur*. 30. Deutscher Volkskundekongress in Karlsruhe vom 25. bis 29. September 1995. Münster 1997, S. 496–504, S. 504.
- 4 Vgl. dazu meine verschiedentlichen Überlegungen zur Verschränkung von Geschichte und Gegenwart in der kulturwissenschaftlichen Epistemologie: Jens Wietschorke: *Geschichte der Gegenwart, Gegenwart der Geschichte: Europäische Ethnologie und Historische Anthropologie*. In: *Historische Anthropologie*, 20, 2012, S. 249–252; Ders.: *Historische Anthropologie und Europäische Ethnologie: Zur epistemologischen Verklammerung von Geschichte und Gegenwart in einem Forschungsprogramm*. In: Beate Binder, Michaela Fenske (Hg.): *Historische Anthropologie. Standortbestimmungen im Feld historischer und europäisch ethnologischer Forschungs- und Wissenspraktiken*. *Historisches Forum*, 14, 2012, S. 23–35, online unter <http://edoc.hu-berlin.de/histfor/14/> (Zugriff: 28.9.2016); Ders.: *Bourdieu und der Raum der Geschichte*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde*, 109, 2013, S. 149–166.

»Die Ruine«, schreibt Susanne Hauser, »ist untrennbar mit Ästhetik und künstlerischer Artikulation verbunden. Denn erst wenn Dinge, Bauten, Artefakte aller Art verfallen und ihr »natürlicher« Verfall ästhetisiert wird, entsteht die Ruine.«⁵ Im Fall der künstlichen Ruine verhalten sich die Dinge etwas anders. Sie ist von vornherein ästhetisches Produkt und künstlerische Artikulation; hier wird kein »natürlicher Verfall« ästhetisiert, sondern der Verfall wird inszeniert und wird so zum bewusst gesetzten Geschichtszeichen. Mit dem Hinweis auf Reichtum und Untergang der römischen Kunst und Zivilisation wird die Habsburgermonarchie mit ihrem quasi erblichen Anspruch auf die römisch-deutsche Kaiserkrone als natürliche Nachfolgerin positioniert; zugleich steckt im ruinösen Zustand der römischen Szenerie aber auch ein Überlegenheitsgestus der gegenwärtigen Monarchie. In diesem Sinne ist die Römische Ruine im landschaftlichen Kontext der kaiserlichen Sommerresidenz als klassisches Herrschaftszeichen zu lesen: Wer die Ruinen eines vergangenen Reiches vorführen und dieses weit in die Vergangenheit verweisen kann, demonstriert die eigene Deutungs- und Handlungsmacht als politischer *big player* der Gegenwart.

Mittels dieser historisierenden Gestik verweist die Schönbrunner Ruine bereits in sich auf multiple Temporalitäten: zum einen auf die römische Herrschaftsarchitektur, zum anderen aber auf die vergehende und vergangene Zeit, welche eben diese römische Architektur dem Verfall preisgegeben hat. Beides ist hier natürlich ein »Fake«, aber eben damit thematisiert sie – ganz im Sinne der damals entstehenden romantischen Ästhetik – Geschichte: als Erinnerung und Memento, aber auch als Bild der Absichtslosigkeit. Denn kunstvoll inszeniert das Bauwerk die Wiedereroberung des Terrains durch die Natur bzw. Vegetation, so dass die Ruine nicht nur Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch Natur und Kunst in ein dialektisches Verhältnis zueinander setzt. Nicht ohne Grund hat Walter Benjamin das Motiv der Ruine in seinem »Ursprung des deutschen Trauerspiels« ausführlich behandelt,⁶ ebenso Adorno in

5 Hauser 2001 (wie Anm. 1), S. 181.

6 Walter Benjamin: Ursprung des deutschen Trauerspiels. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Hg. v. Rolf Tiedemann, Hermann Schweppenhäuser. Bd. I.I. Frankfurt a. M. 1991, S. 203–430, S. 353–358.

seiner »Ästhetischen Theorie«⁷ – implizit auch in seinen Überlegungen zur »Idee der Naturgeschichte«, wo es heißt, »daß die Momente Natur und Geschichte nicht ineinander aufgehen, sondern daß sie zugleich auseinanderbrechen und sich so verschränken, daß das Natürliche auftritt als Zeichen für Geschichte und Geschichte, wo sie sich am geschichtlichsten gibt, als Zeichen für Natur«.⁸ Kurzum: Die Ruine erweist sich als ein Denkbild, über das sich temporale Bezüge reflektieren lassen: die vergangene Größe, der Verfall dieser Größe und ihre Re-Aktualisierung im dialektischen Arrangement der künstlichen Ruine.⁹ Sie setzt dabei aber auch sozusagen eine vergehende menschliche Zeit (Geschichte) und eine vergehende nicht-menschliche Zeit (Natur) zueinander in Beziehung – eben das macht ihre allegorische Qualität und geschichtsphilosophische Anschlussfähigkeit aus.

Durch ihre Restaurierung bis 2003 gewinnt die Symbolgeschichte der Römischen Ruine im Schlosspark Schönbrunn eine ganz eigene Pointe. Denn nun ist es der inszenierte Verfallszustand, der vor dem echten Verfall gerettet werden muss. Das aber bedeutet nichts anderes, als dass dem stillgestellten, machtstrategisch motivierten Bild von Geschichte gegenüber der wirklichen Geschichte im Sinne der prozessualen Zeit den Vorzug gegeben wird. Der zeitliche Verfall soll zwar abgebildet werden, das

- 7 Theodor W. Adorno: *Gesammelte Schriften*. Hg. v. Rolf Tiedemann. Bd. 7. Frankfurt a. M. 1973, S. 101–102.
- 8 Theodor W. Adorno: *Die Idee der Naturgeschichte*. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*. Hg. v. Rolf Tiedemann. Bd. 1: *Philosophische Frühschriften*. Frankfurt a. M. 1973, S. 345–365, S. 360.
- 9 Zur Symbolik und Symbolgeschichte der Ruine vgl. den reichhaltigen Sammelband Julia Hell, Andreas Schönle (Hg.): *Ruins of Modernity*. Durham 2010, sowie Bazon Brock: *Die Ruine als Form der Vermittlung von Fragment und Totalität*. In: Lucien Dällenbach (Hg.): *Fragment und Totalität*, Frankfurt a. M. 1984, S. 124–159, Hartmut Böhme: *Ästhetik der Ruinen*. In: Dietmar Kamper, Christoph Wulf (Hg.): *Der Schein des Schönen*. Göttingen 1989, S. 287–304, und Schmidt 1997 (wie Anm. 3). Vgl. auch die kunsthistorischen Arbeiten von Günter Hartmann: *Die Ruine im Landschaftsgarten*. Ihre Bedeutung für den frühen Historismus und die Landschaftsmalerei in der Romantik. Worms 1981, Reinhold Zimmermann: *Künstliche Ruinen*. Studien zu ihrer Bedeutung und Form. Wiesbaden 1989, und Andrea Siegmund: *Die romantische Ruine im Landschaftsgarten*. Ein Beitrag zum Verhältnis der Romantik zu Barock und Klassik. Würzburg 2002. Eine ausführliche Fallstudie bietet Anja Dötsch: *Die Löwenburg im Schlosspark Kassel-Wilhelmshöhe*. Eine künstliche Ruine des späten 18. Jahrhunderts. 2 Bände. Regensburg 2006.

Bild des Verfalls selbst aber soll seinerseits dem zeitlichen Verfall nicht ausgesetzt sein. Mit Roland Barthes könnte argumentiert werden, dass die künstliche Ruine eine mythische »Meta-Aussage« formuliert, indem sie nicht nur ihren manifesten Inhalt als Einheit von Signifikant und Signifikat – also das zertrümmerte Tonnengewölbe, das ausgefranzte Fries, die Säulenstümpfe und angeschlagenen Plastiken als Verweise auf die römische Antike – transportiert, sondern diese Einheit in ein neues, metasprachliches Zeichen verwandelt.¹⁰ Dieses Zeichen bedeutet nichts als »Vergänglichkeit« bzw. »vergängliche Größe« – und eben dieses Zeichen des 18. Jahrhunderts galt es im Zuge der Restaurierung vor der realen Vergänglichkeit zu bewahren. Auf diese Weise wird – nach Barthes – Geschichte in Natur verwandelt und der Diskussion entzogen; erst die ideologiekritische Analyse öffnet diese »blackbox« wieder. Der denkmalpflegerische Diskurs freilich funktioniert wiederum nach einer eigenen, nochmals anderes historisierenden Logik: Denn im Jahr 2003 wurde die Ruine natürlich nicht in ihrer Funktion als politisches Herrschaftszeichen der Habsburgermonarchie wiederhergestellt, sondern in ihrer Funktion als Teil des historischen Schönbrunner Ensembles und UNESCO-zertifiziertes Kulturerbe. Hinter dieser Zuordnung aber stehen wiederum neue ökonomische und politische Verwertungslogiken, die als Teil der polytemporalen Gesamtkonstellation »Römische Ruine« in die Analyse einbezogen werden müssen.

Die Ruine – zu ihrer Entstehungszeit ihrerseits als Allegorie gemeint – wird nicht zuletzt durch das Paradox ihrer Restaurierung *als* Ruine – zu einer Allegorie für den kulturwissenschaftlichen Umgang mit komplex übereinander geschichteten Historizitäten. Hermann Bausinger hat 1989 in einem Aufsatz die Blochsche »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« als eine mögliche Signatur der Volkskunde charakterisiert. »Wiederentdeckung und Wiederbelebung greifen ineinander, schaffen eine Gemengelage, die es immer schwieriger macht, zwischen dem unberührt Alten und dem Erneuernten zu unterscheiden«. Und im Hinblick auf den seinerzeitigen Fachdiskurs fügt Bausinger hinzu: »Wohl in keiner anderen Wissenschaft wird so viel von »echt« gesprochen, und wohl in keiner anderen Wissenschaft ist es so schwierig, ja unmöglich, zwischen echt

10 Vgl. dazu die theoretische Abhandlung zum Mythos in: Roland Barthes: *Mythen des Alltags*. Vollständige Ausgabe, Berlin 2010, S. 251–316.

und unecht zu unterscheiden.«¹¹ Aus Sicht einer Kulturwissenschaft, die sich aus aktors- und praxisorientierter Perspektive mit der Aushandlung der sozialen Welt auseinandersetzt, stellen sich »echt« und »unecht« also immer nur als Deutungsmuster, als Momente eines spezifischen Diskurses und der entsprechenden sozialen Praktiken dar.¹² Das legt eine Spur auch für die reflexive Beschäftigung mit Geschichte: Denn diese stellt sich notwendigerweise dar als ein Ineinander aus historischen Prägungen und historisierenden Praktiken, aus denen sich eine »logische Tiefenstaffelung von Perspektiven«¹³ ergibt. Die renovierte künstliche Ruine fasst diese Überlegung in ein starkes Bild: Denn hier liegen die »Fakes« und ihre »Remakes« so offen zutage, dass auch die Ununterscheidbarkeit von Echt und Falsch deutlich wird. Natürlich ist die 1780 hier errichtete Römische Ruine keine »echte« römische Ruine. Allerdings ist sie – so der Standpunkt der Denkmalpflege – eine »echte« künstliche Ruine des ausgehenden 18. Jahrhunderts, die als solche erhalten werden muss – sei es, weil ihr als architektonisches Kunstwerk Bedeutung zukommt, sei es, weil sie als Produkt bestimmter romantisierender künstlerischer Praktiken der Zeit Auskunft über zeitspezifische Adaptionen von Geschichte gibt, über die Macht von Geschichts-Bildern, deren Funktion zu erhehlen ist. Gleichzeitig ist auch diese Perspektive wiederum zeit- und standortgebunden. Von Ruinen gehen immer »multiple affordances«¹⁴ aus, unterschiedliche Möglichkeiten der Bezugnahme auf Geschichte. Aus dieser – in der Kulturanalyse selbstverständlichen – konstruktivistischen Perspektive werden Geschichtsperspektiven als elementarer Bestandteil aller möglichen Gegenwart(en) und damit wiederum von Geschichte überhaupt kenntlich, wie Wolfgang Kaschuba vor einiger

11 Hermann Bausinger: Ungleichzeitigkeiten. Von der Volkskunde zur empirischen Kulturwissenschaft. In: Helmuth Berking, Richard Faber (Hg.): Kultursoziologie – Symptom des Zeitgeistes? Würzburg 1989, S. 267–285, S. 271.

12 Zur Reflexion der Kategorien »Echt« und »Unecht« vgl. u.a. Hermann Bausinger: Zur Kritik der Folklorismuskritik. In: Populus Revisus, Beiträge zur Erforschung der Gegenwart. Tübingen 1966, S. 61–75; Carl Dahlhaus: Zur Dialektik von »echt« und »unecht«. In: Zeitschrift für Volkskunde, 63, 1967, S. 56–57; Rolf Lindner: Die Idee des Authentischen. In: kuckuck. Notizen zur Alltagskultur, 1, 1998, S. 58–61.

13 Wolfgang Kaschuba: »Turns« und »Tunes«: Zur Historizität ethnologischen Wissens. In: Zeitschrift für Volkskunde, 109, 2013, S. 1–27, S. 3.

14 Tim Edensor: Industrial Ruins: Spaces, Aesthetics, and Materiality. Oxford 2005, S. 124.

Zeit in der *Zeitschrift für Volkskunde* vorgeführt hat.¹⁵ Dieses Verständnis von Historizität enthält wichtige politische Implikationen. Denn nur so wird Geschichte als ein permanenter Aushandlungsprozess verstehbar, und »nur in einer solchen prozessualen Form kann sich daraus dann eine vielgestaltige Gedächtnis- und Wissenstopografie entwickeln, die unterschiedliche soziale Erinnerungen speichern, dafür unterschiedliche Räume und Orte anbieten und daher vielfältige kulturelle Identitätspolitiken möglich machen kann: auch kontroverielle Verarbeitungsweisen und ›partial truths‹ als Geschichte«. ¹⁶

Zwischen 2012 und 2015 wurde auch der 1943 durch Fliegerbomben beschädigte Turm der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche am Berliner Breitscheidplatz konserviert und saniert. Die Kriegsschäden am Dach, die dem Turm die landläufige Bezeichnung als »hohler Zahn« eingebracht haben, mussten dabei natürlich bis ins Detail erhalten bleiben, um dem Status des ikonisch gewordenen Kirchenbaus als Mahnmal Rechnung zu tragen. Die schwierigste Herausforderung sei gewesen, so der an der Sanierung beteiligte Architekt Raphael Abrell vom Berliner Architekturbüro BASD/Gerhard Schlotter, »die Ruine so zu sanieren, dass sie genauso ruinös und kaputt wie vorher aussieht«. ¹⁷ Auch hier ging es also darum, die politische Zeichenfunktion der Ruine abzusichern, indem der weitere Ruin der Bausubstanz aufgehalten wird. Die Gemeinde und die Berliner Denkmalpflege, die an sich durchaus auch die Bauzeit der Gedächtniskirche (1891–1895) als Referenzpunkt hätten wählen und den Turm vollständig wiederherstellen lassen können, haben sich in diesem Fall – natürlich! – für den Referenzpunkt 1943 entschieden und die Ruine als Ruine saniert. Die Kirche wird in ihrer Funktion als Geschichtszeichen des Zweiten Weltkriegs bestätigt und damit in ihrer möglichen Funktion als Geschichtszeichen für das wilhelminische Kaiserreich entkräftet. Beide Beispiele zeigen, dass »Geschichte« ein Komplex aus vielfältigen temporalen Repräsentationen, politischen Indexkalisierungen und historisierenden Praktiken ist. Sie hat antiquarische, legitimierende und subversive Funktion, sie vereint affirmative und kriti-

15 Kaschuba 2013 (wie Anm. 13), insbes. S. 22–27.

16 Ebd., S. 26.

17 <http://www.morgenpost.de/berlin/article139675176/Das-runderneuerte-Berliner-Wahrzeichen.html> (Zugriff: 28.9.2016).

sche Motive.¹⁸ Die restaurierte Ruine ist in diesem Sinne auch ein sprechendes Beispiel dafür, dass die Kulturwissenschaften weiter arbeiten sollten an ihren »Tendenzen in Richtung mehr sensibler und komplexer Verständnisse von und Umgänge mit den Verhältnissen zwischen verschiedenen Zeiten sowie zwischen Zeiten und ihren Repräsentationen«,¹⁹ wie sie Sharon MacDonald in ihrem Aufsatz über »Trafficking in History: Multitemporal Practices« beschreibt und wie sie Bernhard Tschofen in seinem Plädoyer für eine »multi-temporale Ethnografie«²⁰ ebenfalls anregt. Gleichwohl gilt aber auch, was Andreas Schmidt vor geraumer Zeit notiert hat, und was an die Grenzen aller historisierenden Semantiken erinnert: »Wer in Trümmern leben muß, hat kein symbolisches Verhältnis zu Ruinen.«²¹

18 Vgl. Wietschorke 2013 (wie Anm. 4), S. 152–155.

19 MacDonald, in Übersetzung zit. nach Bernhard Tschofen: Arbeit am Korpus. Am Ort der Europäischen Ethnologie. In: Beate Binder u.a. (Hg.): Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003, S. 97–113, S. 107.

20 Tschofen 2003 (wie Anm. 19), S. 107–108.

21 Schmidt 1997 (wie Anm. 3), S. 504.

Chronik der
Volkskunde





Tagungsbericht »Narrationsanalyse in der Europäischen Ethnologie«, Innsbruck, 22.–23. September 2016

Empirische Studien, die auf Interviews und/oder Teilnehmender Beobachtung fußen, gibt es in der Europäischen Ethnologie en masse. Wie die zugrundeliegenden Datenkorpora ausgewertet wurden und welche methodologischen Herausforderungen sich dabei aufgetan haben, wird jedoch nur selten thematisiert. Diese »Verschwiegenheitspraxis« (oder: Hemdsärmeligkeit?) wirkt sich auch auf die akademische Lehre aus: Menschen zu interviewen, soziale Situationen zu beobachten, über die entsprechenden Begegnungen im Feld zu reflektieren und in den Abschlussarbeiten (irgendwie) zu theoretisch fundierten und empirisch gesättigten Ergebnissen zu kommen, erscheint vielen Studierenden noch machbar. Aber wie genau »funktioniert« eigentlich das *in between*, »die« Auswertung?

Der Verweis auf die Fachliteratur erscheint hier nur bedingt hilfreich: Denn in den volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Einführungs- und Überblickswerken konzentriert sich die Methoden-Darstellung überwiegend auf die Aspekte der Datenerhebung und -repräsentation. Auch bei den Redaktionstreffen zum jüngst erschienenen, 570 Seiten starken Methoden-Kompodium¹ war wieder zu beobachten, dass Analysetechniken ein wenig beliebtes Sujet darstellen. Anstatt in kleineren und größeren Forschungsprojekten bewährte Techniken fortzuführen und/oder weiterzuentwickeln und die entsprechenden methodologischen Erkenntnisse auf Tagungen und in Publikationen zur (konstruktiven) Diskussion zu stellen, fristet die Phase der Auswertung noch immer ein Schattendasein – zumindest in der Außendarstellung. Zu beobachten sind stattdessen Tendenzen des *labelling* (»in Anlehnung an die Grounded Theory«), respektive der Ab- und Aufwertung von Methoden – etwa, wenn die qualitative Inhaltsanalyse als »langweilig«, die Dokumentarische Methode als »aufwendig« und die Diskursanalyse als »gewinnbringend« tituliert wird.

Umso begrüßenswerter, dass nun mit dem Workshop »Narrationsanalyse in der Europäischen Ethnologie« am 22. und 23. September

1 Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling, Walter Leimgruber: Methoden der Kulturanthropologie. Bern 2014.

2016 in Innsbruck ein Forum etabliert wurde, welches es sich zum Ziel gemacht hatte, das Thema »Auswertung« aus fachspezifischer Perspektive zu beleuchten.

Tagungsorganisatorin *Silke Meyer* (Innsbruck) hob in ihrem Einführungsvortrag hervor, dass der Mangel an methodologischen Handreichungen für eine transparente Datenauswertung in großem Kontrast stünde zu der Vielzahl an interviewbasierter Forschung in unserem Fach. Nach einem kurzen historischen Abriss der volkskundlichen Erzählforschung regte Meyer dazu an, die Aspekte »Akteur«, »Sprechhaltung« und »Interpretationsmöglichkeiten« in stärkerem Maße zusammenzudenken: »Was mit dem Sprechen gesagt werden will« (Bourdieu) sei eine Frage, deren Beantwortung weit mehr als nur eine Analyse des Inhalts erfordere; schließlich sei Sprache auch immer eine Tauschbeziehung, in der es um das Gekannt- und Anerkannt-Werden und das Benennen und damit auch Gestalten der Welt ginge. Voraussetzung dafür seien gemeinsame Sprachbezüge, Werte und Normsysteme sowie soziale Zugehörigkeit durch narrative Kompetenz. Die Narrationsanalyse böte die Option, die argumentativen Inhalte und sprachlichen Formen systematisch zueinander in Bezug zu setzen; insofern stelle sie für eine ethnographische Hermeneutik eine große Bereicherung dar.²

Brigitte Bönisch-Brednich (Wellington, NZ) hatte ihren Beitrag mit der programmatischen Frage überschrieben: *Constructing narrative out of narratives: How do we listen, what are we hearing and how do we do stories?* Zur Illustration griff sie auf unkonventionelle Beispiele zurück: Unter dem Titel »On sampling stories« bot sie zunächst (auto-) ethnographische Vignetten, die sie gemeinsam mit neuseeländischen KollegInnen zu den Themen »academic work loads« respektive »akademische Mobilität« verfasst hatte; anschließend präsentierte sie unter dem Titel »Decoding the analyzing process: Talking about doing stories« die Ergebnisse einer Feldforschung mit KollegInnen und Studierenden über deren Auswertungspraktiken. Nicht nur die Interviewzitate, sondern auch die Fotografien der Arbeitsplätze sorgten beim Tagungs publikum für »empirische Faszination« und führten zu einer engagierten Debatte um Chancen und Grenzen der Autoethnographie, die Zumutungen der

2 Vgl. Silke Meyer: Was heißt Erzählen? Die Narrationsanalyse als hermeneutische Methode der Europäischen Ethnologie. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 110, 2, 2014, S. 243–267, hier S. 248 f.

akademischen Arbeitswelt, die Rolle der Ethnographie (Kunst? Wissenschaft? Oder etwas dazwischen?), die innere und äußere Gelenktheit des analytischen Blicks und die damit zusammenhängende empirische Ressourcenverschwendung: 80 Prozent des Datenmaterials werden laut Bönisch-Brednich nie verwendet, sondern »kompostiert«.

Klara Löffler (Wien) präsentierte in ihrem Beitrag »In Relation gesehen. Überlegungen zu Situationsanalyse und Erzählforschung« eine kritische Einordnung von Adele Clarkes Konzept der »Situationsanalyse«³. Nach diesem Konzept steht das sogenannte Mapping (Kartographieren) im Zentrum, das auf drei unterschiedlichen analytischen Ebenen stattfindet (Situations-Maps; Mapping von sozialen Welten und Arenen; Positions-Maps) und jeweils durch das Schreiben von Memos begleitet wird. Die Forschenden sehen sich dann vor der Herausforderung, die Relationen zwischen den unterschiedlichen Ebenen herzustellen und sichtbar zu machen; denn bei Clarke werden die Maps nicht in Beziehung zueinander gesetzt. Löffler empfahl die Auseinandersetzung mit Clarkes Konzept, stellte aber auch dessen Schwächen heraus: Dazu zählen ihrer Ansicht nach der hohe Formalisierungsgrad des Konzepts, seine starke Betonung der Makro- und Mesoebene, der geringe Stellenwert der forschenden Person innerhalb der Mappings sowie die offenbleibende Frage nach der Überführung der visuell ausgerichteten Kartographien in einen analytischen Text.

Harm-Peer Zimmermann (Zürich) widmete sich der Frage, warum das Märchen ein Kunstwerk darstellt und inwiefern »Ästhetik« und »Anthropologie« zusammenhängen. In seinem Beitrag »Das Märchen als Kunstwerk« bot er einen breiten Überblick über Max Lüthis Ansatz einer ästhetisch-strukturalistischen Erzählforschung und verwies darauf, dass Lüthi selbst in seiner Forschung sowohl strukturalistischen als auch ästhetischen Regeln und Formgesetzen gefolgt ist. Zimmermann betonte, dass das Märchen hinsichtlich seiner Erzählstruktur stets aktuell ist. Inwiefern sich Lüthis Thesen (etwa: im Märchen finden sich die Grundgesetze des Erzählens; sie sind als »differenzierte Kontrast-Kunstwerke« zu betrachten, haben eine feste Struktur und Eigengesetzlichkeit) konkret auf andere Textsorten übertragen lassen, blieb im Vortrag allerdings offen.

3 Adele E. Clarke: Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn. Wiesbaden 2012.

Stefan Groth (Bonn/Zürich) referierte über »Ambivalenz, Intention und Kompetenz zwischen Linguistischer Anthropologie und Narrationsanalyse«. Anhand von empirischen Beispielen aus unterschiedlichen Settings (multilaterale Verhandlungen; freizeitsportliches Rennradfahren; normative Orientierungen am Mittelmaß) konnte Groth veranschaulichen, dass mit sprachlichen Äußerungen sowohl inhaltliche wie auch sprachpragmatische Absichten verfolgt werden können, die analytisch nur schwer zu fassen sind. Um den jeweiligen Codes, Ambivalenzen und Interaktionsnormen der verschiedenen *speech communities* auf die Spur zu kommen, plädierte Groth dafür, mit einem analytischen Dreischritt zu arbeiten, bestehend aus Inhaltsanalyse, Sprachanalyse aus linguistisch-anthropologischer Perspektive sowie dem Einbezug der (politischen) Makroebene.

Auch *Linda Mülli* (Basel/München) widmete sich dem Feld der internationalen Organisationen – aber aus Akteursperspektive. Sie bot einen Einblick in ihr laufendes Promotionsvorhaben, das sich auf der Basis von Teilnehmenden Beobachtungen und Leitfaden-Interviews mit den ritualisierten Handlungen und Erzählstrategien von Männern und Frauen beschäftigt, die ihre beruflichen Karrieren bei UN-nahen Organisationen starten. Dass sich die angehenden ProjektleiterInnen im Zuge ihres »habitus of transnational life and work« nicht nur in diesem umkämpften Feld, sondern auch im Interview mithilfe spezifischer Erzählmuster und Sprachmodi immer wieder neu sozial positionieren (müssen), konnte Mülli eindrucksvoll zeigen. Deutlich wurde dadurch auch, dass die Analyse der Narrationsstrategien dieser »self-aware interviewees« komplexe methodische Herausforderungen stellt.

Unter dem Titel »Erzählmacht ist Handlungsmacht ist Deutungsmacht. Coping and adjustment im Umsiedlungsprozess« präsentierte *Valeska Flor* (Bonn/Innsbruck) Ergebnisse ihrer Dissertation, die sich mit dem Alltag von Menschen in einem rheinischen Braunkohlerevier beschäftigt, die von der Zwangsumsiedlung bedroht sind. Der Vortrag fokussierte auf den Konnex von Verlusterfahrung, Erzählen und Bewältigung: Nicht nur das *Was*, sondern vor allem auch das *Wie* des Erzählens sollte in den Blick genommen werden. Anhand ihres dichten Interviewmaterials konnte Flor verdeutlichen, dass die Betroffenen durch ihre Narrative zwar Ordnung, Orientierung und (Handlungs-) Macht herzustellen versuchen, zugleich aber starke Brüche und Lücken in der Kohärenz von Inhalt und Erzählstruktur feststellbar sind – was

jeweils in direktem Zusammenhang mit Körperhaltung und Sprechweise steht.

Anhand von Interviews mit professionellen und Laien-Helfern, die bei Großschadensereignissen (z.B. Tornado, Überschwemmung) zum Einsatz kommen, konnte *Gerrit Herlyn* (Hamburg) veranschaulichen, dass das Konzept der Positionierungsanalyse nach Lucius-Höhne/Deppermann 2004⁴ auch bei der Auswertung großer qualitativer Datenbestände zielführend eingesetzt werden kann. Sein durch viele Fallbeispiele angereicherter Beitrag zeigte anschaulich, dass Positionierungsanalysen dezidiert Auskunft über Selbst- und Fremdbilder (»Die von der Feuerwehr« vs. »Wir vom THW«) geben und insofern einen wichtigen Baustein im Prozess der Auswertung von Interviews darstellen (können).

Abschließend sprach noch einmal *Silke Meyer* (Innsbruck) über »Die Moral von der Geschichte – die ethische Narrativitätsthese aus kulturwissenschaftlicher Sicht«. Die Workshop-Initiatorin verwies darauf, dass »Menschen sich in ihren Geschichten stets selbst entwerfen«, dass »in der Einheit der Erzählung die Divergenz zwischen dem guten und dem gelebten Leben bewältigt werde« und »Erzählen« somit immer auch »Moralisieren« bedeute. Meyers Habilitationsforschung zum Thema »Verschuldung in der Gegenwartsgesellschaft«, die auf einem großen empirischen Konvolut an Schulden-Erzählungen basiert, bestätigte dies: Hier finden sich neben »Konversionsgeschichten« und »Bildungsgeschichten« vor allem »Rechtfertigungsgeschichten«, mit denen Rationalität hergestellt und der »gute« Erzähler und sein »gutes Leben« gezeigt werden kann (*moral stance*), also ein erzählerischer Rahmen für das Erlebte geschaffen wird.

Ob derartige Ordnungskriterien in der gegenwärtigen Erzählforschung (noch) sinnvoll sind und worin eigentlich das volkskundlich-kulturwissenschaftliche Forschungsinteresse jenseits des Erzählerischen bestünde, wurde anschließend angeregt diskutiert. Derartige Fragen werden das Forum wohl auch zukünftig noch beschäftigen: Die Beiträge des Workshops sollen in einer der nächsten Ausgaben der Zeitschrift *Fabula* veröffentlicht werden; für das Jahr 2017 ist eine Fortsetzung der

4 Gabriele Lucius-Höhne, Arnulf Deppermann: Narrative Identität und Positionierung. In: Gesprächsführung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion, 5, 2004, S. 166–183.

Veranstaltung an der Universität Hamburg unter der Ägide von Gerrit Herlyn geplant.

Insgesamt bot der Workshop ein wichtiges Forum der methodisch-methodologischen Auseinandersetzung mit dem großen Themenkomplex (narrationsanalytische) Auswertung. Das Veranstaltungsformat hätte jedoch von den rund 25 Teilnehmenden noch stärker im Sinne eines wirklichen »Workshops« genutzt werden können: Viele Inputs waren zeitlich sehr ausgreifend und als Frontalvortrag angelegt, die zugehörigen »Diskussionen« folgten weitgehend dem Frage-Antwort-Modus und führten nur punktuell zu größeren Debatten im Plenum.

Dennoch hat die Veranstaltung sicherlich dazu beigetragen, »in Ergänzung zu einer bereits bestehenden »Ethnographie des Sprechens« auch die »Ethnographie des Schreibens« fortzuentwickeln« (Löffler). Das Fach braucht mehr derartige Auseinandersetzungen, wenn es sich im Kanon der empirisch arbeitenden Kultur- und Sozialwissenschaften nicht nur inhaltlich und erhebungsmethodisch, sondern auch auf dem Gebiet der vielzitierten analytischen »Tiefenschärfe« weiter behaupten will.

Laura Wehr

Volkskunde im Museum – ein Auslaufmodell?

Die 25. BBOS-Tagung in Augsburg, 18.–20. September 2016

Volkskundliche Sammlungen waren nicht nur ausschlaggebend für die Gründung zahlreicher Museen, auch heute noch sind sie wesentlicher Bestandteil vieler Stadt-, Heimat- und Spezialmuseen. Seit den 1970er Jahren sammelten Museen darüber hinaus zunehmend Objekte der Alltagskultur aus der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart. In der Ausbildung der VolkskundlerInnen bzw. EthnologInnen an den Universitäten dagegen spielt die Sachvolkskunde eine immer geringere Rolle. Werden also in den Museen künftig die entsprechenden SpezialistInnen fehlen? Ist die Volkskunde im Museum gar ein Auslaufmodell? Oder gibt es Wege, die volkskundlichen Sammlungen im Museum zeitgemäß zu präsentieren und spannend zu vermitteln?

Die 25. bayerisch-böhmisch-österreichisch-sächsische Museumsfachtagung (BBOS) widmete sich unter dem Motto »Volkskunde im Museum – ein Auslaufmodell?« vom 18. bis 20. September 2016 im Maximilianmuseum Augsburg und im Volkskundemuseum Oberschönenfeld dieser vielschichtigen Thematik. In seinem Vortrag »Zwischen Kompensation und Partizipation. Alltagskultur im Museum gestern und heute« führte *Thomas Thiemeyer* vom Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen vor allem drei Gründe an, warum die Volkskunde sich als »Problemfall« wahrnehme. Zum einen, weil ihre Grundbegriffe, insbesondere »Heimat« und »Identität« derzeit kontrovers diskutiert würden und zum anderen, weil ihre Sammlungen nur eingeschränkt »Highlights« aufweisen könnten, die »man« unbedingt gesehen haben muss. Zudem könnten sich auch die Museen mit volkskundlichen Sammlungen in Zeiten von Multimedia und sozialen Netzwerken nicht dem Trend zur aktiven Teilhabe der Bürgerschaft und zum zeitgemäßen Sammeln und Präsentieren entziehen. Nach einem geschichtlichen Exkurs in die Zeit um 1900, die 1920er/1930er Jahre und die 1970er/1980er Jahre, allesamt aus unterschiedlichen Gründen die drei Hochphasen des Volkskundlichen im Museum, zeigte Thiemeyer einige Problemfelder auf, die der eigentlich erfolgreichen Entwicklung der Volkskundemuseen derzeit Schwierigkeiten bereiten würden. Als erstes wurde von ihm die Heterogenität der Sammlungen genannt, die vor allem auf der Begeisterung für die Alltagskultur in den 1980er Jahren gründen würde – hier müssten die Museen dringend Sammlungskonzepte erarbeiten, Wichtiges von Unwichtigem trennen und eigene Schwerpunkte setzen. Aufgrund des Personal- und Geldmangels in den Museen würden darüber hinaus kaum noch Objekte zu aktuellen Themen gesammelt und die Museen liefen damit Gefahr, den Anschluss an die Gegenwart zu verlieren. Wie könne man beispielsweise in den Museen Migration oder den derzeit herrschenden Körperkult oder die digitale Lebenswelt dokumentieren? Probleme würde den Volkskundemuseen auch der zunehmende Anspruch an die Präsentation ihrer Ausstellungen bereiten. Das Museumpublikum sei weit gereist und durch spektakuläre Museumsneubauten und Ausstellungen an hohe Standards hinsichtlich der Gestaltung und Darstellung von Inhalten gewöhnt. Wie könnten nun volkskundliche Museen diesen Herausforderungen begegnen? Eine gute Voraussetzung sei laut Thiemeyer, dass das Interesse der Menschen am Alltag größer sei als jemals zuvor, was sich vor allem in den sozialen Medien zeige.

Hier fänden volkskundliche Museen zahlreiche Anknüpfungspunkte für ihre Arbeit. Auch die Begriffe »Heimat« und »Identität« müssten in der Gesellschaft neu verhandelt werden. Alltagskultur-Museen wären in der Lage – so Thiemeyer – als »Kulturübersetzer« zu dienen, weil sie mit ihren Objekten das tägliche Leben in einer Region abbilden. Und nicht zuletzt könnten die VolkskundlerInnen selbst den gesellschaftlichen Diskurs bereichern, weil sie bereits während ihres Studiums gelernt hätten, auch andere Perspektiven einzunehmen.

Nach diesen grundsätzlichen Überlegungen war es für die TagungsteilnehmerInnen interessant zu erfahren, wie sich die Situation der Volkskundemuseen in den vier Partnerländern Oberösterreich, Sachsen, Tschechien und Bayern konkret darstellt. Da alle Vorträge der Tagung von der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen 2017 in einem eigenen Berichtsband veröffentlicht werden, bietet dieser Beitrag nur einen kursorischen Überblick, in der Hoffnung, das Interesse am detaillierten Nachlesen in der Tagungspublikation zu wecken.

Bei den rund 300 Museen, Sammlungen und museumsähnlichen Einrichtungen in Oberösterreich handele es sich, wie *Klaus Landa* vom Verbund Oberösterreichischer Museen berichtete, zu einem Großteil um Museen mit klassisch-volkskundlichem Sammlungsschwerpunkt wie beim Oberösterreichischen Landesmuseum in Linz oder im Mühlviertler Schlossmuseum in Freistadt, allerdings führt nur ein Museum den Begriff »Volkskunde« im Titel, nämlich das Museum Innviertler Volkskundehaus in Ried im Innkreis. Eine Besonderheit in Oberösterreich sind die *in situ* errichteten Freilichtmuseen, bei denen vor allem die Erhaltung repräsentativer Gebäude in ihrem authentischen Umfeld im Blickpunkt stehe. Das letzte noch im ursprünglichen Zustand erhaltene inneralpine Rauchhaus in Mondsee verkörpert ein solches Beispiel, über dessen Entwicklung und gegenwärtige Neuausrichtung zu einem Ort der lebendigen Vermittlung der Museumsleiter, *Johannes Pfeffer*, in seinem Vortrag berichtete. Die Dezentralität der oberösterreichischen Freilichtmuseen bedeute vor allem bei der wissenschaftlichen Betreuung eine Herausforderung: Seit 2014 hat der Verbund der Oberösterreichischen Museen diese Aufgabe übernommen und sieht sich mit zum Teil wenig dokumentierten Sammlungsbeständen oder Problemen bei der Gewinnung von ehrenamtlichem Nachwuchs für die Museumsarbeit konfrontiert. Mit seinem Projekt zur »Kategorisierung des mobilen Kulturgüterbestands in Oberösterreich« hat der Verbund bereits an über

100 Häusern die jeweiligen, meist volkskundlichen Museumsbestände zumindest überblicksartig erfasst und stellt mit der Inventarisierungsdatenbank »Museumskollektor« auch eine Lösung für die langfristige Datensicherung zur Verfügung. Mit der Plattform *forum oö geschichte* soll die Regionalforschung unterstützt werden wie auch mit gemeinsamen Ausbildungslehrgängen für MuseumskustodInnen und HeimatforscherInnen. Volkskundliche Museen mit klarem Profil und einem guten Vermittlungsangebot hätten laut Landa gute Chancen, auch künftig BesucherInnen für ihre Inhalte zu interessieren.

Der anspruchsvollen Aufgabe, Gegenwart zu sammeln und auszustellen, ist das Schlossmuseum in Linz mit der Neueinrichtung der Abteilung »Das 20. Jahrhundert in Oberösterreich« nachgekommen, die *Andrea Euler* vorstellte. *Thekla Weissengruber* vom Oberösterreichischen Landesmuseum Linz zeigte anhand dreier Objektgruppen der Textil- und Kostümsammlung – der Mustertücher, Zylinderhüte und Zlatare – die kulturelle Vielfalt volkskundlicher Objekte auf.

Von der Gründung der großen Museumsinstitutionen in Tschechien mit bedeutenden ethnologischen Sammlungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts – das Schlesische Museum in Opava 1814, das Mährische Museum in Brno 1817 und das Nationalmuseum in Prag 1818 – bis zu den aktuellen Trends spannte *Hana Dvořáková* vom Mährischen Museum Brno in ihrem Überblicksreferat einen großen Bogen. Sowohl die nationale Emanzipationsbewegung in der Gründerzeit der Museen als auch die Einflüsse der marxistisch-leninistischen Theorie und die gravierenden Veränderungen in der tschechischen Museumslandschaft seit 1989 haben auch die jeweilige Haltung zu den volkskundlichen Sammlungen geprägt. Als Beispiel für aktuelle Tendenzen zur Präsentation volkskundlicher Themen in den Museen führte *Dvořáková* zwei Gewinner des tschechischen Museumspreises »Gloria Musealis« 2014 an: das Mährisch-Slowakische Museum in Uherské Hradiště, das seinen BesucherInnen mit einer modernen Ausstellung die traditionelle Kultur in Mähren nahebringen will und das Museum in Hlučín, das in seiner Ausstellung über die Bevölkerung in Hlučín einen breiteren kulturhistorischen Ansatz wählt, um die komplexen Probleme einer multi-ethnischen Region, die im 20. Jahrhundert mehrmals ihre Nationalität wechselte, darzustellen. Seit der Öffnung 1989 seien in Tschechien neue Entwicklungen zu beobachten, beispielsweise das Eindringen von multinationalen Handelsketten in die Einkaufswelt, neue Laden-Angebote wie z. B. Nagelstudios,

die somit auch Fragen an die Volkskunde in der Gegenwart stellen würden: Solle man beispielsweise Prospekte von Ketten wie Kaufland oder Baumax sammeln? Denn laut Dvořáková sei es auch künftig nicht nur für volkskundliche Museen eine wichtige Aufgabe, die Geschichte der Objekte zu erhalten und zu präsentieren. Diese Meinung vertrat auch *Marta Kondrová* vom bereits erwähnten preisgekrönten Mährisch-Slowakischen Museum in Uherské Hradiště. Sie plädierte dafür, konsequent mit den museumseigenen Sammlungen zu arbeiten – unter aktiver Einbeziehung des Museumspublikums.

Von den Bemühungen des Nationalinstituts für Volkskultur in Strážnice zur Erhaltung des immateriellen Kulturerbes der UNESCO in der Tschechischen Republik berichtete *Martin Šimsa*. Das Institut hat hierzu Forschungsprojekte zu Volkstänzen aus Böhmen, Mähren und Schlesien oder zum traditionellen Handwerk durchgeführt und sammelt volkskundliche Zeugnisse, bietet aber auch Beratung an und führt selbst Veranstaltungen wie das Internationale Folklorefestival in Strážnice durch. Einen weiteren Einblick in die Arbeit der tschechischen Museen mit volkskundlichem Schwerpunkt bot *Josef Nejd* vom Museum des Chodenlandes in Domažlice. Seiner Meinung nach sei das Chodenland eine der ethnografisch bemerkenswertesten Regionen Europas, da dort die traditionelle Kultur des 19. Jahrhunderts noch sehr lebendig ist. Seit einigen Jahren sei auch ein großes Interesse am Erleben traditioneller Kulturtechniken im Museum zu verzeichnen: Vorführungen historischen Handwerks, zur Hinterglasmalerei und zur Kolatschen-Bäckerei seien regelrechte Publikumsrenner.

Aktivangebote und Handwerkspräsentationen bilden auch im Museum für Sächsische Volkskunst in Dresden ein wichtige Säule der Museumsarbeit: Wie *Karsten Jahnke* berichtete, bescheren solcherlei Aktionen zu Ostern und Weihnachten dem Museum etwa zwei Drittel aller jährlichen BesucherInnen. Mit seinen kulturhistorischen Sonderausstellungen will das Museum auch einen Bezug zur Gegenwart herstellen: »Kriegsspiele: Rollen, Regeln, Regimenter« befasste sich 2014 u. a. mit aktuellen Videospiele, Live-Rollenspielen, Geländesport-Varianten wie »Airsoft«, aber auch mit der jährlichen Nachstellung der Völkerschlacht bei Leipzig. Und wohin entwickelt sich die im Museumnamen erwähnte Volkskunst? Laut Jahnke sei Volkskunst nicht eindeutig definierbar und gerade deshalb werde sie auch künftig mit ihrem kreativen Potenzial doch eher ein Dauerbrenner als ein Auslaufmodell im Dresdener Museum sein.

Einen ganz anderen Aspekt der Volkskunde im Museum führte *Ulrike Telek* vom Museum Bautzen aus, indem sie als Restauratorin Beispiele für die sachgerechte Aufbewahrung und Präsentation von Alltagskultur, vor allem von Textilien, zeigte. Das komplexe und zu 75 Prozent in vor Ort erhaltenen Gebäuden untergebrachte Deutsche Landwirtschaftsmuseum Blankenhain und dessen Aktivitäten stellte *Jürgen Knauss* vor. Neben der Dokumentation wird in Blankenhain großer Wert auf die Vermittlung der Museumsinhalte für alle Generationen gelegt. *Katja Mieth* von der Sächsischen Landesstelle für Museumswesen wies in ihren Ausführungen auch darauf hin, dass gerade volkskundliche Museen Geschichten erzählen sollten, die sonst keiner kennt – auch künftig seien Museen als Wissensspeicher unersetzbar.

Und wie sieht es mit den volkskundlichen Museen in Bayern aus? Nach dem historischen Rückblick am Beispiel Bayerisch-Schwabens von *Eva Bendl* vom Volkskundemuseum Oberschönenfeld richtete die Leiterin der bayerischen Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen, *Astrid Pellengahr*, den Blick auf die Gegenwart: Sehe man von den dezidiert als Volkskundemuseen gegründeten Häusern ab, die der Ausnahmefall in Bayern sind, dann treffe man in der Regel auf orts- und regionalgeschichtliche Museen – derzeit etwa 400 –, die aufgrund ihrer Gründungsgeschichte und den Interessen der verschiedenen Leitungen heterogene volkskundliche Sammlungen aufweisen. Hinzu kommen neben den Freilichtmuseen auch viele kulturhistorische Spezialmuseen, die sich beispielsweise Bräuchen oder Volksschauspielen widmen. Am Beispiel großer Häuser wie dem Germanischen Nationalmuseum, dem Münchner Stadtmuseum oder dem Bayerischen Nationalmuseum zeigte Pellengahr auch auf, wie mit traditionsreichen volkskundlichen Beständen umgegangen werden kann, die unter völlig anderen Prämissen als heute gesammelt wurden und bei denen die Umsetzung aktueller alltagsgeschichtlicher Fragestellungen kaum möglich scheint. Als weiteren Diskussionspunkt nannte Pellengahr die Unschärfe bei der Klassifizierung in orts- bzw. regionalgeschichtliche und volkskundliche Sammlungen. Zudem müsse man sich fragen, ob das heutige Museumspublikum überhaupt noch etwas Konkretes mit dem Begriff »Volkskunde« verbinden könnte.

Ergänzend zu diesen inhaltlich-fachlichen Überlegungen warfen die Beiträge aus dem regionalen Umfeld der BBOS-Tagung, aus Oettingen und Oberschönenfeld, noch einmal aktuelle Schlaglichter auf die kon-

krete Museumsarbeit. Das Oettinger Heimatmuseum hat sich dezidiert der Alltagskultur verschrieben und verfolgt seit vielen Jahren erfolgreich einen partizipativen Ansatz zur Entwicklung von Sonderausstellungen, wie Museumsleiterin *Petra Ostenrieder* darlegte. Das Schwäbische Volkskundemuseum in Oberschönenfeld, eines von lediglich vier Museen in Bayern, die den Begriff »Volkskunde« auch tatsächlich im Titel führen, erarbeitet derzeit die Neukonzeption seiner Dauerausstellung. Im Rahmen von Führungen konnten die TeilnehmerInnen am zweiten Tagungstag den Gesamtkomplex von Museum und Klosteranlage kennenlernen und dank der Ausführungen von Museumsleiterin *Beate Spiegel* auch Einblick in die Neuplanung der Dauerausstellung erhalten. In Anbetracht der lokalen Einbettung des Volkskundemuseums in das Klosterareal der rund 800 Jahre alten Zisterzienserinnenabtei soll das Leben in überlieferten Ordnungen sowohl im Kloster als auch im Alltag der Menschen im ländlichen Schwaben von etwa 1900 bis 1970 thematisiert werden. »Geschichte(n) aus Schwaben seit 1800« mit thematischen Modulen wie »Arbeitswelten«, »Alltag in Diktatur und Kriegszeiten«, »Freizeiträume«, »Mobilität und Migration« oder auch »Heimatbilder. Vorstellung von Heimat« sollen in der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit neue Sichtweisen ermöglichen. Inklusion durch Gestaltung, Medienangebote und Methodenvielfalt zieht sich als roter Faden durch die derzeitigen Planungen, bei denen auch partizipative Elemente von Anfang an mitgedacht werden. Volkskunde im Museum also nicht als Auslaufmodell, sondern auf die Zukunft ausgerichtet – dies will nicht nur das Schwäbische Volkskundemuseum mit seiner Neukonzeption erreichen, dies war auch die vorherrschende Meinung bei den TagungsteilnehmerInnen. Und die Diskussion geht weiter: Die kommende Fachtagung der DGV-Kommission für Sachkulturforschung und Museum Anfang April 2017 hat den Titel »Wegpacken oder Ausstellen – Volkskundliche Sammlungen zwischen Abwicklung und Entwicklung«.

Christine Schmid-Egger

Bericht über die 24. Generalversammlung von ICOM
mit dem Titel »Cultural Landscapes and Museums« von
3.–9. Juli 2016 in Mailand mit besonderer Berücksichtigung
des Treffens des Costume Committee

Alle drei Jahre lädt das International Council of Museums (ICOM) zur Generalkonferenz unter einem bestimmten, jedoch meist sehr allgemein gehaltenen Titel. Die 24. Generalversammlung zu »Cultural Landscapes and Museums« fand im Kongresszentrum in Mailand (Fiera Milano Congressi) statt, und wie üblich war ein umfangreiches Programm an Haupt- und Nebenvorträgen, Exkursionen, Treffen und Empfängen erarbeitet worden. Rund 4.000 Teilnehmer und Teilnehmerinnen aus 130 Ländern machten die Veranstaltung im Grunde wieder zu einem unvergesslichen Erlebnis. Neben einer raumgreifenden Messe im Pausenbereich des Konferenzentrums, auf der sich Anbieter von Ausstellungsbehelfen, klassischen Wanderausstellungen und Museen, vor allem aus China, präsentierten, gab es in den Räumen des Kongresszentrums die Schau »Where ICOM from« zum 70. Geburtstag der Museumsorganisation, in der ihre Arbeit aus Sicht von engagierten Mitgliedern vorgestellt wurde. Hier wie in den Eröffnungsvorträgen wurde deutlich, dass ICOM inzwischen eine weltweit etablierte Institution ist, deren wichtigste Aufgabe derzeit darin besteht, das Bewusstsein für die Bedeutung von Museen, Archiven und Bibliotheken zu schärfen und gegen die Zerstörung und den Raubhandel von Sammlungen, Denkmälern und Artefakten aufzutreten.

Zur Eröffnung sprachen (mit Simultanübersetzung) dazu passend und ganz im Habitus von Entscheidungsträgern der Präsident von ICOM, *Hans-Martin Hinz*, wie auch VertreterInnen von ICOM Italien, der UNESCO sowie der regionalen Politik. Der italienische Kulturminister *Dario Franceschini* warf in seiner erfrischenden Rede konkrete Probleme der Kulturverwaltung Italiens auf und skizzierte Lösungen und auch zukünftige Lösungsansätze. Nach der Vorstellung von »Where ICOM from« präsentierte *Bernice Murphy* ihr Buch »Museums, Ethics and Cultural Heritage«, das mit Fallbeispielen aus der Museumspraxis weltweit Themen wie Provenienz, Besitz, kulturelle Identität, Umweltverträglichkeit und soziales Engagement aufwirft und das alle TagungsteilnehmerInnen in ihrer reich bestückten Tagungstasche aus Filz vorfanden.

Galina Alexeeva, die Direktorin des Tolstoi-Museums in Jasnaja Poljana, leitete anschließend einen Videogruß des Literaturnobelpreisträgers Orhan Pamuk ein, dessen Roman »Das Museum der Unschuld« die Entstehung eines Museums schildert, das Pamuk in Istanbul tatsächlich verwirklicht hat. Der Schriftsteller forderte Museen nicht für Nationen, sondern für Menschen, die Geschichten (»stories«) und nicht Geschichte (»history«) festhalten und erzählen sollten.

Nach einer Einführung von *Luigi Di Corato*, Direktor der Museen von Brescia, trat der Assemblage- und Verhüllungskünstler Christo auf und stellte die Grundideen seiner Arbeiten vor. Nach einer Videopräsentation seiner Werke betonte er, dass das Konzept von ihm und seiner verstorbenen Partnerin Jeanne Claude stets gewesen sei, Schönheit und Freude (»beauty and joy«) zu schaffen und zu verbreiten, was zwar nicht modern, aber zeitlos sei, so auch in seiner jüngsten Arbeit »The Floating Piers«, der Zugänglichmachung zweier Inseln im Iseosee nahe Mailand. Er beantwortete Fragen aus dem großen Publikum, die jedoch bewundernd und wenig differenziert blieben bis auf eine Frage nach den Orten seiner Kunst. Die Antwort fiel unromantisch aus: Seine Projekte seien überall dort zu sehen, wo seine Kunstwerke gekauft werden, also z.B. nicht in Afrika.

Die Orte für intensivere Gespräche und kritischere Auseinandersetzungen sind innerhalb der großen Organisation ICOM die nationalen und die 30 themenspezifischen internationalen Komitees. Das »International Committee for Museums and Collections of Costume«, kurz »Costume-Committee« tagte in einem kleinen und überschaubaren, aber dermaßen unterkühlten Konferenzraum, dass ein konzentriertes Arbeiten schwerfiel. Eröffnet worden war das Treffen des Komitees bereits am Tag zuvor bei einem Empfang im Palazzo Morando. Der erste Arbeitstag wurde nun gemeinsam mit ICME, dem »International Committee for Museums and Collections of Ethnography« abgehalten, was schon mehrmals gefordert worden war. Die Moderatorin, *Nina Gockerell*, wäre als Volkskundlerin und Textilforscherin prädestiniert gewesen, diese gemeinsame Sitzung zum Erfolg zu führen. Doch leider scheiterte der Austausch am gegenseitigen Unverständnis: Viele KostümkundlerInnen sahen in den ethnographischen Vorträgen zu wenig Kleidungsbezug und wollten ihren Blick nicht auf die Zusammenhänge richten, während sie in ihren Vorträgen teilweise versuchten, ethnographisch zu argumentieren, was jedoch mangels Fachkenntnissen nicht gelingen konnte. Als erster

Redner stellte *Paolo Piquereddu* das 1960 gegründete Museum für sardische Kostüme vor, das vor allem Textilien sammelt und einen weitgehend unreflektierten Volkskunstbegriff zu Grunde legt. *Aki Yamakawa* sprach über »Kyoto als Schatzhaus traditioneller japanischer Kostüme« und erläuterte die Kleidervorschriften für Priester und die Aristokratie während der rund 1000 Jahre, die Kyoto Hauptstadt und Kaiserresidenz war. Der konzeptuelle Graben zwischen den anwesenden EthnographInnen und KostümkundlerInnen wurde im Referat von *Esther Sophia Sünderhauf*, der Leiterin der Von Parish Kostümbibliothek in München, überdeutlich, die sich leider nicht auf die Vorstellung der umfangreichen Sammlungen beschränkte, sondern behauptete, dass sich in den historischen Büchern, Zeitschriften, Graphiken und Postkarten ein authentisches Bild der traditionellen Bekleidung verschiedener Ethnien der Welt konserviert fände. Sie ließ dabei völlig außer Acht, dass es sich bekanntermaßen bei Trachtenbildern aufgrund ihrer Entstehungsgeschichte per se um Konstrukte handelt und dass die Begleitumstände und Intentionen ihrer Entstehung immer mitzudenken sind. Darüber hinaus warf sie jugendlichen Migranten vor, nicht in Trachten, sondern in Jeans und T-Shirt auf die Straße zu gehen. Dementsprechend heftig war die Kritik der EthnologInnen in der anschließenden Diskussion.

Die Entwicklung, Herstellung und Verwendung von flexiblen Figuren für Kostüme indigener Ethnien aus Kanada im McCord Museum, Montreal, beschrieb *Caroline Bourgeois* auf Französisch, leider ohne Übersetzung. Über die Gefahren für MuseumsmitarbeiterInnen durch Arsenkonservierung und über die Möglichkeiten diese aufzuspüren sprach *Christine Müller-Radloff* vom Völkerkundemuseum Dresden am Beispiel von Fischhautobjekten aus Sibirien. Das zweite Panel des Nachmittags wurde durch *Brittany Lauren Wheeler* mit einem essayistischen Vortrag über Gedanken zu ihrer Arbeit als Rückstellungsbeauftragte am Field Museum in Chicago eröffnet. *Supreo Chanda*, Professor für Museologie in Kalkutta, stellte Überlegungen zur Rolle von Museen im multisprachlichen Indien an und stellte konkrete Museen vor, unter anderem das Nationale Handarbeitsmuseum in Neu Delhi. Die Kleidung, Tänze und Philosophie der Nama in Namibia brachte *Desiree Nanuses* dem Auditorium näher. *Sylvia Wackernagel* beschrieb die Durchführung und die Rezeption einer Intervention zum Thema »fremd« in der Namibia-Abteilung der Dauerausstellung des Grassi Museums für Völkerkunde zu Leipzig. Und auch der Historiker *Jeremy*

Silvester sprach über Namibia: Der Spezialist für namibische Geschichte stellte im letzten Panel ein ICME-gefördertes Projekt vor, das vor dem Hintergrund der traditionell engen Beziehung zwischen Finnland und diesem afrikanischen Land 25 Partner aus dem Kulturbereich vernetzt. *Mariko Takibata* von der Otomon Gakuin Universität in Osaka führte in ihrem witzig-pointierten Vortrag die anachronistische und idyllisierende Darstellung japanischer Kultur in Museen am Beispiel des Amerikanischen Naturkundemuseums in New York und des Museums für Gegenwartsgeschichte in Moskau vor Augen. Zum Abschluss zeigte *Pauline van der Zee* von der Universität in Gent ein Video, das anlässlich des 16. »Heritage Day« angefertigt worden war, der unter dem Motto »Rituale« stand und deren Bedeutung in der modernen diversen flämischen Gesellschaft in vielen Projekten und Initiativen thematisierte.

Auch der zweite Tag des Committee-Treffens war mit qualitativ sehr unterschiedlichen Referaten vollgepackt. Zum Auftakt sprachen *Dieter Suls* und *Natalie Ortega Saez* über die Nutzbar- und Zugänglichmachung der Mode-Studiensammlung an der Universität von Antwerpen in Ausstellungen und online. Es folgte *Matteo Auguello* von der Kunstuniversität London, der sein ambitioniertes Forschungsprojekt zum museologischen Selbst- und Fremdverständnis von Firmenmuseen verschiedener Modelables in Italien vorstellte. *Ykje Wildenborg* vom Modemuseum in Antwerpen beschrieb die Überlegungen und Umsetzungsversuche mehrerer belgischer Arbeitsgruppen, die für die digitale Erfassung von Modeobjekten einen flexiblen Thesaurus unter Verwendung der »linked data«-Methode entwickelt hatten, was im Auditorium Unverständnis hervorrief. Man verwies auf den über Jahre erarbeiteten ICOM-Costume Thesaurus, der aber laut Wildenborg nicht über die Vorteile des neuen Systems verfüge, nämlich mehrere Ausdrücke mit derselben Bedeutung unmittelbar miteinander verknüpfen zu können. Paola di Trocchio von der Nationalgalerie von Victoria in Melbourne sprach über die Mailänder Modejournalistin und Modesammlerin Anna Piaggi als einem »walking museum« der Fashiongeschichte. *Yayoi Motohashi* berichtete von der Miyake-Issey-Ausstellung im Nationalen Kunstzentrum in Tokyo, die zwischen März und Juni rund 140.000 BesucherInnen verzeichnen konnte. Die beiden letzten Vorträge des zweiten Tagungstages befassten sich mit mikrogeschichtlichen Detailstudien, die angeregt diskutiert wurden. In ihrem klar strukturierten Vortrag verknüpfte *Alexandra Kim* von den Museums and Heritage Sevcies in Toronto die Ergebnisse einer

sorgfältigen Mikrostudie von Kleidern der Siedlerin Elizabeth Wadsworth mit ihrer Familiengeschichte, die Erkenntnisse über das Leben der ersten Einwandererfamilien in Kanada brachte. Der letzte Beitrag beschäftigte sich mit einer alten, geflickten, stark verschmutzten Hose, die bei Restaurierungsmaßnahmen in einem historischen Gasthaus der kanadischen Museums and Heritage Services im Dachgebälk gefunden wurde. *Neil Brochu* stellte die Frage nach ihrer Bedeutung, und im Auditorium vermuteten mehrere Stimmen – jedoch ohne konkrete Hinweise zu haben oder gar Quellen zu nennen –, es handle sich dabei um ein »Bauopfer«, die in Kanada bisher jedoch unbekannt sind.

Der letzte Tagungstag, der Vorträgen und Diskussionen gewidmet war, wurde von der Vorstellung der nächsten Tagungsorte Bangkok¹, Amsterdam und Kyoto eingeleitet. Es folgten ein knapper Bericht des Committee-Vorstands über die Mitgliederzahlen, die mit 340 recht bescheiden sind, das Budget, den Newsletter und diverse organisatorische Hinweise und weitere Berichte. Nachdem einige Mitglieder aktuelle Projekte und Anliegen vorgestellt hatten, hielt *Felicitas Maeder* vom Naturhistorischen Museum Basel ihren Vortrag über Herstellungsorte von Muschelseide. In ihrem Referat über das Vermittlungsprogramm zur Ausstellung »Chapeau. Eine Sozialgeschichte des bedeckten Kopfes« am Wien Museum stellten *Nathaniel Prottas* und *Isabel Termini* keinerlei neuen Ansätze vor, sondern beschrieben Althergebrachtes und längst Etabliertes wie Arbeitsblätter für Lehrpersonen, die Einbeziehung der Dauerausstellung oder die Verwendung eines »Museums koffers« mit zusätzlichen Anschauungsmaterialien. Die anerkannte Kostümbildnerin *Dorothea Nicolai* brachte in ihrem anregenden Beitrag eine kluge Analyse von Wuppertal als Textilstandort, der als Anregung für eine kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung gedacht war. Eine ästhetisch überzeugende Ausstellung zum Thema »Weibliches Modebewusstsein in der kommunistischen Realität Polens« am Nationalmuseum in Krakau, die jedoch mehr modehistorisch als sozial- oder kulturwissenschaftlich angelegt war, stellte *Joanna Regina Kowalska* vor. Über die Motivation einer Schenkung aus dem Jahr 1976 an das Victoria & Albert Museum rätselte *Lucia Floriana Savi*: Margaret Abegg hatte einen Teil ihrer persönlichen Garderobe diesem Museum übergeben und nicht der Sammlung ihres

1 Inzwischen wurde das Treffen aufgrund des Todes von König Bhumibol und der einjährigen Staatstrauer in Thailand abgesagt.

Mannes Werner Abegg, Gründer der Abegg-Stiftung im Schweizerischen Riggisberg. In seinem französischen Beitrag gab *Bernard Berthod* vom Museum sakraler Kunst in Lyon einen Überblick über Persistenzen und Änderungen in den lithurgischen Gewändern katholischer Priester seit dem Mittelalter. In ihrem praxisnahen Vortrag ging *Patricia Reymond* vor allem auf die Herausforderungen der Lagerung von übergroßen Objekten und Objekten aus heiklen Materialien wie diversen Kunststoffen ein, mit denen sie im Museum der Olympic Foundation in Lausanne, das unter anderem die Kostüme der Eröffnungszeremonien der Olympischen Spiele aufbewahrt, laufend zu tun hat. Den Abschluss des Vortragsblocks gestaltete *Silke Geppert* vom Mozarteum in Salzburg mit einem Überblick über die Werke der Kostümbildnerin Frida Parmeggiani anlässlich einer Ausstellung in Salzburg und Meran. Anschließend führte *Gillian Carrara* vom Fashion Resource Center in Chicago in einem »Fashion Walk« zu verschiedenen Designer-Outlets rund um die Porta Garibaldi. Die nächsten beiden Tage waren dann zur Gänze Exkursionen gewidmet. Zunächst konnte *Bernard Berthod* seinen Vortrag anhand von Messgewändern im Mailänder Dom vertiefen. Anschließend stand eine Führung durch das Mailänder Opernhaus Scala auf dem Programm, wo es weniger um Kostüme als mehr um deren Einsatzort ging. Am Nachmittag mussten die TeilnehmerInnen zwischen einer Führung durch die Kostüm- und Bühnenbildwerkstätten der Scala und dem Besuch der Fondation Gian Franco Ferré mit Einblick in das umfangreiche Archiv wählen. Danach traf man sich zu einem Rundgang durch die »Armani Silos«, die in passender Ästhetik die Kreationen von Giorgio Armani präsentieren. Den Tagesabschluss bildete ein Fashion Défilé an der Neuen Akademie der Schönen Künste. Die Exkursion am Abschlusstag ging an den Como-See, wo ein Besuch der Ratti Foundation mit ihrem Textilstudio, der Villa Sucota mit einer Ausstellung über »Paisley-Muster« und der Villa Bernasconi, die ehemals einem Seidenfabrikanten gehört hatte, auf dem Programm standen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die 24. Generalkonferenz von ICOM mit dem Treffen des Kostüm-Komitees einige spannende, erhebende und anregende Momente enthielt und dass die Möglichkeit eines Austausches mit Kollegen und Kolleginnen aus der ganzen Welt gar nicht groß genug geschätzt werden kann, dass aber im Großen und Ganzen neue Ideen, Visionen und Konzepte fehlten; die Diskussionen waren überwiegend unkritisch und vielen Vorträgen fehlte es an Sub-

stanz. Vielleicht bringt das nächste Treffen des ICOM Costume Committee, das die Wahl eines neuen Vorstandes vorsieht, frische Impulse. Letztendlich liegt es an uns Mitgliedern, die Ausrichtung des Komitees mitzugestalten und damit auch die jährlichen Treffen zu inhaltlich wertvolleren Veranstaltungen werden zu lassen.

Kathrin Pallestrang

Bericht über die Tagung »Das vergessene 20. Jahrhundert. Zeitgeschichte sammeln«, 16. und 17. Juni 2016 im Wien Museum, veranstaltet von der Museumsakademie des Universalmuseums Joanneum in Kooperation mit dem Haus der Geschichte Österreich und dem Wien Museum

Einer der drängendsten und trotz immer wiederkehrender Verhandlungen noch nicht gelösten Fragestellungen der heutigen kulturwissenschaftlichen Museen, nämlich der nach dem Dokumentieren der Gegenwart in Objekten, widmete sich die Arbeitstagung »Das vergessene 20. Jahrhundert. Zeitgeschichte sammeln«, die Mitte Juni im Wien Museum stattfand. Für die Museumsarbeit sehr inspirierend und praxisnah wurde anhand von Statements gut ausgewählter Referenten und Referentinnen intensiv diskutiert. Im Zentrum der Tagung stand sehr bald weniger die »Zeitgeschichte« des Tagungstitels, sondern die Gegenwart und mit ihr die (Alltags-)Kulturen des 20. und 21. Jahrhunderts, die für die meisten Teilnehmenden größere Relevanz hatten. Besonders ergebnisreich waren Gespräche in Kleingruppen nach der Speed-Dating-Methode zum Ausklang der Tagung.

Das Ergebnis der zwei Tage kann kurz zusammengefasst werden: Sammlungskonzepte sind unerlässlich für eine seriöse Museumsarbeit, weil das Sammeln von allem, dessen man habhaft werden kann, heutzutage aufgrund der Menge an potentiellen Museumobjekten rein pragmatisch nicht möglich ist. Ebenso sind Dokumentationen, also schriftliche Begründungen des Sammlungsvorgangs unerlässlich, da sich oft erst aus einem Abstand mehrerer Jahre oder Jahrzehnte beurteilen lässt, was tat-

sächlich relevant gewesen wäre. Als funktionell in der Praxis erwiesen hat sich das Sammeln in Begleitung wissenschaftlicher Erhebungen und zwar partizipativ, in Zusammenarbeit und gemeinsam mit ExpertInnen und Laiengruppen, das in der Gegenwart auch ethisch gefordert ist. Des Weiteren wurde in den Vorträgen immer wieder die Meinung vertreten, dass das 19. Jahrhundert das am besten dokumentierte überhaupt sei, während das 20. und 21. Jahrhundert später einmal genauso im Dunkeln liegen werden wie die Jahrhunderte davor – dies nicht nur aufgrund fehlender Sammelinitiativen, sondern auch aufgrund der mangelnden Haltbarkeit von Werkstoffen und Informationsträgern wie digitalen Quellen und Kunststoffen. Im Laufe der intensiven und erhellenden zwei Tage wurde jedoch eine Frage kein einziges Mal gestellt, nämlich die, ob denn das 20. und 21. Jahrhundert überhaupt schon jetzt planvoll gesammelt werden sollten. Wäre es vielleicht besser einfach abzuwarten, was später einmal übrig geblieben sein wird?

Der erste Tag der Veranstaltung bot zunächst den drei organisatorischen Partnern die Möglichkeit einleitende Statements vorzubringen: *Matti Bunzl* begrüßte als Direktor des Wien Museums, *Bettina Habsburg-Lothringen*, die Leiterin der Museumsakademie Joanneum brach etliche relevante Themen scheinbar zusammenhangslos und durchaus provokant auf, ließ sie aber alle, vermutlich zur Ankurbelung von Diskussionen, offen. Sie erinnerte unter anderem daran, dass Museen Produkte des 19. Jahrhunderts sind, in dem sie organisatorisch in vielen Bereichen noch feststeckten, gerade was die Sammlungsaufteilung nach Material betrifft, wodurch beispielsweise Kunststoffe in den meisten Sammlungen als Kategorie fehlen. *Oliver Rathkolb* vom Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien und Vorstand des Beirats zum Haus der Geschichte Österreich, entwarf in seiner Eröffnungsrede ein Bild der Zeitgeschichtsforschung in Österreich, wobei er den enormen Nachholbedarf für etliche inhaltliche Bereiche, insbesondere für die Zeit ab 1945, betonte. Er hob einzelne Studien jedoch positiv hervor, so unter anderem die Sammlung von Zeitzeugenerinnerungen durch Gerhard Jagschitz, die Studien zur Frauen- und Geschlechtergeschichte von Edith Saurer oder die Forschungen zu »Besatzungskindern« unter der Leitung von Niko Wahl, die schließlich zur Ausstellung »Schwarzösterreich« im Volkskundemuseum geführt hat. In der anschließenden Diskussion wurde darauf hingewiesen, dass in den Museen nicht allein die Zeitgeschichtsforschung vertreten sein dürfe, sondern die Zeitgeschichte mit allen kulturalen und

sozialen Facetten und damit die »ganze Breite der Gesellschaft«, die dann als BesucherInnen ins Museum hereingeholt werden sollte.

Der erste Themenblock war dem Sammeln von Foto-, Film- und Tondokumenten gewidmet, und drei Vertreter der großen österreichischen Archive und Bibliotheken skizzierten Probleme und Herausforderungen der Akquirierung und Archivierung digitaler Quellen. Zunächst forderte *Hans Petschar* nach einem Überblick über die großartigen Fotobestände der Österreichischen Nationalbibliothek die Schaffung von rechtlichen Grundlagen zur digitalen Archivierung, die derzeit im Archivgesetz nicht vorgesehen ist. Alle Institutionen, die öffentliche Gelder verwenden, sollten zwangsläufig ihre Fotoproduktion in Kopie an die Nationalbibliothek abliefern wie es für Filmproduktionen (an das Filmarchiv) schon lange Gesetz ist. Ressourcen müssten bereit gestellt werden, um Technologien zu entwickeln, die digitale Bestände automatisch bearbeiten, da dies durch Menschen aufgrund der Menge nicht mehr zu bewerkstelligen sei. Auch müssten physische Räume zur Lagerung von Datenträgern zur Verfügung gestellt werden. In der Diskussion wurde betont, dass die Copyright-Regelungen an die modernen Anforderungen angepasst und museums- und archivfreundlicher gestaltet werden sollten. Dies auszuverhandeln wäre eine Aufgabe des Museumsbunds Österreich. Auch *Ernst Kieninger* vom Filmarchiv Austria zeichnete ein düsteres Bild bezüglich der Langzeitarchivierung von digitalen Quellen. Aufgrund von ständig sich ändernden Speicherformaten ist ein stetes Umkopieren notwendig, das zeit- und personalaufwändig ist, während z.B. das Lagern von Nitro- und Polyesterfilmen relativ einfach ist. Ein wenig optimistischer war Johannes Kapeller von der Österreichischen Mediathek, die ein gezieltes exemplarisches Sammeln in Kooperation mit Institutionen wie dem ORF betreibt und daneben ihre Quellen auch selbst herstellt. Unter anderem beschrieb er einen starken Wandel in den letzten Jahren die BenutzerInnen der Mediathek betreffend: Da junge ForscherInnen nichts mehr mit analogem Material anzufangen wüssten, seien hier die Universitäten gefragt, den Studierenden den Umgang mit anderen als digitalen Quellen nahe zu bringen, was in der Diskussion noch unterstrichen wurde.

Der nächste Vortagsblock beschäftigte sich mit dem Sammeln von »nationaler Geschichte«. *Pascale Meyer* stellte das genau ausgearbeitete und innovative Sammelkonzept des Schweizerischen Nationalmuseums vor, das das Sammeln des 20. und 21. Jahrhunderts als Teil seines Auf-

trags, nämlich der »Identitäts- und Spurensuche des Schweizerischen«, versteht. Einerseits werden »Schwellenprodukte« gesammelt, die für neue Entwicklungen, Epochen oder Ären stehen wie die erste Schneekanne oder das erste Solarmobil der Schweiz. Seit 20 Jahren wird alle ein bis zwei Jahre ein Warenkorb angekauft, der um eine Summe des errechneten Schweizerischen Durchschnittseinkommens Waren einer durchschnittlichen Schweizerischen Familie dieses Jahres enthält, also Supermarktwaren, elektronische Produkte, Versicherungspolizzen und vieles mehr. Daneben werden »Trendprodukte« aufgenommen, die jeweils von einer anderen externen Firma vorgeschlagen werden. Die Sammlung »Zeitzeugen« und Objekte zum politischen Geschehen ergänzen das sich so formierende Bild der Gegenwart. Selbstkritisch merkte Meyer in der Diskussion an, dass partizipatives Sammeln nahezu völlig fehle und dass das Errechnen von Normen ein zwar gangbarer, aber auch ein sehr einschränkender Weg sei.

Beim Vortrag von *Dietmar Preißler* wurde deutlich, dass es in seiner Institution ebenfalls um das Dokumentieren von offiziellen Sichtweisen und um staatliche Identitätsstiftung geht: Das Haus der Geschichte in Bonn sammelt Objekte ausschließlich als Bedeutungsträger, also als auratische Objekte, als Semiophoren, als Typen, als Bildikonen und als *story telling objects*, was Preißler mit Beispielen verdeutlichte. Die Aufnahme erfolgt entlang wissenschaftlicher Studien und Sammlungsstrategien anhand von Sammlungskonzepten, aber auch aufgrund von »Bauchentscheidungen«.

Auch der zweite Tag der Veranstaltung war dicht gepackt mit interessanten Einblicken und Einsichten und begann mit dem Vortrag von *Andrea Euler*, die über die Dauerausstellung »Alltagskultur« im Oberösterreichischen Landesmuseum berichtete. Der Einrichtung dieser Ausstellung im Jahr 2009 war die Auseinandersetzung mit dem Thema im Arbeitskreis »Alltagskultur seit 1945« vorausgegangen, in dessen Rahmen zahlreiche Symposien, Ausstellungsprojekte und Arbeitstreffen stattgefunden hatten sowie Publikationen und Broschüren erarbeitet worden waren. In der Diskussion kam Euler auf zwei Mankos der »Alltagskultur«-Präsentation zu sprechen, nämlich ihre versteckte Platzierung im Landesmuseum und das Fehlen eines Oral-History-Projekts im Vorfeld. Außerdem räumte Euler ein, dass auch in einem Landesmuseum die »offizielle Geschichtsschreibung« präsentiert werden müsse.

Das »Department Geschichte und Stadtleben 1918« des Wien Museums kam vertreten durch *Gerhard Milchram* und *Werner-Michael Schwarz* aufs Podium. Unverständlicherweise war *Susanne Breuss* als dritte Mitarbeiterin der Abteilung nicht eingeladen worden. Milchram und Schwarz erläuterten die Sammlungsstrategie des Wien Museums, die seit 2006 schriftlich vorliegt. Sie beinhaltet zum einen den – auch in anderen Museen üblichen – Schwerpunkt des Sammelns entlang von Ausstellungen, zum anderen aber auch die Objektzugänge im Rahmen diverser Projekte wie die Stadtbeobachtungen des Fotografen Didi Sattmann, verschiedene »Aufklaubeaktionen« wie etwa zum Song Contest 2015, Einbringungen von Stadtbeobachtungsgruppen oder von Gesprächskreisen des Vermittlungsteams. Die Stadtarchäologie findet ebenfalls immer wieder Objekte der letzten 200 Jahre, und auch über Nachlässe oder Schenkungen kommen Dinge ins Haus. Über die Aufnahme jedes Objekts wird in einem eigenen Sitzungsformat diskutiert, um dem teilweise hohen Erklärungsbedarf der Objekte nachzukommen.

Über die Sammlungsstrategien des Jüdischen Museums Wien und die neue Dauerausstellung, deren zeitgeschichtlicher Teil an deren Beginn steht, sprach *Werner Hanak-Lettner*. Auch er betonte dabei die Wichtigkeit eines Sammlungskonzepts und zwar vor allem zum Begründen von Ablehnungen. Bei allen Leitfäden sei dennoch die »emotionale Qualität« eines Objekts entscheidend, also die »menschlichen« Geschichten, die hinter den Dingen stehen.

Das Sammeln im Bereich »Produktionstechnik« des Technischen Museums Wien schilderte *Hubert Weitensfelder*. Ein Hauptproblem bei der Erweiterung der zahlreichen Schwerpunktsammlungen sei laut Weitensfelder der Umstand, dass im 18. und 19. Jahrhundert die Funktion eines Objekts sinnlich gut nachvollziehbar war, dass die Objekte ab dem 20. Jahrhundert aber optisch wenig attraktiv seien. Da ein flächendeckendes Sammeln aufgrund der Fülle heute nicht mehr möglich ist, hat Weitensfelder Sammelinteressen definiert, deren praktische Umsetzbarkeit und Sinnhaftigkeit er teilweise gleich selbst infrage stellte: Industrie 4.0 einschließlich Assistenzroboter, 3-D-Drucker, Nanotechnologie, neue Werkstoffe, Bionik und die DIY-Bewegung. In der Diskussion räumte er ein, dass die Dokumentation der Funktionsweise von Objekten aus der Produktionstechnologie zwar äußerst wichtig, aber im Technischen Museum derzeit schwer umsetzbar ist.

Im Nachmittagsblock wurden in Impulsreferaten fünf unterschiedliche »Sammelprojekte und Initiativen« vorgestellt: *Walter Feldbacher* erläuterte die »Landesaufnahme Steiermark«, ein Projekt, das das Auf-sammeln und Verzeichnen von analogen Foto-, Film- und Tonaufnahmen anhand von Fragebögen und Aufnahmeteams, das in die Gemeinden fährt, zum Ziel hat. *Karl C. Berger*, *Gerhard Hetfleisch* und *Sylvia Hahn* präsentierten die »Initiative Migrationsgeschichte Tirol«, mit verschiedenen Rahmenveranstaltungen und Ausstellungen rund um einen Sammelaufruf mit dem Tiroler Volkskunstmuseum als Plattform. *Andreas Lehner* sprach über zwei Sammel- und Ausstellungsprojekte im Burgenland, nämlich das aus einer Bürgerinitiative hervorgegangene »Geschichte(n) haus in Bildein« und das »Offene Haus Oberwart«. *Abelina Bischoff* vom Haus der Geschichte Niederösterreich stellte zwei Sammelaufrufe mit Oral-History-Aufnahmen in Zusammenhang mit Ausstellungen auf der Schallaburg vor. Ebenfalls für das Haus der Geschichte Niederösterreich dokumentierten *Christiane Rainer* und *Kazuo Kandutsch* von September bis November 2015 die Migration nach und durch Österreich in Objekten. Anschließend an die dichten und anregenden Präsentationen wurde in Kleingruppen an Kaffeestaustischen nach dem Wechselprinzip von Speed-Dating interessiert nachgefragt und intensiv diskutiert.

Die Tagung zum scheinbar »vergessenen 20. Jahrhundert«, die vielleicht als Themensammlung für das Haus der Geschichte Österreich konzipiert worden war, ließ viel Raum für unterschiedlichste Blickwinkel und mutierte zu einer Tagung über das kulturwissenschaftliche Sammeln der Gegenwart und unmittelbaren Vergangenheit, das keinesfalls vergessen, sondern höchstens mit besonderen Herausforderungen versehen ist. Sie brachte eine Fülle von Anregungen und gangbaren Wegen, offenbarte aber auch ungelöste Probleme und offene Fragen. Das Sammeln von Gegenwart (und Vergangenheit) bleibt jedenfalls weiterhin eine anspruchsvolle und spannende museale Tätigkeit.

Kathrin Pallestrang

Tagungsbericht »Forschungswerkstatt Nahrungsregime«.
Ein Workshop des Forschungsschwerpunktes »Wirtschaft und Gesellschaft aus historisch-kulturwissenschaftlicher Perspektive« der Universität Wien und des Instituts für Geschichte des ländlichen Raumes, St. Pölten am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 15. April 2016

Mit dem Konzept der Nahrungsregime (Food-Regime-Theorie) formulierten in den 1980er Jahren die beiden SoziologInnen Harriet Friedman und Philip McMichael ein theoretisches Angebot, verstärkt die wechselseitigen Verflechtungen von Handel, Produktion und Konsumption im historischen Wandel und globalen Maßstab in den Blick zu nehmen. Angelehnt an die neomarxistisch ausgerichtete Regulations- und Welt-systemtheorie akzentuieren Nahrungsregime die Wechselwirkungen zwischen agrarischer Produktion und kapitalistischer Ökonomie aus globalhistorischer Perspektive. Stabilisierungsprozesse und Krisenhaftigkeit von Wirtschaftssystemen stehen dabei ebenso im Vordergrund wie die Verflechtung ökonomischer Prozesse mit geopolitischen Fragen.

Über die Stärken und Schwächen, die Umsetzung der perspektivischen Chancen und die Möglichkeiten einer analytischen Tragfähigkeit dieser Theorie diskutierten am 15. April 2016 Vertreterinnen und Vertreter der Soziologie, Sozialen Ökologie, Agrar-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowie Europäischen Ethnologie auf der vom Forschungsschwerpunkt »Wirtschaft und Gesellschaft aus historisch-kulturwissenschaftlicher Perspektive« der Universität Wien und Institut für Geschichte des ländlichen Raumes, St. Pölten organisierten »Forschungswerkstatt Nahrungsregime« am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien.

Einleitend hob *Brigitta Schmidt-Lauber* vom Wiener Institut für Europäische Ethnologie das analytische Potential der Food-Regime-Theorie hervor, insofern diese die Verknüpfung politischer, wirtschaftlicher und sozialhistorischer Perspektiven akzentuiere und verwies auf die erkenntnistheoretische Chance der interdisziplinär aufgestellten Forschungswerkstatt.

Im anschließenden Eröffnungsvortrag erörterte der Soziologe *Markus Schermer* (Innsbruck) die Frage, welchen Beitrag eine Kombination von Food-Regime-Theorie, Transition Theory und Theorien sozialer

Praktiken zur Analyse des gegenwärtigen Nahrungssystems leisten kann. Schermer unterschied zwischen drei Nahrungsregimen: Das erste Food Regime habe sich im Kolonialismus herausgebildet und sei durch globale Ausdehnung kapitalistischer Produktionsweisen gekennzeichnet (1870er bis 1910er Jahre). Nach einer kurzen Übergangszeit sei dieses durch ein Nahrungsregime abgelöst worden, das rationalisierte und maschinisierte Produktionsweisen sowie eine erdölbasierte Industrialisierung, verstärkte Abwanderung in städtische Räume und Dominanz nationaler Versorgungssysteme charakterisiert habe (1940er bis 1970er Jahre). Schließlich dominierten im dritten Food Regime von transnationalen Handelsunternehmen gesteuerte Verwertungssysteme, deregulierte Märkte und eine zunehmende Landnahme im globalen Süden (seit den 1980er Jahren). Schermer bemängelte an der Theorie der Nahrungsregime deren (west)eurozentristische Perspektive und einen »Soziologismus, der ökologische Dimensionen ausblendet« (Schermer) und der Handlungs- und Wirkmächtigkeit sozialer Akteurinnen und Akteure zu wenig Beachtung schenkt. Daran anknüpfend stellte Schermer die Transition Theory, ein wissenschaftshistorisch im Kontext der Science and Technology Studies zu verortendes Konzept, das den Wandel soziotechnischer Systeme und die diesen inhärenten Innovationen aus einer strukturalen Perspektive untersucht. Resümierend forderte Schermer eine stärkere Rezeption praxistheoretischer Zugänge, um eine Analyse sozialer Ausdifferenzierungen, der Symbolebene sozialer Praktiken und gesellschaftlicher Normalisierungsprozesse miteinander zu verschränken. Auch ein dezidiertes Blick auf die Übergangsphasen zwischen den jeweiligen Regimen mache die Prozesshaftigkeit historischer Prozesse nachvollziehbarer und könne »den oft kritisierten Strukturfunktionalismus der Theorie der Nahrungsregime überwinden« (Schermer).

In seinem Kommentar bemerkte der Agrar-, Wirtschafts- und Sozialhistoriker *Ernst Langthaler* (St. Pölten/München), dass die jeweiligen Theorieangebote immer ein Stück weit Idealtypen verhandelten, die realiter nicht vorzufinden seien. Der Regime-Begriff sollte nicht territorial eingegrenzt, sondern vielmehr als Netzwerk verstanden werden. In Bezug auf Schermers Kritik an einer zu strukturfunktionalistischen Ausrichtung der Food-Regime-Theorie schlug Langthaler einen an Pierre Bourdieus Praxeologie angelehnten Ansatz vor.

Anknüpfend an die Ausführungen Schermers erweiterte der Sozialökologe *Fridolin Krausmann* (Klagenfurt/Wien) die Theorie der Nah-

rungsregime um eine sozial-ökologische Perspektive. Krausmann kritisierte, dass die Forschungsliteratur mit ihrem Fokus auf die Ressourcenflüsse zwischen Großbritannien und den amerikanischen und ozeanischen Kolonien den Handel zwischen Russland, einer vor dem Ersten Weltkrieg zentralen Exportregion für Getreide, und (West-)Europa ausblende. Zudem bedürfe die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen ebenso einer Präzisierung wie die Datierung des zweiten Nahrungsregimes, dessen Ende häufig mit Beginn der Weltwirtschaftskrise 1973 benannt wird. Krausmann bemerkte, dass die globalen Handelsvolumina und Handelsflüsse bis Ende der 1980er Jahre relativ stabil blieben und sich erst in den 1990er Jahren eine Veränderung abzeichnete. Mit Blick auf die Ressourcenflüsse plädierte Krausmann daher dafür, den Beginn des dritten Nahrungsregimes in den 1990er Jahren anzusetzen, weil sich seitdem gegenläufige Tendenzen in der landwirtschaftlichen Produktion abzeichneten (unter anderem Intensivierung der Ölsaaten- und Mastviehproduktion in Schwellenländern im Unterschied zu Industriestaaten).

In seinem Kommentar kritisierte der Wirtschafts- und Sozialhistoriker *Erich Landsteiner* (Wien) die Periodisierung der drei Nahrungsregime, die sich stark an eine politische Geschichte des Kapitals anlehne. Auch bezweifelte Landsteiner die Existenz eines dritten Food Regimes. Zwar deutete ein massives Wachstum der Handelsflüsse seit den 1990er Jahren eine neue Dimension an, dennoch sei fraglich, inwiefern die Marktwirtschaft wirklich dereguliert würde. Resümierend schlug Landsteiner daher vor, die Food-Regime-Theorie als heuristisches Werkzeug zu begreifen und nicht als eine Welterklärungstheorie misszuverstehen.

Das analytische Potential der Food-Regime-Theorie veranschaulichten anschließend die Agrarhistoriker *Juri Auderset* und *Peter Moser* (Bern) am Beispiel der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert. Im Unterschied zu der von Friedman und McMichael vorgeschlagenen Periodisierung der Nahrungsregime für das 20. Jahrhundert schlugen Auderset und Moser eine an das »Zeitschichten«-Modell von Reinhart Koselleck angelehnte Rahmung vor und fragten nach dem Zusammenhang von epistemischen Deutungen des Agrarischen und der Dominanz spezifischer Regulierungspraktiken in den jeweiligen Nahrungsregimen im historischen Wandel.

Für das Beispiel der Schweiz machten Auderset und Moser drei unterschiedliche, sich überlappende »Zeitschichten« aus: Die erste Zeitschicht (1860/70er Jahre bis erste Hälfte des 20. Jahrhunderts) zeichnete

eine zunehmende Globalisierung des Ernährungsbereichs und wachsende gesellschaftliche Regulierungsbestrebungen aus. Merkmal der zweiten Zeitschicht (1940er bis 1970er Jahre) sei ein ernährungspolitisches Paradigma, das nationalstaatliches Ordnungshandeln und kooperative Regelungen umfasste – eine Phase, die in der Schweiz die Wirtschaftskrise des Jahres 1973 überdauert habe. Aber bereits in den 1970er Jahren zeichnete sich auf Ebene der Produktion und Umwelt ein Wandel ab, dessen Konturen vollends in den 1990er Jahren sichtbar geworden seien. Diese dritte Zeitschicht charakterisiere eine Gleichzeitigkeit von Deregulierung der Produktion und Regulierung der Ressourcenverfügbarkeit.

In seinem Kommentar unterstrich der Wirtschafts- und Sozialhistoriker *Oliver Kühschelm* (Wien) die von Moser und Auderset herausgearbeitete Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen, wie sie unter anderem in der Parallelität von ökonomischer Deregulierung und ökologischer Regulierung sichtbar wird. Darüber hinaus griff Kühschelm einen weiteren Gedanken der beiden Referenten auf, indem er dafür plädierte, nicht in Blaupausen zu denken, sondern analytische Begriffe prozessual zu verstehen.

Der Forderung nach einem akteurszentrierten Ansatz kam die Europäische Ethnologin *Raffaella Sulzner* (Wien) in ihrem Vortrag über Honigproduzentinnen und -produzenten in Wien nach. Städtische Bienenhaltung bezeichnete Sulzner als typisch urbanes Phänomen, in dem sich unterschiedliche Motive und Deutungshorizonte verschränkten (Formen alternativer kooperativer und subsistenzwirtschaftlicher Versorgung, Kritik an landwirtschaftlichen Praktiken). Das Bestreben, Bienen zu kontrollieren und zu produzieren, laufe dabei in einer »gesetzlichen Regulierung der Bienenzüchtung als Form einer staatlich regulierten Biopolitik« (Sulzner) zusammen. Angesichts der ökologischen und wirtschaftlichen Herausforderungen entdeckten verschiedene Akteure die Stadt mit ihren pestizidfreien Grünflächen als wünschenswerten Lebensraum für Bienen. Abschließend verortete Sulzner die multidimensionale Problemlage um urbane Bienenhaltung im Kontext des dritten Nahrungsregimes, insofern der in der Stadt produzierte Honig als mit konsumentinnen- und konsumentenfreundlichen Qualitätsmerkmalen wie »biologisch«, »regional« und »transparent« attribuiertes Lebensmittel vermarktet werde.

In seinem Kommentar hob der Wirtschafts- und Sozialhistoriker *Rolf Bauer* (Wien) die zunehmende Bedeutung von Städten als Lebens-

räume für Tiere hervor. Zudem verwies er auf die symbolische Dimension urbaner Bienenhaltung, in der sich unterschiedliche Projektionen, Sehnsüchte, Ideale und Utopien verdichteten. In dieser »utopischen Ökonomie« (Bauer) gehe es nicht nur um Bienenhaltung, Honigproduktion oder eine bloße wirtschaftliche Nutzung von Tieren, sondern vielmehr um das Imkern als eine spezifische Form der Verhandlung gesellschaftlicher Utopien.

Mit dem Bestreben, tierische Produkte als Projektionsfläche gesellschaftlicher Erwartungshaltungen zu inszenieren und Konsumpraktiken als Agenden spezifischer Lebensstile zu rechtfertigen, befasste sich die Europäische Ethnologin *Alexandra Rabensteiner* (Wien). In ihrem Vortrag untersuchte sie deutschsprachige »Fleischzeitungen«, die ein spezifisch männliches Publikum adressieren und Fleischwaren sowie deren Zubereitung als genuin männliche Praktiken bewerben. Die Frage nach der medialen Inszenierung von Fleisch verortete Rabensteiner im Rahmen des dritten Nahrungsregimes, das unter anderem ein Spannungsverhältnis zwischen den biotechnischen Möglichkeiten landwirtschaftlicher Produktion und einem Bedürfnis nach transparenter Herstellung einhergehend mit ökologischen Herausforderungen kennzeichne. Das Labeling von Agrarprodukten, insbesondere von Fleisch, mit Zuschreibungen wie »regional«, »traditionell« oder »biologisch«, naturromantische Settings oder die Inszenierung von Landwirtinnen und Landwirten als Vertrauenspersonen deutete Rabensteiner als werbestrategische Beschwichtigungs- und Beruhigungsstrategien angesichts einer wachsenden Verunsicherung von Konsumentinnen und Konsumenten. Gesundheitliche, ökologische sowie auch produktionsbedingte Krisen katalysierten demnach ein Bedürfnis Fleischkonsum neu zu legitimieren.

In seinem Kommentar verwies der Europäische Ethnologe *Lukasz Nieradzki* (Wien) auf die Vielschichtigkeit von Rabensteiners Untersuchung, die unterschiedliche Themenfelder verschränkte (ethische und ökologische Befindlichkeiten, genderorientierte Fragestellungen und idealisierende Vorstellungen eines transparenten Wirtschaftens). Zudem bemerkte Nieradzki, dass vegane und vegetarische Lebensweisen innerhalb eines bestimmten (versorgungs)ökonomischen Möglichkeitsraumes zu verorten seien, wie ihn eine Distanz zu den Zwängen ökonomischer Notwendigkeit in postindustriellen Gesellschaften schaffe und der konsumethische und ökologische Forderungen überhaupt erst ermögliche.

Im abschließenden Vortrag der Forschungswerkstatt stellte der Agrar-, Wirtschafts- und Sozialhistoriker *Ulrich Schwarz* (St. Pölten) sein aktuelles Projekt »Überleben in der ›Krisenzeit‹ 1914–1950 – Brennpunkt Ernährung« vor. Die Entwicklung von Konsumstatistiken auf Grundlage der Erhebung von Familienbudgets unterteilte Schwarz in drei historische Phasen. In der »Pionierphase« (zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts) begannen Statistiker und Sozialreformer erstmals systematisch Haushaltsbudgets zu erheben. Die anschließende »Entwicklungs- und Normierungsphase« (1900 bis 1950) kennzeichneten eine verstärkte Zusammenarbeit und Verflechtung sozialwissenschaftlicher Forschung und staatlichen Einrichtungen mit Blick auf minderbemittelte Familien. Schließlich etablierten sich in der »Anwendungsphase« (seit 1950) systematische, bedeutungsstabile und für wohlfahrtsstaatliche Maßnahmen relevante Erhebungsformen von Haushaltsbudgets. Abschließend verwies Schwarz auf die wechselseitige Abhängigkeit von Deutungskategorien und der Produktion sozialer Wirklichkeit. Seien erstere das Produkt wirtschaftlicher, politischer und soziokultureller Prozesse, erzeugten sie zugleich die soziale Welt, aus der sie hervorgingen.

In seinem Kommentar hob der Wirtschafts- und Sozialhistoriker Maximilian Martsch (Wien) die Notwendigkeit hervor, stärker Krisen- und Übergangphasen in den Blick zu nehmen, um die Theorie der Nahrungsregime neu zu perspektivieren und zu dynamisieren. Die Grenzen der Food-Regime-Theorie als heuristisches Konzept markierten diejenigen Zeiten, die sich einer eindeutigen Kategorisierung entzögen. Martsch verortete zudem die Theorie der Nahrungsregime wissenschaftshistorisch und verwies darauf, dass diese an der Gegenwart ansetze und eine historische Dimension entwerfe, die versuche die Gegenwart zu erklären.

Martsch' Verweis auf die epistemische Stoßrichtung der Food-Regime-Theorie leitete in die Abschlussdiskussion ein. Die Theorie der Nahrungsregime gebe zum einen eine Deutungskategorie für Kapitalismusanalysen und Kapitalismuskritik an die Hand und verweise auf die Geschichte von Nationalstaaten bzw. Staatlichkeit. Zum anderen würde diese Theorie als offenes hybrides Konzept verhandelt. Die Stärke des Ansatzes liege auf der systemischen Ebene und der analytischen Verknüpfung von Produktion und Konsumption. Offen bleibe die Frage, inwieweit in diesem Rahmen akteurszentrierte Perspektiven Berücksichtigung fänden, die die gesellschaftliche Wirkmächtigkeit von Praktiken sozialer Akteurinnen und Akteure akzentuieren.

Resümierend wurden drei Forderungen formuliert und als Herausforderungen an die Theorie der Nahrungsregime herangetragen. Diese sollte als Deutungsrahmen gedacht und für verschiedene Anwendungsbereiche adaptiert werden. Bezug nehmend auf eine zeitliche Ebene biete es sich an, wie von den Referentinnen und Referenten wiederholt gefordert wurde, Übergangs- und Krisenzeiten größere Aufmerksamkeit zu schenken. Zudem eröffne sich über eine stärkere räumliche Perspektivierung, die nicht nur den Nationalstaat zur Referenzebene habe, sondern auch kleinere Einheiten wie beispielsweise Haushalte in den Blick nehme, die Möglichkeit eines mikroanalytischen Zugangs. Schließlich wurde das perspektivische und analytische Zusammenbringen von System- und Praxis-Ebene als zentrale Herausforderung benannt, die Theorie der Nahrungsregime weiterzudenken.

Gerade die strukturelle und globalhistorische Perspektive kann für kulturwissenschaftliche Forschungen erkenntnistheoretisch und analytisch gewinnbringend sein, insofern dadurch der Blick für neue Formen der Kontextualisierung und damit das Profil der Europäischen Ethnologie als einer kontextualisierenden Wissenschaft geschärft werden. Zudem schlägt die Theorie der Nahrungsregime eine vielversprechende Brücke zu wirtschafts- und sozialhistorischen Perspektiven, wiewohl als zentrale theoretische und methodologische Herausforderung das von den Forschungswerkstattteilnehmerinnen und -teilnehmern genannte Spannungsverhältnis zwischen akteurszentrierten Zugängen einerseits, struktur- und globalgeschichtlich orientierten Ansätzen andererseits ungelöst bleibt. Zwar formulieren praxistheoretische Perspektivierungen ein Lösungsangebot. Offen bleibt allerdings auch hier die Frage, inwieweit das seit der Krise der Repräsentation und dem Linguistic Turn bekannte Dilemma zwischen Nähe und Distanz, emischen und etischen Zugängen, akteurs- und strukturzentrierten Fokussen (im dialektischen Sinn) aufgehoben werden kann. Man darf jedenfalls gespannt sein, inwiefern die Reflexionen und Anregungen der Werkstatt zur Lösung dieses Problems beitragen und für zukünftige Forschungen nutzbar und handhabbar gemacht werden.

Lukasz Nieradzik

Gareth Kennedy. Die unbequeme Wissenschaft. Volkskunstmuseum.
Ausstellung vom 14.10.2016 – 29.1.2017 in Innsbruck

Am 13. Oktober 2016 wurde im Innsbrucker Volkskunstmuseum die Ausstellung *Gareth Kennedy. Die unbequeme Wissenschaft* eröffnet. Diese Ausstellung findet zu einem äußerst spannenden Moment in der Tiroler Geschichte der Aufarbeitung der völkischen und nationalsozialistischen Vergangenheit statt, in der sich das »offizielle« Tirol wie auch gesellschaftliche und wissenschaftliche Vereinigungen und Institutionen der »volkskulturellen« Praxis und Theorie jener Jahre stellen¹. Auch vor diesem Hintergrund ist die Ausstellung zu betrachten, wobei bereits Plakat und Folder auf zumindest drei bemerkenswerte Ebenen dieser Präsentation verweisen. Zunächst einmal die – am Plakat auch graphisch hervorgehobene – Rolle des (irischen) Künstlers Gareth Kennedy und dessen Konzept einer »performative installation«, in der er sich als Gegenwartskünstler mit der Geschichte, den AkteurInnen, den Intentionen und Kontexten der »Kulturkommission des SS-Ahnenerbe(s)« in Südtirol zwischen 1939 und 1942 am Reibepunkt zweier faschistischer, autoritärer Regime auseinandersetzt. Mit dieser »Kulturkommission« zielt die Ausstellung zum zweiten mehr oder minder ins Herz der (österreichischen) Fach-, Wissens- und Wissenschaftsgeschichte und den disziplinären Anstrengungen zur Aufarbeitung dieser ideologiegeleiteten Forschung oder deren Unterlassung. Sie fordert zu Reflexionen zum historischen wie aktuellen »Unbequemem« in der anthropologisch-ethnographisch-volkskundlichen Wissenschaft heraus, gerade auch weil sie dieses »Unbequeme« in der Schwebelasse lässt. Als dritte Ebene verdient besonders das spezielle Setting der Ausstellung/der Intervention/der Installation Beachtung, bildet doch nun das Innsbrucker Volkskunstmuseum den spezifischen Rahmen. Die unter demselben Titel bereits zweimal gezeigte Ausstellung (beides Mal

1 Ausführlich dargelegt haben die Diskussion (etwa in der »Ploner«-Debatte) wie auch die sich ergebenden wissenschaftlichen Konsequenzen Reinhard Bodner und Timo Heimerdinger. Reinhard Bodner und Timo Heimerdinger: Ein Erinnerungsfonds für die »Tiroler Volkskultur«? Die Ploner-Debatte (2011–2014) als Anstoß und Hemmnis eines Forschungsprojekts über Trachten in Tirol. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, 27, 2016, 2, S. 168–208.

in Kontexten bzw. Räumen zeitgenössischer Kunst²⁾ wurde nun vom Künstler in Kooperation mit dem Künstlerhaus Büchsenhausen und dem Volkskunstmuseum adaptiert und – so die hier vorgestellte Einschätzung – wesentlich erweitert und verändert.

Das Konzept

Bei der Eröffnung der Ausstellung im Volkskunstmuseum im Oktober 2016 und auch bei einer Spezial-Führung im Museum erläuterte Gareth Kennedy die Intentionen seines Konzepts, die ihn, im Bewusstsein einer »privileged responsibility« als zeitgenössischer Künstler, angeleitet haben. Dabei ging Kennedy von Überlegungen zum politischen Theater³ in Südtirol/Alto Adige und der Frage aus, ab wann kollektive und nationale Traumata in einer Gesellschaft »performabel« werden. Dafür wählte er als wichtigste Gestaltungselemente Masken, die den Gesichtern bedeutender ProtagonistInnen im weiteren Umfeld der »Kulturkommission« in Südtirol nachempfunden sind. Damit bezieht sich Kennedy auf die regional bedeutende Tradition des Maskenschnittens ebenso wie auf die weiterführende Idee der Maske als mehrdeutigem Ausdrucksmittel, das der Verschleierung wie auch der Verdeutlichung dienen kann⁴. Gleichzeitig sind die Masken hier auch als bedeutende Forschungsobjekte der zeitgenössischen Volkskultur-Forschung zu sehen und beziehen so die konkreten nationalsozialistischen Forschungen der »Kulturkommission« mit ein.

In der Ausstellung spielen nicht nur die von Schnitzern extra angefertigten Masken eine Rolle, sondern auch deren Herstellungsprozess. Dieser Prozess wurde gefilmt, wird in eigenen trichterförmigen Holzkonstruktionen in der Ausstellung gezeigt und lenkt so den Blick des Publikums auch auf den Konstruktionscharakter von Kultur und/oder

2 Zunächst konzipiert für und gezeigt 2014 in ar/ge Kunst Galerie Museum in Bozen, danach auch in Charleroi (Belgien).

3 Er bezieht sich hier explizit auf: Nóra de Buitelér: Tyrol or Not Tyrol: Theatre as History in Südtirol/Alto Adige. Bern 2012.

4 Das Innsbrucker Volkskunstmuseum hat sich dem Thema Maske bereits 2014 mit der Ausstellung »Hinter der Maske« gewidmet. Vgl dazu Herlinde Menardi [Red.]: Hinter der Maske. Ausstellung im Tiroler Volkskunstmuseum, 25. April bis 9. November 2014. Innsbruck 2014.

Traditionen. Kennedy ist es wichtig, dass die Ausstellung »genutzt« wird, dass sie zu einem »generator of discussion and dialogue« wird. Ebenso wie die kontextualisierenden Materialien und auch die BesucherInnen werden die Masken (auch als »Charaktere« bezeichnet) zu Requisiten eines »Stubentheaters«, welches – besonders durch das Diskussions- und Informationsformat des »Stubenforums« – von Kennedy wiederum gefilmt und so zu einem abschließenden Gesamtkunstwerk zusammengestellt wird.

Die Ausstellung

Bereits für das Bozener Ausstellungsprojekt 2014 ließ Gareth Kennedy fünf Masken von Protagonisten der italienisch-faschistischen wie auch der nationalsozialistischen »Options«-Jahre⁵ durch Maskenschnitzer anfertigen: Die Masken der Ethnologen/Volkskundler und »Dokumentaristen« (der Volkskundler Richard Wolfram als Leiter der wichtigen volkskundlichen Forschungen innerhalb der Kulturkommission, der Volksliedforscher Alfred Quellmalz sowie der Fotograf Arthur Scheler) sind ebenso zu sehen wie die des italienisch-faschistischen Leiters des *Commissariato Lingua e Cultura per l'Altro Adige* Ettore Tolomei. Darüber hinaus erweitert Kennedy dieses Spannungsfeld durch die Maske des Anthropologen Bronisław Malinowski, der in den 1920er und 1930er Jahren die Sommer in Südtirol verbrachte und in den Erläuterungen des Künstlers als Kritiker der »kontaminierten« anthropologischen Forschungen von Europäern über Europäer vorgestellt wird. Er wird auch im Zusammenhang mit seinem Schüler Raymond Firth wichtig, der der Ausstellung als Stichwortgeber diente⁶.

In der Innsbrucker Ausstellung werden diese Masken nun um zwei weitere ergänzt: jene des Leiters des Volkskunstmuseums bis 1938 und

- 5 Vgl. dazu etwa die Beiträge in Reinhard Johler u.a.: *Im Auge des Ethnographen*. Wien/Lana 1991.
- 6 Vgl. dazu Raymond Firth: *Engagement and Detachment: Reflections on Applying Social Anthropology to Social Affairs* (= *Human Organization*, 40, 3, 1981), S. 193–201. Firth schreibt in diesem Beitrag (anlässlich der Verleihung des Malinowski-Awards), dass die Anthropologie »may become ›the uncomfortable sciences‹ if it identifies human factors in ways people do not expect«. Ebd., S. 198.

nach 1945, Josef Ringler, der in der Kulturkommission eine bedeutende Rolle in der Arbeitsgruppe Museen und Kunst erhielt, sowie um die einzige weibliche Maske, jene der Leiterin des Volkskunstmuseums während des Nationalsozialismus und der dort angesiedelten nationalsozialistischen »Mittelstelle Deutsche Tracht«, Gertrud Pesendorfer. Mit diesen beiden Masken bzw. mit der Geschichte und Einordnung dieser beiden historischen Personen erweitert sich die Aufmerksamkeit der Ausstellung von den Südtiroler Kontexten der *Kulturkommission* hin zu jenen »jenseits des Brenners« im österreichischen Bundesland Tirol, in Innsbruck und im Volkskunstmuseum selbst. Das Museum stellt sich somit der eigenen Geschichte und versucht in Form einer »Intervention« am historischen Ort des Geschehens aktuelle Formen der Aufarbeitung zu finden⁷. Das Innsbrucker Volkskunstmuseum wird in dieser Weise als bedeutender musealer, sozialer, wissenschaftlicher, praktischer/anwendungsorientierter und ideologischer Ort thematisiert, erkennbar und letztlich verhandelbar.

Das Museum als Ort des Deponierens und Exponierens, der zeit- und kontextgebundenen Sammlung und Darstellung wird in dieser Ausstellung bereits vor dem Zugang in einer räumlich etwas abgetrennten Installation behandelt. Diese präsentiert zwanzig »erneuerte« Südtiroler Trachtenhüte, die Gertrud Pesendorfer 1943 in ihren damaligen Funktionen bei der Bozner Hutmanufaktur Oberrauch anfertigen ließ⁸ und mit beispiel- wie auch vorbildgebender Intention in die Bestände des Museums wie auch der Mittelstelle Deutsche Tracht übernahm. Die Masken selbst werden in den – wie der Folder zur Ausstellung Auskunft gibt – »gotischen Stuben« des Volkskunstmuseums⁹ inszeniert. Die nunmehr sieben Masken sind auf mehrere dieser atmosphärisch dichten und vielfach (und besonders in den 1930er-Jahren verstärkt) codierten

7 Vgl. die dazu beitragenden Forschungen und Publikationen der Forschungskoope-
ration »Tiroler Trachtenpraxis im 20. und 21. Jahrhundert« des Innsbrucker Faches
Europäische Ethnologie (am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische
Ethnologie) und dem Innsbrucker Volkskunstmuseum, [https://www.uibk.ac.at/
geschichte-ethnologie/ee/trachten.html](https://www.uibk.ac.at/geschichte-ethnologie/ee/trachten.html).

8 Vielen Dank an Reinhard Bodner für die detaillierten Hintergrundinformationen.

9 In der Bozner Ausstellung war der Ausstellungsraum noch in eine Stube »verwan-
delt« worden.

Räume¹⁰ aufgeteilt. Wolfram, Quellmalz und Scheler sind als Masken dabei jeweils alleine auf den Tischen einer Stube positioniert und werden durch die von ihnen in der Kulturkommission produzierten Hauptquellen (Film, Tonaufnahmen und Fotografien) begleitet. Der Künstler erliegt der Faszination dieser Räume, die er als »fünfhundert Jahre Zivilisation« bezeichnet, weitgehend, die fehlende gestalterische Brechung dieser Stubenensembles irritiert durchaus. Die Maske Tolomeis wird nicht in einer Stube gezeigt, sondern durch ein Guckloch in ein anliegendes »Depot« des Museums auch räumlich gesondert, Malinowskis Maske hängt zwar in einem Stubenzusammenhang, bleibt aber unkontextualisiert.

In einem extra für diese Ausstellung vergrößerten Raum innerhalb des Stubenbereichs des Volkskunstmuseums finden sich schließlich die beiden Masken von Ringler und Pesendorfer, die durch Dokumente zur Kulturkommission wie auch Fotos zur Mittelstelle deutsche Tracht ergänzt werden. Gerade in diesem Raum fallen die unterschiedlichen Qualitäten der von sieben verschiedenen Süd- und Osttiroler Schnitzern gefertigten Masken ins Auge, die – wie Kennedy betont – keine Porträts der dargestellten Personen sein soll(t)en. Die eher realistisch gehaltenen Masken von Quellmalz und Scheler, von Wolfram (geb. 1901) und Ringler (geb. 1893) – die interessanterweise alte Personen darstellen – stehen in starkem Kontrast zur comichaft wirkenden Maske Tolomeis oder der abstrakteren von Malinowski, die auch als Ausstellungssujet dient. Besonders hervorzuheben ist die Maske von Gertrud Pesendorfer, die in der Tradition der Osttiroler Klaubauf-Masken stehend, wenig Anspruch auf Ähnlichkeit erhebt, mit den hervortretenden, starrenden Augen und der Gretl-Frisur mehr als Sinnbild denn als Abbild wirkt. So ist die vom Matreier Schnitzer Martin Egger gefertigte Maske als künstlerische Aneignung, als Interpretation und Deutung des Schnitzkünstlers zu lesen.

10 Birgit Johler hat dies für das Wiener Volkskundemuseum in der Zeit des Austrofaschismus herausgearbeitet, als die (auch ausgestellte) Stube zur »ideologischen Keimzelle« und zum »Spiegelbild« des ständestaatlichen »sozialpolitischen Wertesystems« wurde. Vgl. Birgit Johler: Behagen in der Kultur. Museologische Praktiken des Museums für Volkskunde im Wien der 1930er-Jahre. In: Reinhard Johler u.a. [Hg.]: Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen. 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 21. bis 24. September 2011. Münster u.a. 2013, S. 131–141.

»Stubenforum«

Das ins Ausstellungskonzept inkludierte Präsentations- und Diskussionsformat »Stubenforum« sollte wohl auch in diese Richtung wirken. Der Moderator des Forums und Quasi-Regisseur dieses »Stubentheaters«, der Direktor des Ausstellungscooperationspartners Künstlerhaus Büchsenhausen Andrei Siclodi, hoffte, die »Aktualität des Themas« der Ausstellung in den Präsentationen der Masken sowie in der Diskussion herausarbeiten und weiterführen zu können. Im Stubenforum sollte »Kunst als wissensproduzierende Praxis« verstanden und genutzt werden, im Folder war eine Diskussion »über Tradition, Instrumentalisierung von Volkskultur und das dunkle Kapitel der Geschichte Südtirols« angekündigt. Dabei wurden allerdings – dies soll vorweggenommen werden – die expliziten Zielsetzungen – die Reflexion zu Bedeutung und Wirkung von Kunst und künstlerischer Umsetzung im Prozess des Wissens- und Erkenntnisgewinns wie auch eine kritische Auseinandersetzung mit der regionalen wie disziplinären Geschichte und deren Weiterführung zu gegenwärtigen Entwicklungen nur in geringem Ausmaß erreicht.

Das Stubenforum fand in jenem (vergrößerten) Raum statt, in dem die beiden Masken der ehemaligen Leitungspersönlichkeiten des Tiroler Volkskunstmuseums vom Künstler an den Wänden platziert wurden. Die TeilnehmerInnen saßen an einem großen Tisch in der Mitte des Raums bzw. auf Sesseln am Rand. Der Ablauf sah zunächst die »Vorstellung der Masken« durch ExpertInnen vor, wofür die Masken aus ihren Stuben und von Gareth Kennedy auf den Tisch geholt wurden und damit physisch anwesend waren: *James Dow* sprach zu Richard Wolfram, *Thomas Nußbaumer* zu Alfred Quellmalz, *Heidi Schatzl* zu Ettore Tolomei, *Franz Haller* stellte Arthur Scheler, *Hannes Obermaier* Bronisław Malinowski, *Karl Berger* Josef Ringler und zuletzt *Reinhard Bodner* Gertrud Pesendorfer vor. Manche Präsentierende beließen es dabei, die Person zur Maske mit vorwiegend biographischen und werkbezogenen Daten vorzustellen. Womöglich hätte hier das Berücksichtigen der Masken als bereits abstrahierte und interpretierte Materialisierungen (vom ›freundlichen‹ älteren Herrn wie bei Ringler bis zu eben jener beinahe dämonisch anmutenden Maske Gertrud Pesendorfers) bei der Vorstellung der Maske und damit auch der konkreten Person mehr Aussagekraft gehabt. In dieser Hinsicht konnten etwa die Präsentationen bzw. Interpretatio-

nen und Assoziationen von James Dow¹¹ zu Wolfram oder von Hannes Obermaier zu Malinowski erhellende Zusammenhänge herstellen und pointierte Aussagen treffen, die in einer stärker gelenkten Diskussion ihren verdienten Platz gefunden hätten. Auch im Stubenforum nahm die Vorstellung der Maske von bzw. der Person Gertrud Pesendorfer eine Sonderstellung ein. Nicht nur weil Reinhard Bodner eine differenzierte, empirisch gestützte Darstellung und sorgfältige Einordnung Gertrud Pesendorfers vornahm, sondern auch weil diese Maske durch ihre spezifische Positionierung in der Ausstellung, nämlich im Raum und damit inmitten der Gesprächssituation, eine deutlich andere Präsenz erhielt als die hinzugeholten Masken.

In den Vorstellungen und noch mehr in der anschließenden Diskussion ergaben sich zwei strittige, wenn auch als symptomatisch für die disziplinäre bzw. österreichische Auseinandersetzung zu betrachtende Präsentationsweisen. Zum einen bot die sehr persönlich gehaltene Vorstellung Karl Bergers von Josef Ringler dessen beim Stubenforum anwesenden Söhnen ausreichend Platz, um deren Deutung von Ringlers individueller und weltanschaulicher Positionierung und Verflechtung vorzutragen: In so wohl nicht intendierter Weise stimmte hier die »harmlose« Maske Ringlers mit dem Familiennarrativ der Söhne überein, die kritische Anmerkungen oder gar ein konkretes Hinterfragen Ringlers im nationalsozialistischen Wissenschafts- und Anwendungsgefüge bzw. in der konkreten Situation der Kulturkommission kaum zulassen wollten. Zum anderen war auch die Darstellung des Fotografen Arthur Scheler durch den Südtiroler Anthropologen Franz J. Haller heikel, stellte er doch Scheler – einen persönlichen Freund und Mitkämpfer seines Vaters im »Völkischen Kampfring Südtirols« – vor allem in seiner professionellen Fotografenfunktion dar und hob die Bedeutung der Materialien in Schelers »Archiv« als »hervorragende Dokumente«¹² materieller wie immaterieller »deutscher Volkskultur« in Südtirol hervor. Die wiederholte Relativierung der nationalsozialistischen Politik und Praxis im Vergleich zu der des italienischen Faschismus bewegte sich ebenso »bis-

11 Demnächst wird hierzu erscheinen: James R. Dow: Heinrich Himmlers Kulturkommissionen. Angewandte Volkskunde und programmiertes Plündern in Südtirol, Italien, Gottschee und Jugoslawien 1940-1943. Innsbruck, Studienverlag.

12 Vgl. dazu die von Haller betriebene Homepage <http://www.tirolerland.tv> (Zugriff: 17.10.2016).

weilen gefährlich nahe an der Geschichtsklitterung«¹³ wie auch die später in der Diskussion von mehreren DiskutantInnen vorgenommenen Versuche, die zeitgenössische Beteiligung österreichischer ForscherInnen im ideologischen und praktischen Volkskultur-Feld kleinzureden. Letztlich ließen auch diese Wortmeldungen und Einmischungen die historischen Arbeiten und Zugangsweisen der anthropologischen und volkskundlichen Forschung und noch mehr den aktuellen gesellschaftlich wie wissenschaftlich relevanten Umgang mit ihnen »unbequem« werden, wiesen aber auch auf die Bedeutung von Museen als soziale wie diskursive Schnittstellen mit spezifischen gestalterischen Möglichkeiten oder auch Grenzen hin. Die Innsbrucker Ausstellung regt an, das Zusammenspiel von künstlerischer Konzeption und kulturwissenschaftlicher Analyse der »unbequemen Wissenschaft« und ihrer gesellschaftlichen Anwendungen zu beobachten und zu befragen. In diesem Bereich scheint es derzeit in Österreich zu einer verstärkten Auseinandersetzung zu kommen, wie aktuelle und geplante, unterschiedlich ausgerichtete Ausstellungen¹⁴ und/oder Forschungen¹⁵ zeigen.

Magdalena Puchberger

- 13 Vgl. dazu ein Beitrag in der Tiroler Tageszeitung: Ivona Jelcic: Forschen für Germanien, <http://www.tt.com/kultur/kunst/12134941-91/forschen-f%C3%BCr-germanien.csp?tab=article> (Zugriff: 17.10. 2016).
- 14 S. dazu die vom Künstler Thomas Hörl am Wiener Volkskundemuseum inszenierte Ausstellung »Matthias tanzt. Salzburger Tresterer on stage« ab 18.11. 2016, bei welchem »Kunst und Wissenschaft in Dialog treten und verschiedene Zugänge zu einem Salzburger Brauch eröffnen«, <http://www.volkskundemuseum.at> (Zugriff: 29.11.2016).
- 15 Zuletzt etwa die Ausstellung wie Publikation der Projektgruppe des Instituts für Volkskunde und Kulturanthropologie der Universität Graz zum Trachtensaal im Grazer Volkskundemuseum s. Katharina Eisch-Angus u.a.: Unheimlich heimisch. Kulturwissenschaftliche BeTRACHTungen zur volkskundlich-musealen Inszenierung. Wien 2016. Oder auch die für Herbst 2017 geplante Ausstellung zu fachgeschichtlich relevanten Themen der volkskulturellen Anwendung am Museum für Volkskunde in Wien »Heimat : Machen. Volkskultur in Wien zwischen Alltag und Ideologie um 1930«.

Dr. Gertrud Heß-Haberlandt (1923–2016)

Am 6. Jänner 2016 ist die Enkelin des Gründers und späteren Direktors des Österreichischen Museums für Volkskunde, Michael Haberlandt, und Tochter seines Sohnes Arthur, zwischen 1924 und 1945 ebenfalls Direktor dieses Museums, im dreiundneunzigsten Lebensjahr in Wien verstorben.

Zwischen 1942 und Ende 1945 war sie als Werkstudentin im Museum tätig und zuerst mit bibliothekarischen Arbeiten betraut; gleichzeitig oblag ihr auch »die Betreuung des Heimatwerkes karteimäßig und in gegenständlich praktischer Art.«¹ Dazu kamen später Arbeiten in der Sammlung und vor allem, nach den beträchtlichen Schäden des Luftangriffs vom 5.11.1944, »ein neuerliches Abräumen und Bergen bzw. Umstellen in den Sammlungsräumen.«² Der große persönliche Einsatz der Familie Haberlandt vor und unmittelbar nach Kriegsende hat jedenfalls sehr viel zur Erhaltung des Museums und seiner Sammlungsbestände beigetragen, wie ein späterer Bericht von Gertrud Heß-Haberlandt zeigt.³

Ihr Studium der Geographie und Volkskunde an der Universität Wien schloss sie 1947 mit einer vom Geographen Hugo Hassinger betreuten Dissertation ab, die sich mit dem Raum um Kitzbühel beschäftigte, dem die Verstorbene schon seit früher Kindheit – die Familie Haberlandt verbrachte dort ihre Urlaube, die damals noch »Sommerfrische« hießen – persönlich und bald auch wissenschaftlich verbunden war.⁴ In den Folgejahren war sie aktiv für das Niederösterreichische Hei-

- 1 Werkvertrag des Vereins für Volkskunde, ÖMV, Personalakten. Sie war auch noch nach Kriegsende im Museum tätig, wie ein Schreiben an das Kulturred der Stadt Wien vom Oktober 1945 in ihrer Personalakte beweist.
- 2 Ebd., Personalakte G. Haberlandt: Brief von Arthur Haberlandt vom 6.11.1944 an das Arbeitsamt Wien. – Für die Übermittlung von Unterlagen sei Elisabeth Egger und Hermann Hummer, beide Österreichisches Museum für Volkskunde, herzlich gedankt.
- 3 Gertrud Heß-Haberlandt: Vor vierzig Jahren. Bericht über das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien während der letzten Kriegsjahre und der ersten Nachkriegsmonate im Jahre 1945. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 88, 29, 1985, S. 250–254.
- 4 Kulturgeographie der Kitzbüheler Landschaft. Diss Wien; in vervielfältigter Form ist die Arbeit (Kitzbühel 1969) einer breiteren Leserschaft zugänglich gemacht worden.

matwerk tätig; in den 1950er Jahren fungierte sie zudem eine Zeitlang als Landesleiterin für Niederösterreich des damals in Planung befindlichen Österreichischen Volkskundeatlas.

In diese Zeit fiel auch die Heirat mit dem evangelischen Theologen Mag. Ernst Heß und die Geburt dreier Kinder. Ihr Mann war beruflich in Wien, aber auch als Kurseelsorger im Bezirk Kitzbühel tätig und bei den Forschungen und Arbeiten stets Begleiter und Unterstützer seiner Frau. Deren wissenschaftliche Tätigkeit fand ihren Niederschlag in über zwanzig Veröffentlichungen, die in der Zeit zwischen 1947 und 2007 entstanden und einer Reihe von volkskundlichen Themen gewidmet sind: bäuerliches Leben, Brauch, Kunst, Medizin, Nahrung, Tracht (ihre selbstständigen Schriften finden sich in der abschließenden Auswahlbibliographie).

2004 war Frau Dr. Heß-Haberlandt für ihre Verdienste vom Kitzbüheler Gemeinderat einstimmig die Ehrennadel »Kitzbüheler Gams in Gold« verliehen worden⁵; als Würdigung ihrer Verdienste um das Wiener Museum und ihrer wissenschaftlichen Arbeiten kann auch die Tatsache angesehen werden, dass sie in der Generalversammlung des Vereins für Volkskunde im Jahre 1985 in den Ausschuss gewählt wurde, dem sie als aufmerksame Beobachterin und Kennerin der Geschichte des Hauses bis 2006 angehörte. Verein und Museum für Volkskunde werden ihr ein ehrendes Andenken bewahren.

Auswahlbibliographie

Kulturgeographie der Kitzbüheler Landschaft. Diss. Wien 1947
(Kitzbühel 1969)

Volkstümliche Kreuzstichmuster. Wien 1950 (1951, 1955)

Frauentrachten aus Niederösterreich. Wien 1952

Das liebe Brot. Brauchtümliche Mehlspeisen aus dem bäuerlichen
Festkalender. Wien 1960

Zur Krippe her kommet. Ein Weihnachtsbuch über Krippen, Krippen-
spiele, Lieder und Brauchtum in Niederösterreich. Wien 1965

In Memoriam Arthur Haberlandt. Wien 1969

5 Zum Gedenken an Dr. Gertrud Heß-Haberlandt. In: Stadt Kitzbühel. Mitteilungs-
blatt der Gemeindeverwaltung, 20, 1, Jänner 2016, o. S.

Bauernleben. Eine Volkskunde des Kitzbüheler Raumes. Mit Bildern aus einer vergehenden Welt von Michael Heß. Zeichnungen von Dorothea Koch und Ernst Heß. Innsbruck, Wien 1988, 3. Auflage 1992

Medizingeschichtliches aus dem Kitzbüheler Raum. Von der mittelalterlichen Badstube zum modernen Gesundheitswesen. Innsbruck u.a. 2007

Olaf Bockhorn

Literatur der
Volkskunde





Katharina Eisch-Angus (Hg.): Unheimlich heimisch.

Kulturwissenschaftliche BeTRACHTungen zur volkskundlich-musealen Inszenierung(= Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie, Sonderband). Wien: Löcker 2016, 268 Seiten, zahlreiche Abb.

»Bedrückend, dümmlich, dunkel, düster, einschüchternd, furchteinflößend, grimmig, gruselig, kalt, krank, leblos, mächtig, passiv, starr, steril, tot, unbehaglich, unfreundlich, ungeschlacht, unsympathisch«, so erlebten die Mitglieder einer studentischen Projektgruppe ihren Forschungsgegenstand bei ihren ersten Begegnungen damit und oft auch noch später: den Trachtensaal im Volkskundemuseum in Graz. »Auf den ersten Blick« seien »das wohl keine einladenden Worte für die außenstehende, nun lesende Person, um uns auf unserer Forschungsfahrt durch die Geisterbahn ›Trachtensaal‹ zu begleiten« (S. 59), sorgt sich augenzwinkernd Susanne Schicho, eine der AutorInnen der nun erschienenen Publikation zum Projekt. Von Beginn an, wenngleich seltener, wurden in der Gruppe aber auch scheinbar gegenteilige Gefühle und Assoziationen artikuliert, wie »anziehend, beruhigend, charaktervoll, freundlich, gemütlich, gut, heimisch, ruhig, schön, sonnig, stolz« (S. 72). Und ungeachtet solcher Charakterisierungen ist »Unheimlich heimisch« – so der passende, an Sigmund Freud geschulte Titel – nicht erst auf den zweiten Blick ein gedanklich und gestalterisch sehr einladendes Buch geworden. Der Band ist aus einem Gesprächs- und Forschungsprozess am Grazer Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie hervorgegangen, der 2015 mit dem von Katharina Eisch-Angus geleiteten zweiseimstrigen Studienprojekt *Der steirische Blick. Ästhetische Performanz und die Volkskunde* begann und dank einer parallelen Praxislehrveranstaltung auch in eine Ausstellung mündete. Im Folgenden geht es aber »nur« um das Buch und seine »kulturwissenschaftlichen BeTRACHTungen«, die nicht nur dem »allzu ›klassisch volkskundlichen‹ Them[a]« (S. 158) Tracht gelten, sondern auch weiterreichenden Fragen zu Alltagsgeschichte und Emotion, Wissenschaft, Museum und Kunst.

Die erwähnten subjektiven Eindrücke wurden in Gruppendiskussionen zusammengeführt, wobei neben der ethnopschoanalytischen Tradition auch Alfred Lorenzers *Szenisches Verstehen* inspirierend und orientierend war (u. a. S. 23 u. 60 f.). Besondere heuristische Bedeutung kam Freuds Verständnis des »Unheimlichen« als des »ehemals Heimischen,

Altvertrauten« zu, das verdrängt und so in Beängstigendes verwandelt wird. Das Wort heimlich bzw. heimisch entwickle seine Bedeutung »nach einer Ambivalenz hin [...], bis es endlich mit seinem Gegensatz unheimlich zusammenfällt« (S. 24). Doch was ist so unheimlich am Trachtensaal in Viktor Gerambs 1913 eingerichtetem »Museum des steirisch ›Heimischen‹ und ›Altvertrauten‹« (S. 15)? Offenbar lösten weder die Trachten an sich noch der Saal an sich die spontanen Assoziationen in der Gruppe aus, sondern die 42 dort aufgestellten, trachtlich gewandeten Figurinen aus farblich gefasstem Holz (bes. Beitrag Toni Janosch Krause, S. 87–97). Der spätere Universitätsprofessor Geramb hatte damit einen seinen volkskundlichen Ansprüchen genügenden Lehrsaal gestalten wollen. In zweifacher Hinsicht brach er dabei mit dem musealen Genre des Trachtensaals, das Johanna Westermaier vorstellt (S. 101–119): Statt Trachten entlang vermeintlich natürlicher regionaler Kulturgrenzen räumlich anzuordnen, stellte er die Kleidungsentwicklung nach einem evolutionären Prinzip von der »Urtracht« bis ins ausgehende 19. Jahrhundert dar (u. a. S. 221). Und statt sich mit kunsthandwerklich qualitativem Naturalismus zu begnügen, beauftragte er den jungen expressiven Bildhauer Alexander Silveri, die Figurinen zu schnitzen – mit einem merkwürdig mehrdeutigen Resultat, das an die Demokratisierung der »Imitationen des Lebendigen«, etwa in Wachsfigurenkabinetten und Schießbuden (S. 20), erinnert. Dass damit Silveris künstlerische und Gerambs volkskundliche Ansprüche »in Konfusion [gerieten]« (S. 22), rühre auch an die »überlieferte Scham der Volkskunde« (S. 17) angesichts der gesellschaftlichen Abwertung ihrer Gegenstände, schreibt die Herausgeberin Eisch-Angus. Darauf allein wird die unheimliche Wirkung der Figurinen aber nicht reduziert. Eingehend und eindringlich beschreibt der Band ihr Changieren zwischen tot und lebendig, wirklich und phantastisch. Und zumal die Figurinen als Gegenüber, »das so tut, als ob es Leib und Körper wäre« (S. 30), nicht erst 2016 beim Museumspublikum intensive emotionale Regungen auslösen konnten, wird der Trachtensaal auch als »theatralischer Raum« (S. 29) gelesen.

Obwohl das »Trachtentheater« (S. 32) relativ unabhängig von den Trachten unheimlich wirkte, meinte die Gruppe, »um die Thematik der Tracht natürlich nicht herum[zukommen]« (S. 63) – eine schönwiderstrebende Formulierung, die das Verneinte gerade doch impliziert. Vorbildlich behutsam reflektiert Matjea Marsel (S. 157–168) eine Gruppendiskussion über Einstellungen einer überwiegend ›heimischen‹, hin-

sichtlich Alter, Sozialisation und Bildung heterogenen Gruppe: Die Angst vor der Tracht und die Lust daran seien nicht endgültig voneinander zu trennen (S. 168). Als Beispiel wird mehrmals im Buch das »Aufsteirern« in Graz angesprochen, das bei allem Unbehagen am kollektiven Trachtentragen und mancher konservativer bis rechter Konnotation auch, ja vielleicht sogar überwiegend als eine »Kombination postmoderner Entideologisierung und Kommerzialisierung« im Hinblick auf lustvolles Sicht-Verkleiden, Rollenspiele und Körperlichkeit gedeutet wird (S. 31). In gewissem Sinne aufgesteiert wird das Trachtenthema auch in zwei weiteren Essays: Claudia Größ (S. 179–189) reagierte auf den Trachtensaal mit dem Bedürfnis, männliche Asylwerber aus Syrien in einer kleinen steirischen Gemeinde zu fragen, was für sie »Heimat« (nämlich das deutsche Wort!) bedeute. Anton Wilflinger (S. 195–207) zeigt, dass der Trachtensaal quer zu den Erwartungen der Trachtenpflege liegt, jedenfalls wenn man dem Credo des »Landestrachtenberaters« Hubert Fink glaubt. Beide Beiträge lassen erahnen, wie solche Themen jenseits eines statischen Begriffs von »hiesiger Kultur« (S. 187) ethnographisch weiter erforscht werden könnten: Wie eignen Asylwerber sich etwa trachtige Kleidung aus einem Spendenkarton an? Und wie sieht Finks konkrete Schneider- und Beratungsarbeit an der – anscheinend nicht selbstverständlichen – »Erkennbarkeit des Steirischen« (S. 204) aus?

Den gegenwartsbezogenen Betrachtungen werden wissens- und wissenschaftsgeschichtliche zur Seite gestellt. Ein wichtiger Aspekt dabei ist, dass der Trachtensaal als Visualisierung von Geramb's *Steirischem Trachtenbuch* gelesen werden kann. Das Werk, das »heute noch als unumstößliche ›Bibel in allen trachtlichen Authentizitätsfragen« (S. 122) gilt, geht auf den Ideenreichtum und die Sammelleidenschaft des früh verstorbenen Konrad (Conrad) Mautner (1880–1924) zurück, dessen Suche nach »Heimat« in Gößl Eva Kunze einfühlsam schildert und deutet (S. 131–140). Anschaulich und mit Bezügen zu Walter Benjamin (S. 33–36) diskutieren die AutorInnen das »widersprüchlich[e] Spiel zwischen Inszenierung und Authentizität« (S. 109), mit dem die beiden konservativ-bürgerlichen Volkskundler Geramb und Mautner auf die von ihnen so erlebten Zumutungen der Moderne reagierten. Die Suche nach Ursprünglichem verband sich mit einer spielerisch-traumtänzerischen Freude an Festen und Kostümierungen. Wenn kontextualisierend die Konstanten der Heimatschutzbewegung und das primitivistische Erbe der Volkskunde erläutert werden (Beiträge Melanie Strutz, S. 143–153, und Judith Hafner,

S. 215–223), scheint die Volkskunde der Zwischenkriegszeit keineswegs vorschnell mit »sozialkonservativen oder protofaschistischen Tendenzen gleichsetzbar« (S. 37). Die »mörderische Konsequenz« einer völkischen Wissenschaft, der Geramb sich letztlich nicht in den Weg stellte und die auch die Familie Mautner betraf, sei aber in den Saal eingeschrieben, »ohne dass er selbst in Inhalt und Ausdrucksweise als rassistisch oder nationalsozialistisch anzusehen wäre« (S. 39). Hier wird umso sorgsamer argumentiert, als die Eröffnung des Saales sich auf das zeitgeschichtliche Verdichtungsdatum (S. 9) 1938 verschob und seine unheimliche Wirkung mitunter sehr rasch mit dem Werk des zweiten von Geramb beauftragten Figurinenschnitzers assoziiert wird, des später höchst NS-konformen Hans Mauracher (S. 26 u. dazu kritisch S. 40).

Besonders anzuerkennen ist, dass der Band nicht nur die aktuelle Umstrittenheit seines Themas deutlich macht, sondern Konflikte auch aufgreift und konstruktiv austrägt. Aus der Innensicht des Hauses schreibt Roswitha Orač-Stipperger (S. 43–55) eine Werks- und Museumsgeschichte der Figurinen und des Saals in dem von Wilhelm Jonser geschaffenen, das historische Hauptgebäude ergänzenden Neubau der 1930er Jahre. Dabei kommen auch die einzige »tiefgreifende Veränderung« (S. 50) des Saals seit 1938 durch die Geramb-Schülerin Maria Kundgraber und die Wiedereröffnung des Saals als »Museum im Museum« 2003 in den Blick. Einige übergreifende museumsanalytische Bemerkungen zu diesem Konzept wären in dem Band hilfreich gewesen, zumal Hans-Peter Weingand es sehr pointiert als einen der »populären Irrtümer« (S. 237–249) um den Saal kritisiert, dass dieser in seiner jetzigen Gestalt ein solches Museum im Museum sei (S. 246 f.) Wenn die AutorInnen öfters diskutieren, wie original der Saal heute (nicht) ist, sprechen sie selbst von einem »Ursprungs«- bzw. »Urzustand« (S. 54 u. 125). Wirklich spannend ist in jedem Fall aber die Frage, wie mit dem Saal als »Erbe« (bes. S. 222 f.) und der Angst vor dem Einfluss von Gründer- und Vorläuferfiguren umgegangen wird. Das wird nicht zuletzt bei der Lektüre von Eva Kreissls in dem Band wiederabgedruckten Szenarien von 2012 für eine erneute Umgestaltung des Saals deutlich (S. 121–130). Eine weitere sich abzeichnende Konflikt- oder zumindest Konkurrenzlinie ist die zwischen Ethnographie und Kunst. Der Band dokumentiert nicht nur »Interventionen« in den sparsam kommentierten Saal seit 2003 und weitere künstlerische Kommentare (S. 73 f., 169–177, 190–193, 224–229), sondern auch die Begegnung der Studierenden der Kulturanthro-

pologie mit einer Kunstgeschichtestudentin: Christa Meinx (S. 75–85) bettet Silveris Figurinen, die in der Regel nicht als Kunst gelten (S. 7), in Silveris von »Ehrfurcht vor dem Leben« geprägte »künstlerische Sprache« ein (S. 75–85). So muten sie weniger beängstigend an (S. 64) – als solle die Irritation gebannt werden, die von der denkwürdigerweise bis heute ununterscheidbaren Autorenhandschrift Silveris und Maurachers ausgeht (S. 39 u. 84 f.).

Eva Kreissls Sorge, »dass der Trachtensaal einer mehrstimmigen Befragung nicht standhält« (S. 127), hat sich durch das vorliegende Buch möglicherweise verringert. In seiner historisch zustande gekommenen Mehrdeutigkeit lesen die AutorInnen den Saal, dessen Schließung aktuell wieder diskutiert wird (S. 41), als »offenes Kunstwerk« (S. 39 f.), das künftige Generationen hoffentlich wieder anders lesen können werden. Insgesamt besticht die Publikation mit dem Mut zu Imagination und Assoziation, die Essays sind engagiert und oft auch mit Witz geschrieben. Angesichts dieser für eine überwiegend studentische AutorInnenenschaft sehr bemerkenswerten Leistung fällt kaum ins Gewicht, dass man dem Buch manchmal tatsächlich ansieht, dass es »unter immensem Zeitdruck« (S. 9) redigiert wurde. Gut, dass das Projekt über den Saal, dessen Eröffnung sich verschob, nicht selbst verschoben wurde, nämlich aufs Jahr »2105«, wie der Zahlendreher im ersten Satz (S. 7) glauben macht!

Reinhard Bodner

Felicia Sparacio: Pendeln im Alter.

Eine Fallstudie zu transnationaler Migration zwischen Deutschland und der Türkei (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 119). Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 2016, 292 Seiten.

Am 30. Oktober 1961 wurde in Bad Godesberg das Anwerbeabkommen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Türkei unterzeichnet. Seither sind 55 Jahre vergangen, Menschen sind gekommen und geblieben. Wie verbringen sie nun ihren Ruhestand?

Felicia Sparacio untersuchte eine weitverbreitete, aber statistisch kaum erfassbare Form der transnationalen Lebensgestaltung nach der Erwerbsarbeit: Die Senior/innen, welche die Autorin interviewte und beobachtend begleitete, pendeln zwischen Deutschland und der Türkei hin und her. Die Fragestellung selbst ist dabei auch eine wechselseitige. Einerseits wird danach gefragt, inwiefern altersspezifische Faktoren das Pendeln beeinflussen, und andererseits, wie sich migrationsspezifische Faktoren auf das Alter auswirken. Damit sollen die »erheblichen Forschungslücken in der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Migrations-, aber auch Alter(n)sforschung« (S. 11) geschlossen werden. Theoretisches Fundament bieten dabei die Transnationale Migrationsforschung und die sozialwissenschaftliche Alter(n)sforschung, deren Konzepte im ersten Teil des Buches aufeinander bezogen und auf das Forschungsdesign adjustiert werden. Für die qualitativen Daten, die in der Auswertung herangezogen wurden, interviewte Sparacio 17 pendelnde Rentner/innen und fünf derer Freund/innen. Die Interviews wurden auf Deutsch geführt, teilweise fungierten Familienangehörige als Übersetzer/innen. In der Interpretation wird jedoch zwischen diesen Quellen nicht mehr unterschieden. Das ist ungewöhnlich, zumal die Interviewdaten Hinweise auf unterschiedliche soziale Positionierungsakte enthalten, welche die Autorin kommunikationsanalytisch stärker hätte herausarbeiten können. Als Ergänzung zu den Interviews, gemäß einer teilnehmenden Beobachtung und im Sinne einer multi-sited-ethnography (George E. Marcus), begleitete die Autorin ihre Interviewpartner/innen zudem in deren deutsches und türkisches Alltagsleben.

Das erste inhaltliche Kapitel »Transnationale soziale Netzwerke türkischer Rentner/innen« gewährt Einblicke in die heterogenen Beziehungsgeflechte der Pendler/innen: Seniorentreffs, Bekannte und (Enkel-) Kinder in Deutschland, Verwandte und Bekannte in der Türkei und vor allem selbst pendelnde Rentner/innen verbinden sich zu einem transnationalen Netzwerk und sind sowohl Voraussetzung als auch Konsequenz eines »bewegten Ruhestandes« (S. 26). Besonders hervorzuheben ist hier die Tatsache, dass zwei Drittel der Interviewten die meiste Zeit nicht in ihrem Herkunftsort verbringen, sondern im erworbenen Ferienhaus an der Süd- oder Westküste der Türkei. Diese Feriensiedlungen werden in den Sommermonaten zum transnationalen Treffpunkt von verrenteten Pioniermigrant/innen und erinnern dabei an deutsche Rentner/innen auf den Kanarischen Inseln oder an der Costa Blanca.

Der Fokus auf die Altersspezifik des Pendelns lässt die Praxis zudem als »transnationales Gesundheitshandeln« (S. 147) deuten, wenn die Rentner/innen auf das deutsche Gesundheitssystem vertrauen und das angenehme Klima in der Türkei zu schätzen wissen – oder wie eine Interviewpartnerin schlussfolgert: »Also hat Reisen sonnige Gründe.« (S. 148) Sparacio begnügt sich jedoch explizit nicht damit, ihre Interviewpartner/innen als deren Ressourcen nutzenmaximierende Akteur/innen erscheinen zu lassen. Nicht nur praktische Gründe – wie Immobiliennutzung, Gesundheitssystem, Klima und das Treffen mit Familienangehörigen und Bekannten – werden als Beweggründe ausgemacht, sondern auch die emotionalen Zugehörigkeiten und Bindungen, die daraus entstehen und die darin eingeflochten sind. Im Kapitel »Transnationale Zugehörigkeit im Alter« werden deshalb in Anlehnung an Joanna Pfaff-Czarneckas »horizons of belonging« die Identifikationen der Rentner/innen im Sinne von gleichwertigen Zugehörigkeiten untersucht. Die Rückkehrorientierung der als Arbeitsmigrant/innen Gekommenen deutet Sparacio in Bezug auf die Soziologin Helen Baykara-Krumme als »Vorbotein einer transnationalen Lebensweise im Alter« (S. 205). Gerade hier zeigt sich auch die Stärke dieser Studie: Als transnational wird nicht nur das Lebenskonzept der Interviewten interpretiert, sondern auch die Sichtweise auf Migration in der Gegenwart und Vergangenheit. Somit erscheinen die Rentner/innen (aus dem ausgewählten Sample) nicht als zwischen den Stühlen sitzend und entwurzelt, sondern als Pionier/innen eines transnationalen Lebensentwurfes, die nun das Pendeln als positive und »bereichernde« Form des Ruhestands in zwei Ländern empfinden (S. 227). Ihre transnationalen Zugehörigkeiten speisen sich dabei aus Bindungen an die Herkunft (Türkei) und an den Faktor gelebte Zeit (Deutschland), die in der Analyse als gleichwertige Kategorien zu den Familienbeziehungen und Freundschaften gedeutet werden.

Felicia Sparacio hat mit dieser Studie sowohl durch die empirisch erhobenen Daten als auch mit der geleisteten Theoriearbeit einen wertvollen Beitrag zum volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Diskurs über Migration und Alter geleistet. Die Gründe für den Aufschub der Rückkehr in die Türkei – so eines der zentralen Ergebnisse – wurden zu Gründen für den Verbleib in Deutschland. Aus dieser spezifischen Situation heraus ist das Pendeln zu verstehen. Gesundheit ist dabei ein zentraler Faktor, sowohl Voraussetzung als auch Beweggrund für das Pendeln im Alter. In der konsequent transnationalen Herangehensweise hat sich

Sparacio bewusst von früheren (deutschsprachigen) Migrationsstudien abgegrenzt (S. 57). Warum dabei auf ethnologischen Forschungen zwischen Deutschland und der Türkei wie jene von Werner Schiffauer und Barbara Wolbert gänzlich verzichtet wurde, bleibt offen. Denn gerade Wolberts These aus den 1990er Jahren, dass Pendler/innen Zugehörigkeiten entwickelt haben, die Nationalstaatlichkeit obsolet erscheinen lassen, hätte Sparacio mittels ihrer Befunde konterkarieren können: Obwohl die Rentner/innen sich transnational verorten und einen mobilen Lebensstil verfolgen, lösen sich die Orte nicht auf, sie verändern sich nur – Nationalstaaten bleiben weiterhin zentrale alltagspraktische Referenzrahmen. Daraus leitet sich eine weitere Problematik ab. Transnationale Blickweisen auf gegenwärtige wie vergangene Praktiken bieten nun ein Instrumentarium, um das Alltagsleben in der globalisierten Welt zu erfassen – aber die adäquaten Begrifflichkeiten dazu fehlen nach wie vor. Die sich transnational verortenden, Deutschland und der Türkei zugehörig fühlenden, die deutsche oder türkische Staatsbürgerschaft besitzenden Interviewpartner/innen, sie werden in dieser Studie als »türkische Rentner/innen« bezeichnet. Es gibt noch viel zu tun, aber der Weg, der scheint klar zu sein: »sowohl in die eine, als auch in die andere und damit in eine transnationale Richtung.« (S. 257)

Claudius Ströhle

Johann Traxler, Anton-Joseph Ilk: Liedgut und Bräuche
aus dem Wassertal. Weltliche und geistliche Lieder
der Oberwischauer Zipser, eingebettet in deren Traditionen
(= Veröffentlichungen zu den Zipsern im Wassertal, Bd. 4).
Nürnberg: Verlag Haus der Heimat 2015, 493 Seiten, zahlreiche Abb.

Das Wassertal, zumindest »Eisenbahnfreaks« wegen der legendären schmalspurigen Wassertalbahn bekannt, die 1932 vor allem für den Holztransport erbaut wurde, liegt im nordwestrumänischen Verwaltungskreis Maramuresch (rum. Maramureş), der im Westen an Ungarn, im Norden an die Ukraine und im Osten an die gleichfalls zu Rumänien gehörige Bukowina grenzt. Ausgangsort des Tales (Valea Vaserului) ist die

Kleinstadt Oberwischau (Vişeu de Sus), Geburtsort der beiden Autoren dieses Bandes, des Lehrers, Musikpädagogen, Chorleiters und Komponisten J. Traxler, der seit 1990 als Gemeindeangestellter in Baden-Württemberg lebt, und A.-J. Ilks, r. k. Theologe und Ethnologe, der 1998 nach Oberösterreich, die Heimat seiner Vorfahren, zurückkehrte und in der Diözese Linz tätig ist. Der vorliegende Band ist wiederum in der von Anton-Joseph Ilk begründeten und herausgegebenen Reihe erschienen, in der er auch seine Wiener – 2009 am Institut für Europäische Ethnologie approbierte – Dissertation veröffentlichten konnte.¹

1702 hatte Kaiser Leopold I. das salzreiche Komitat »Marmarosch« erworben, wobei man für den Transport, vor allem auf der Theiß, auch große Holz mengen benötigte. Als man sich sieben Jahrzehnte später entschloss, die Waldwirtschaft nach dem Vorbild des Salzkammergutes zu reorganisieren, wurden dort 1775 einhundert Holzarbeiterfamilien angeworben und im Theresiental (heute Ukraine) angesiedelt, wo die Zuwanderer oberhalb des ruthenischen Mokra den Ort Deutsch Mokra begründeten. Drei Jahre später versetzte man einen Teil der Kolonisten in das 90 Kilometer südlich gelegene Oberwischau am Eingang des Wassertales, wo man ein Jahr zuvor ein Waldamt eröffnet hatte.² Zu anderssprachigen Ansiedlern kamen 1796 und 1812 dann auch weitere Deutsche aus der im östlichen Vorland der Tatra gelegenen Zips. Wiewohl zahlenmäßig in der Minderheit, setzte sich die Bezeichnung »Zipser« für die deutschsprachige Oberwischauer Bevölkerung durch, der Dialekt hingegen blieb (natürlich nicht unbeeinflusst) weitgehend jener der »Salzkammergütler«.³ Im persönlich gehaltenen Geleitwort wird auf die weitere Entwicklung Oberwischaus mit seinen nahezu unbekanntem »Zipsern« als nach dem Ende der Habsburger Monarchie sowie nach 1945 im kommunistischen Rumänien kaum geförderte »nationale Minderheit« eingegangen, die mit der in den 1970er Jahren beginnenden Auswanderungswelle mehr und mehr schrumpfte. »Teitsche« wird es in den Wald-

1 Anton-Joseph Ilk: Die mythische Erzählwelt des Wassertales (= Schriften zur Literatur und Sprache in Oberösterreich, Bd. 15; Veröffentlichungen zu den Zipsern im Wassertal, Bd. 2). Linz 2010.

2 Zu Geographie und geopolitischer Entwicklung der Region vgl. das Kartenmaterial auf S. 33–37.

3 Diesen Begriff hat wahrscheinlich Franz Lipp geprägt, aus dem Salzkammergut stammender Volkskundler, Universitätsprofessor und Direktor des oberösterreichischen Landesmuseums.

karpaten in Zukunft, so die Autoren mit gewisser Wehmut, wohl nur noch in Publikationen wie dieser geben.

Schwerpunkt des Bandes ist die Dokumentation des umfangreichen deutschsprachigen Liedgutes der Oberwischauer, unter Heranziehung der vorhandenen Literatur zum Teil vor Ort, zum Teil erst bei den Aussiedlern aufgenommen. »Liedgut« bedeutet in diesem Fall die »Gsangln«, die insgesamt in der Heimat gesungen wurden, wobei Heimat weder ausschließlich den Südwesten Oberösterreichs noch die Zips meint. Denn erstaunlich wenig an musikalischer Überlieferung ist nachweislich etwa aus der »Urheimat« Salzkammergut mitgebracht worden: Landler, geistliche Gesänge im Gottesdienst (die Oberwischauer waren und sind allesamt römisch-katholisch) sowie im Fest- und Jahresbrauch, dazu noch Jodler und Gstanzl-Melodien. Vieles im Repertoire stammt erst aus der Zeit nach der Siedlungsgründung bzw. aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, als sich Sprachinselforschung, Jugend- und Wandervogel für die bewusste Pflege des »deutschen Volksgesanges« einsetzten und überdies Wanderarbeiter und wohl auch die anderssprachige Nachbarbevölkerung musikalische Spuren hinterließen.

Die Einbettung der geistlichen wie weltlichen »Gsangln« in »Weltliche Bräuche und kirchliche Feiern im Jahreskreis« sowie generell in ein zweites Kapitel »Das Kirchenjahr« führten dazu, dass von der herkömmlichen thematischen Gliederung einschlägiger Sammlungen Abstand genommen wurde und die genannten Bereiche in einem separaten Teil vorliegen (S. 39–208). Erst danach folgt das Liederverzeichnis mit etwa 250 Liedern, gegliedert nach den Oberkapiteln Weltliche Lieder, Religiöse Volkslieder und gregorianischen Gesängen sowie Kirchenlieder. Dass – um zum Schluss zu kommen und die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem gesammelten Liedgut der Volksmusikforschung und Ethnomusikologie zu überlassen – in diesem Band umfangreiche und vergleichende Anmerkungen ebenso nicht fehlen wie ein Bildteil (mit 105 Abbildungen) und ein Anhang mit Abkürzungs- und Literaturverzeichnis, versteht sich bei einem Buch, das seinem (im Klappentext formulierten) Anspruch, sich »mit Liedgut und den Bräuchen der deutschsprachigen Bevölkerung der Wassertales auseinander[zusetzen] und auf deren multiethnische Herkunft und Entwicklung [zu verweisen]«, durchaus gerecht wird.

Olaf Bockhorn

Heinz Kröll, Carmen Brugger (Hg.): Deferegggen in Osttirol.

Josef Schett. Fotograf, Ansichtskartenverleger und Zeitzeuge.

Chronist des Lebens in einem Gebirgstal. Aufnahmen von 1920 bis 1970.

Ein Album. Wien 2015, 247 Seiten, zahlreiche Abb.

Der etwas sperrige Titel dieses sehens-, aber auch lesenswerten Buches erspart der Leserschaft eine längere Einleitung, weil die notwendigen Angaben (wo, wer, was, wann) somit bereits bekannt sind. Zu den beiden herausgebenden Personen erfährt man im Buch aber kaum etwas; das sei hier nachgeholt: Heinz Kröll, von dem Bildauswahl, Gestaltung und Texte, aber auch Reproduktion und Retusche (mit P. Blaha; für die Grafik zeichnet V. Wurnitsch verantwortlich) stammen, ist dank seiner vielfältigen Publikationen – zu Geschichte, Kulturgeschichte, Volkskunde und Kunst, vor allem über das Defereggental – nicht nur in Fachkreisen kein Unbekannter. Erinnerung sei hier lediglich an die vor 30 Jahren im Verlag Dr. A. Schendl (anfangs auch Verleger der Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien) erschienene und dem Tal gewidmete Monographie, deren Koautor Kröll ist.⁵ Nach einem Studium der Geschichte, Kunstgeschichte und Kunsterziehung war er bis zu seiner Pensionierung an einem Wiener Gymnasium tätig (das ihm einen schönen Photoband verdankt⁶); dem Defereggental ist er aus familiären Gründen lebenslang und auch durch einen Wohnsitz verbunden. Carmen Brugger, der die Idee und erste Recherchen zu diesem Band zu verdanken sind, hatte in St. Jakob im Deferegggen schon eine erste Ausstellung mit von P. Blaha digitalisierten Bildern von Schett (und seinem Vorgänger Ladstätter) gestaltet.

Krölls Interesse an frühen Darstellungen der Region führte zur Beschäftigung mit dem ersten Photographen des Tales, Josef Ladstätter (1847–1925), einem Autodidakten, der nachweislich seit 1879 und bis anfangs der 1920er Jahre tätig war: als Tischler, Bauer und sowohl wandernder als auch in einem improvisiertem »Atelier« arbeitender »Bildermacher«. Eine kommentierte Auswahl der erhaltenen Bilder Ladstätters

5 Heinz Kröll, Gert Stemberger: Deferegggen – eine Landschaft in Tirol. Wien 1985.

6 Heinz Kröll: Einfahrt Tag und Nacht freihalten... oder Das Theresianum auf der Wieden. Ein Bildbericht. Wien 1983.

konnte Kröll 1989 veröffentlichen;⁷ in diesem Band findet sich bereits folgender Hinweis: »... das Erbe als Photograph trat ein junger Mann aus der Nachbarschaft an, Josef Schett.«⁸ Fast genau nach einem Vierteljahrhundert liegt nun auch die hier anzuzeigende Publikation über besagten Nachfolger und dessen zeitlich an Ladstätters Photographien anschließenden Aufnahmen vor.

Schett (1900–1976), in der Nähe von Ladstätters Wohnhaus aufgewachsen, hatte bereits als Heranwachsender photographiert und begann 1919, nachdem er als Siebzehnjähriger noch hatte einrücken müssen, bei einem Onkel, der in Augsburg ein Photoatelier besaß, eine einschlägige Lehre. Nach seiner Rückkehr widmete er sich, neben der Arbeit am elterlichen Hof, der Photographie, zuerst noch mit seines Vorgängers Glasplattenkameras. Mitte der 1920er Jahre eröffnete er am Ortseingang von St. Jakob eine Art Verkaufsladen und begann als Verleger mit der Produktion von Ansichtskarten. Zuerst war er zu Fuß, dann mit dem Motorrad, später mit dem Auto im Defereggental unterwegs, solcherart durch ein halbes Jahrhundert als »Bildchronist der Heimat« wirkend. Sein umfangreiches und teilweise digitalisiertes photographisches Erbe liegt nunmehr in Form von Abzügen der Negativplatten, Originalen, Reproduktionen seiner Postkarten in einer auch zeitlich chronologischen Auswahl vor und wird durch einen einfühlsamen, kenntnisreichen und kommentierenden Text Krölls auch »zum Sprechen gebracht«.

Die vielen behandelten Themen können hier nur angedeutet werden: Veränderung der Landschaft, Entwicklung des Fremdenverkehrs, verkehrsmäßige Erschließung des Tales, sich wandelnde Berglandwirtschaft mit dem Ende der Selbstversorgung, erste Republik mit monarchistischen Nachwehen sowie Heimwehr und Dollfußverehrung (von der ein ihm gewidmetes Kreuz und Fresken in der Kirche von St. Jakob zeugen), 2. Weltkrieg und dörflicher Nationalsozialismus, Nachkriegszeit und Wirtschaftsaufschwung... Im Detail zeigt das Buch u. a. Portraits und Familienaufnahmen, informiert über private, öffentliche und kirchliche Feiern und Feste, Bräuche und Vereine, bäuerliche und handwerkliche Arbeit, Gemeindeleben und Katastrophen. Für Kulturwissenschaftler ist beinahe alles, was ehemals als »volkskundlicher Kanon« bezeichnet

7 Heinz Kröll: St. Jakob in Deferegggen. Tal und Leute um 1900. Das photographische Werk des Tischlers Josef Ladstätter, vulgo Kofler Sepp. Wien 1989.

8 Ebda, S. 14.

wurde, in Bild und Text vertreten und verdeutlicht den Wandel innerhalb von fünfzig Jahren

Das Ende des Bandes bildet eine photographische Wanderung durch das Defereggental bis hinauf in die Alm- und Bergregion, ein Literatur- und Abbildungsverzeichnis und eine Danksagung des Autors. Das Buch ist gleichermaßen für die in St. Jakob und in den beiden weiteren Deferegger Gemeinden (St. Veit und Hopfgarten) Wohnenden wie für die inzwischen zahlreichen Sommer- und Wintergäste interessant und vermag auch Photo- und Tirolliebhaber/innen in seinen Bann zu ziehen. Eine aufschlussreiche Quelle für unterschiedliche Wissenschaften ist es selbstverständlich auch; zu bedauern ist nur, dass es nicht im Buchhandel erhältlich ist.⁹

Olaf Bockhorn

9 Der Band kann im Gemeindeamt von St. Jakob (Unterrotte 75, 9963 St. Jakob in Defereggental) bezogen werden.

Eingelangte Literatur

- Abplanalp, Andrej u.v.a.: 26 Dinge. Dieses Buch erscheint anlässlich der Eröffnung des Neubaus des Landesmuseum Zürich am 1. August 2016. – »26 Kantone, 26 Objekte, 26 Mal Schweizer Geschichte«. – Zürich: Scheidegger & Spiess, 2016. – 111 Seiten
- Ackermann, Kathrin und Christopher F. Laferl [Hrsg.]: Kitsch und Nation. Zur kulturellen Modellierung eines polemischen Begriffs. – Bielefeld: transcript, 2016. – 334 Seiten. – (Edition Kulturwissenschaft; 60). – Literaturangaben. – (Aus dem Inhalt: Kaspar Maase, Kitsch als »Übergangswert«? Erwin Ackerknecht und die Auflösung der Dichotomie zwischen Kunst und Nichtkunst. 39–63; Norbert Christian Wolf, »In seiner Kitschigkeit und Verlogenheit nicht mehr zu überbieten«. Zum Österreich-Kitsch in Elfriede Jelineks Posse Burgtheater. 65–97; Thomas Küpper, Kitschige Vorstellungen von Österreich? Der Musikantenstadl und André Rieus Große Nacht der Wiener Musik. 119–139; Ingrid Paus-Hasebrink und Sascha Trültzsch-Wijnen, Salzburg und The Sound of Music – zwischen Ablehnung und Faszination. 141–161)
- Bauer, Katrin und Lina Franken [Hrsg.]: Räume – Dinge – Menschen. Eine Bonner Kulturwissenschaft im Spiegel ihrer Narrative. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2015. – 183 S. – (Bonner kleine Reihe zur Alltagskultur; 10). – Literaturangaben
- Bauer, Martina: Leopold Forstner (1878–1936): Ein Materialkünstler im Umkreis der Wiener Secession. – Wien; Köln; Weimar: Böhlau Verlag, 2016. – 247 Seiten. – Literaturverz. S. 225–228
- Bitschnau, Ulrike O. u.a.: Die Trachten im Montafon. Hrsg. v. Vorarlberger Landestrachtenverband. – 1. Auflage. – Hohenems u.a.: Bucher, 2016. – 125 Seiten
- Bonz, Jochen: Alltagsklänge. Einsätze einer Kulturanthropologie des Hörens. – Wiesbaden: Springer VS, 2015. – VI, 196 Seiten. – (Kulturelle Figurationen). – Literaturverz. S. 187–196
- Bösch-Niederer, Annemarie [Hrsg.]: Victorin Drassegg, Instrumentenbauer in Bregenz (1782–1847). Mit Beiträgen von Stefan Hackl, Christoph Jäggin und Lorenz Mühlmann. – Innsbruck: Universitätsverlag Wagner, 2016. – 192 Seiten. – (Quellen und Studien zur Musikgeschichte Vorarlbergs; 2). – Literaturverz. S. 180–188
- Braun, Karl, Claus-Marco Dieterich und Angela Treiber [Hrsg.]: Materialisierung von Kultur. Diskurse, Dinge, Praktiken. – Würzburg: Königshausen & Neumann, 2015. – 656 S. Das Inhaltsverzeichnis des Sammelbandes ist über die Seite des Verlages abrufbar: https://www.verlag-koenigshausen-neumann.de/product_info.php/language/de/info/p8048_Materialisierung-von-Kultur--Diskurse-Dinge-Praktiken-.html
- Brednich, Rolf Wilhelm: Überlieferungsgeschichten. Paradigmata volkskundlicher Kulturforschung. – Berlin; Boston, Mass.: De Gruyter, 2015. – XIII, 557 S. – Literaturverz. S. 487–492. – Bibliogr. S. 511–537
- Butterweck, Dagmar: Highlights aus der Schmucksammlung. 38 Objekte. Dieser Katalog erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung vom 9. November bis 31. Dezember 2016 im Volkskundemuseum Wien. – Wien: Österreichischen Museum für Volkskunde, 2016. – 47 Seiten, zahlr. Ill. – (Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde; 102)
- Caplan, Anne: Sentimentale Urbanität. Die gestalterische Produktion von Heimat. – Bielefeld: transcript, 2016. – 327 Seiten. – (Kunst- und Designwissenschaft)

- Caraffa, Costanza, Tiziana Serena [Hrsg.]: Photo archives and the idea of nation. – Berlin; Munich; Boston, Mass.: De Gruyter, 2015. – VIII, 346 S. – Literaturangaben
- Carstensen, Jan und Heinrich Stiewe [Hrsg.]: Orte der Erleichterung. Zur Geschichte von Abort und Wasserklosett. – Petersberg: Michael Imhof Verlag, 2016. – 128 Seiten. – (Schriften des LWL-Freilichtmuseums Detmold; 38)
- Delgado, Melvin: Urban youth and photovoice. Visual ethnography in action. – New York: Oxford Univ. Press, 2015. – XI, 284 S. – Includes bibliographical references and index
- Döring, Julia: Peinlichkeit. Formen und Funktionen eines kommunikativ konstruierten Phänomens. – Bielefeld: transcript, 2015. – 264 S. – (Kulturen der Gesellschaft; 19). – Literatur- und Linksammlung S. 231–243.
- Edwards, Kathryn A. [Hrsg.]: Everyday magic in early modern Europe. – Farnham [u.a.]: Ashgate, 2015. – IX, 188 S.
- Ellwanger, Karen u.a. [Hrsg.]: Trachten in der Lüneburger Heide und im Wendland. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2015. – 435 S. – (Visuelle Kultur; 9) – Literaturverz. S. 403–426. – Literaturangaben
- Feurstein-Prasser, Michaela und Barbara Staudinger [Hrsg.]: Chapeau! Eine Sozialgeschichte des bedeckten Kopfes. Mit Texten von Katrina Daschner u.v.a. – Wien: Brandstätter, 2016. – 174 Seiten. – (410. Ausstellung des Wien Museums). – Literaturverz. S. 168–169
- Fleischhack, Julia: Eine Welt im Datenrausch. Computeranlagen und Datenmengen als gesellschaftliche Herausforderung in der Bundesrepublik Deutschland (1965–1975). – Zürich: Chronos, 2016. – 178 Seiten. – (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur; 22)
- Franke Anselm, Stephanie Hankey und Marek Tuszynski [Hrsg.]: Nervous systems. Quantified life and the social question. – First edition. – Leipzig: Spector Books, 2016. – 386 Seiten
- Götz, Irene u.a. [Hrsg.]: Europäische Ethnologie in München. Ein kulturwissenschaftlicher Reader. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2015. – 404 S. – (Münchner Beiträge zur Volkskunde; 42). – Beitr. überw. dt., teilw. engl. – Literaturangaben. – (Inhalt: Irene Götz, Fordismus und Postfordismus als Leitvokabeln gesellschaftlichen Wandels. Zur Begriffsbildung in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Arbeitsforschung. 25–51; Moritz Ege, Policing the Crisis. Zum Verhältnis von Europäischer Ethnologie und Cultural Studies. 53–86; Maria Schwertl, Die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten ist ein Netzwerk. Einige Überlegungen zu Netzwerken als gouvernementaler Technik. 87–110; Daniel Habit, Die Europäisierung Europas. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Formationen, Logiken und Techniken des Regierens von und in Europa. 111–135; Simone Egger, Stadt, Ästhetik und Atmosphäre. Dimensionen der Wahrnehmung im urbanen Raum. 137–165; Christiane Schwab, Die Stadt als Erkenntnisform. Das Beispiel von Sevilla. 167–191; Derya Özkan, Let Them Gentrify Themselves! Space, Migration and Culture in Munich's Bahnhofsviertel. 193–218; Burkhardt Lauterbach, Städtetourismus. Kulturwissenschaftliche Anmerkungen. 219–237; Manuela Barth, Street Views. Alltägliche Praktiken von Sichtbarkeit/Unsichtbarkeit und Privatheit/Öffentlichkeit im Zeitalter des Web 2.0. 239–267; Christian Elster, Vinyl kills the MP3 Industry? Die (sub)kulturelle Bedeutung der Schallplatte im digitalen Zeitalter. 269–290; Petra Schweiger, Gute Pflege. Zur Geschichte der Altenpflegearbeit zwischen Leitbildern und rationalisierten

- Arbeitsrealitäten. 291–304; Barbara Lemberger, Das Streben nach Freiheit. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Unternehmertum, Migration und soziale Mobilität. 305–318; Marketa Spiritova und Irene Götz, Ethnologische Erkundungen des östlichen Europas am Beispiel der Gedächtnis- und Nationalismusforschung. Ein Forschungsprogramm. 319–335; Katalin Tóth, Memento 1944. Grenzüberschreitende Opferbilder der Ungarn aus der serbischen Vojvodina. 337–352; Vanda Vitti, »Also bei uns war das nie ein Geheimnis, aber wir haben uns damit auch nicht wirklich beschäftigt«. Ethnografische Annäherungen an jüdische Lebenswelten in zwei slowakischen Städten. 353–381; Laura Wehr, »Und zum 30. Ausreisejahrestag haben wir die Großfamilie eingeladen und die Stasiakte noch mal zusammen angeschaut«. Ost-West-Migration im familialen Gedächtnis von DDR-ÜbersiedlerInnen. 383–404)
- Grösel, Lisa: Fremde von Staats wegen. 50 Jahre »Fremdenpolitik« in Österreich. – Wien: Mandelbaum, 2016. – 319 Seiten. – (Kritik & Utopie). – Literaturverz. S. 304–319
- Gürtler, Christa und Eva Hausbacher [Hrsg.]: Kleiderfragen. Mode und Kulturwissenschaft. – Bielefeld: Transcript Verl., 2015. – 210 S. – (Fashion studies; 4). – Literaturangaben. – (Aus dem Inhalt: Kornelia Hahn, Zeiten des Vestimentären. Mode als Kristallisationspunkt sozialer Beschleunigung? 45–58; Silke Geppert, »narratio per vestimentum«. Sichtbarmachung des Unsichtbaren im Kleiderwechsel. 81–95; Uta Degner und Christa Gürtler, Mode als ästhetische Praxis. Zur poetologischen Relevanz von Kleiderfragen bei Elfriede Gerstl und Elfriede Jelinek. 97–116; Elke Gaugele, Unter dem ökonomischen Imperativ. Mode, Ethik, Global Governance. 193–205)
- Hammes, Evelyn und Christiane Cantauw: Mehr als Gärtnern. Gemeinschaftsgärten in Westfalen. – Münster: Waxmann, 2016. – 228 Seiten. – (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland; 126)
- Hess, Sabine u.a. [Hrsg.]: Movements of migration. Neue Perspektiven im Feld von Stadt, Migration und Repräsentation. Dieses Buch erscheint anlässlich der Ausstellung »Movements of Migrations, 3. März bis 30. März 2013 im Kunstverein Göttingen im Künstlerhaus im Lichtenberghaus. – Berlin: Panama-Verl., 2015. – 231 S. – Literaturangaben
- Hirschfelder, Gunther u.a. [Hrsg.]: Was der Mensch essen darf. Ökonomischer Zwang, ökologisches Gewissen und globale Konflikte. Hrsg. von Dr.-Rainer-Wild-Stiftung – Stiftung für Gesunde Ernährung; Internationaler Arbeitskreis für Kulturforschung des Essens. – Wiesbaden: Springer VS, 2015. – XIV, 405 S. – Literaturangaben
- Hlavac, Christian und Astrid Göttche: Die Gartenmanie der Habsburger. Die kaiserliche Familie und ihre Gärten 1792–1848. Diese Publikation entstand anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Kaiserhaus Baden vom 22. April bis 1. November 2016. – Wien: Amalthea, 2016. – 159 Seiten. – Literaturverz. S. 144–152
- Hoins, Katharina und Felicitas von Mallinckrodt [Hrsg.]: Macht – Wissen – Teilhabe. Sammlungsinstitutionen im 21. Jahrhundert. – Bielefeld: Transcript-Verl., 2015. – 187 S. – (Dresdner Schriften zu Kultur und Wissen; 1)
- Holfelder, Ute und Christian Ritter: Handyfilme als Jugendkultur. – Konstanz; München: UVK Verlagsgesellschaft, 2015. – 150 Seiten. – Literaturverz. S. 145–150

- Horn, Eva und Peter Schnyder [Hrsg.]: *Romantische Klimatologie*. – Bielefeld: transcript Verlag, 2016. – 120 S. – (ZfK – Zeitschrift für Kulturwissenschaften; 2016,1). – Literaturangaben
- Hunger, Palina: *Die Alpenländische Kunstkeramik Liezen. Von der expressiven zur alpenländischen Keramikunst*. – 1. Auflage. – Scheibbs: Hans Hottenroth, 2016. – 320 Seiten
- ICOM, Österreichisches Nationalkomitee: *Deakzession – Entsameln. Ein Leitfaden zur Sammlungsqualifizierung durch Entsameln*. Red.: Ilsebill Barta u.a. – Wien: ICOM Österreich, 2016. – 31 S. – Literaturverz. S. 29–31
- Janik, Michael, Thomas Jerger, Martin Stermitz: *Besitzerstolz. Die Exlibris Sammlung Anderle und andere kostbare Blätter aus dem Landesmuseum Kärnten*. – Klagenfurt am Wörthersee: Verlag des Landesmuseums für Kärnten, 2016. – 177 Seiten. – (Kärntner Museumsschriften; 84). – Literaturverz. Seite 172–177
- Johler, Reinhard, Heinke Kalinke und Christian Marchetti [Hrsg.]: *Volkskundlich-ethnologische Perspektiven auf das östliche Europa. Rückblicke – Programme – Vausblicke*. – Berlin: De Gruyter Oldenbourg, 2015. – 280 S. – (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa; 53). – (Aus dem Inhalt: Silke Göttisch-Elten, *Vertraute Arrangements – neue Perspektiven: Europäische Ethnologie/Volkskunde und der Blick nach Osten*. 17–43; Christian Marchetti, »Deutsche Volkskunde im ausserdeutschen Osten«. Von Geschichte und Gegenwart deutschsprachiger Volkskunden in Südosteuropa. 73–101; Reinhard Johler, *Fehlende Perspektive bei langer Tradition? Die Tübinger EKW, die deutsche Volkskunde und Südosteuropa*. 103–125; Gabriela Kiliánová, *Forschungen zur deutschen Minderheit in der Slowakei: Themen, Konzepte und Ergebnisse*. 187–199)
- Kammel, Frank Matthias [Hrsg.]: *Der Deichsler-Altar. Nürnberger Kunst um 1420*. Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum vom 5. Mai bis 23. Oktober 2016. – Nürnberg: Verlag des Germanischen Nationalmuseums, 2016. – 80 Seiten. – (Ausstellungskataloge des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg). – Literaturverz. S. 74–79
- Kammel, Frank Matthias [Hrsg.]: *Leibniz und die Leichtigkeit des Denkens. Historische Modelle: Kunstwerke, Medien, Visionen*. Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum vom 30. Juni 2016 bis 5. Februar 2017. – Nürnberg: Verlag des Germanischen Nationalmuseums, 2016. – 152 Seiten. – (Ausstellungskataloge des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg)
- Keller Ines und Fabian Jacobs [Hrsg.]: *Das Reine und das Vermischte – 15 Jahre danach. Festschrift für Elka Tschernokoshewa*. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2015. – 395 S. – (Hybride Welten; 8). – Beitr. teilw. dt., teilw. engl., teilw. russ. – Literaturangaben. – (Aus dem Inhalt: Konrad Köstlin, *Hybridität als berechte Moderne*. 47–59; Kaspar Maase, *Unschärfe Begriffe, Unterscheidungen und Familienähnlichkeiten. Zur kulturwissenschaftlichen Theoretisierung des Populären*. 99–111; Ursula Hemetek, *Die Hybridologie in der ethnomusikologischen Minderheitenforschung: »entweder-und-oder«*. 139–148; Christine Burckhardt-Seebass, *Patchwork*. 251–257; Dagmar Neuland-Kitzerow, *Kulturelle Vielfalt als gesellschaftlicher Mehrwert und Begegnungen im Museum*. 265–277; Bernd Jürgen Warneken, *Die fünf Anerkennungen. Idealtypische Phasen der Beilegung von Moscheekonflikten*. 279–287; Dieter Kramer, *Globale Probleme und kulturelle Vielfalt – Hybride Welten*. 321–333)

- Kemp, Cornelia [Hrsg.]: Unikat, Index, Quelle. Erkundungen zum Negativ in Fotografie und Film. – Göttingen: Wallstein, 2015. – 261 S. – (Abhandlungen und Berichte / Deutsches Museum; N.F. 30). – Zsfassung in engl. Sprache. – Literaturangaben
- Kleinert, Martina: Weltumsegler: Ethnographie eines mobilen Lebensstils zwischen Abenteuer, Ausstieg und Auswanderung. – Bielefeld: transcript, 2015. – 361 S. – (Kultur und soziale Praxis). – Literaturverz. S. 347–358
- Kostas, Gabriele und Irene Ziehe: Europas neue Alte. Ein foto-ethnografisches Projekt = Europe's new oldsters. A photo-ethnographic project. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Museum Europäischer Kulturen vom 29.04.2016 – 26.01.2017. – Berlin: Nicolai, 2016. – 191 Seiten. – (Schriftenreihe des Museums Europäischer Kulturen; 18). – Text deutsch und englisch.
- Krahn, Yonca und Bernhard Tschofen [Hrsg.]: Velo. Erkundungen zu Zürcher Fahrradkulturen. Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung. – Zürich: Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft, Populäre Kulturen, Universität Zürich, 2016. – 193 Seiten. – (Werkstücke. Sonderband; 1)
- Kraller, Anna-Lisa: »Resistance to tyrants is obedience to God«. Theodore Parker's proverbial fight for the ideal American society. – Burlington, Vermont: University of Vermont, 2016. – 221 Seiten. – (Supplement series of Proverbium; 37)
- Krenn, Martin: Studien zur burgenländischen Kulturpolitik. Band 2: »... nicht Nachhut, sondern Vorhut des Reiches im Südosten«. Die Zeit bis 1945. – Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abteilung 7 – Hauptreferat Sammlungen, 2016. – 332 Seiten. – (Burgenländische Forschungen; 109). – Literaturverz. S. 281–332
- Kühn, Cornelia: Die Kunst gehört dem Volke? Volkskunst in der frühen DDR zwischen politischer Lenkung und ästhetischer Praxis. – Münster: LIT-Verl., 2015. – 395 S. – (Zeithorizonte; 14). – Literaturverz. S. 376–394
- Lipinsky, Anke: Richtig rauchen. Zur medikalen Logik und kulturellen Praxis des Zigarettenrauchens. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2015. – 316 S. – (Regensburger Schriften zur Volkskunde – Vergleichenden Kulturwissenschaft; 27)
- Lossin, Eike und Jochen Ramming [Hrsg.]: Reine Glaubenssache? Neue Zugangsdaten zu religiösen und spirituellen Phänomenen im Prozess der Säkularisierung. Beiträge der 2. Tagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Kommission für Religiosität und Spiritualität, Würzburg 2014. – Würzburg: Königshausen & Neumann, 2016. – 188 Seiten. – (Kulturtransfer; 8). – Literaturverz. S. 188 (Aus dem Inhalt: Barbara Sieferle, Zu Fuß auf dem Weg nach Mariazell. Pilgern als Gesellschaftskritik. 163–180)
- Lutz, Albert [Hrsg.]: Gärten der Welt. Orte der Sehnsucht und Inspiration. Unter Mitarbeit von ans von Trotha. Dieser Katalog erscheint anlässlich der Ausstellung Gärten der Welt, Museum Rietberg Zürich, 13. Mai bis 9. Oktober 2016. – Köln: Wienand, 2016. – 319 Seiten. – Literaturverz. S. 312–316
- Mathes, Anni [Red.]: Ordnung – Unordnung – Alles in Ordnung? Anthologie der 5. Internationalen Bludescher Mund Art Literatur Werkstatt, Deutschland – Frankreich – Italien – Österreich – Schweiz. Herausgeber: Rheticus-Gesellschaft und Internationale Bludescher Mund Art Literatur Werkstatt. – Feldkirch: Rheticus-Gesellschaft, 2016. – 165 Seiten
- McCarthy, Tom: Satin Island. Roman. – München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2016. – 222 S.
- Meighörner, Wolfgang [Hrsg.]: Alles fremd – alles Tirol. Eine Ausstellung des Tiroler Volkskunstmuseums vom 22.4.–6.11.2016. Beiträge von Karl C. Berger u.a.

- Innsbruck: Tiroler Landesmuseen–Betriebsgesellschaft m.b.H., 2016. – 175 Seiten.
- (Aus dem Inhalt: Konrad Köstlin, Bilderwelten. Das Fremde als Eigenes. 25–37; Ingo Schneider, Der Mythos der »Reinheit« oder: Die Sehnsucht nach Vertrautheit. Herausforderungen an das Museum angesichts der aktuellen Flüchtlingssituation. 157–162)
- Meighörner, Wolfgang [Hrsg.]: Schere, Stein, Papier. Museum im Zeughaus, 20. Mai 2016 – 8. Jänner 2017. – Innsbruck: Tiroler Landesmuseen, 2016. – 91 Seiten. – (Studiohefte; 29). – Literaturangaben
- Mittas, Sofie: Auswirkungen von Krieg und Besetzung auf die Ressourcennutzung auf dem Truppenübungsplatz Döllersheim/Allentsteig in den Jahren 1938–1957. – Vienna: Institute of Social Ecology, 2016. – 196 Seiten. – (Social ecology working paper; 166)
- Moser, Johannes, Irene Götz und Moritz Ege [Hrsg.]: Zur Situation der Volkskunde 1945 – 1970. Orientierungen einer Wissenschaft zur Zeit des Kalten Krieges. – Münster: Waxmann, 2015. – 406 S. – (Münchner Beiträge zur Volkskunde; 43). – Literaturangaben. – (Beiträge: Helge Gerndt, Vom Nutzen der Fachgeschichte. Gesellschaftliche Blickwechsel und volkskundliche Identität. 15–33; Friedemann Schmoll, Stimulanz Europa? Zur Neuformierung der deutschen Volkskunde nach 1945. 35–51; Jens Wietschorke, Inter-/Trans-/Disziplinär? Die Volkskunde im Spannungsfeld der Wissenschaften 1945–1970. 53–67; Johannes Moser, Die Gründung des Münchner Instituts für deutsche und vergleichende Volkskunde. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Blick in die 1950er und 1960er Jahre. 69–92; Elisabeth Timm, Münster 1952: von der »Volks- und Kulturbodenforschung« über den »Volkstumskampf« zur »Deutschen und vergleichenden Volkskunde« in der Bundesrepublik. 93–138; Karl Braun, »Stand und politische Aufgabe der Volkskunde in der sowjetischen Besatzungszone«. Gerhard Heilfurths Expertise zur DDR-Volkskunde für das Bundesministerium für Gesamtdeutsche Fragen 1957. 139–156; Elisabeth Fendl, Die Etablierung der Vertriebenenvolkskunde: Kontinuitäten – Kontroversen – Konzepte. 157–175; Konrad J. Kuhn, »Beschauliches Tun« oder europäische Perspektive? Positionen und Dynamiken einer volkskundlichen Kulturwissenschaft in der Schweiz zwischen 1945 und 1970. 177–203; Birgit Johler und Magdalena Puchberger, »... das schöne Museum endlich der Zukunft zu erschließen«. Kontexte und Positionierungen im österreichischen volkskundlichen Feld nach 1945. 205–226; Herbert Nikitsch, Wiener Volkskunde 1945–1970: Umbrüche – Rückbrüche – Aufbrüche. 227–242; Cornelia Kühn, Angewandte Wissenschaft? Die marxistische Volkskunsthochschule am Leipziger Zentralhaus für Volkskunst in den 1950er Jahren. 243–277; Ines Keller, Die sorbische Volkskunde zwischen 1945 und 1970. Auf der Suche nach neuen Methoden und Konzepten. 279–295; Hans Heilmann, »Das Gerät im Zusammenhang mit dem Menschen untersuchen«. Von komplexer Methode und Interdisziplinarität in der DDR-Volkskunde am Beispiel des Börde-Projekts. 297–314; Petra Garberding, Deutsch-schwedische Kontakte in der Volkskunde im Schatten des Kalten Krieges. 315–337; Dani Schrire, Kurt Ranke's Scholarly Ties with Israeli Folklorists in the 1960s. 339–351; Karin Bürkert, »Gewährleute«, »Groteskmaske« und »Gruppennorm«. Latenz und Neuausrichtung in den Erhebungs- und Analysepraktiken der 1960er Jahre am Beispiel der Tübinger Fastnachtsforschung. 353–369; Arthur Depner, Das Potenzial des Diskurses. Fachgeschichte als Möglichkeitshorizont der Forschung.

- 371–379; Daniel Habit, Rechtliche Volkskunde revisited. Zur fachgeschichtlichen Entwicklung 1945–1970 und zu nachfolgenden Konfliktfeldern. 381–400.
- Mülder-van Elten, Anisha u.a. [Red.]: Kopfsache. Zur Kulturgeschichte der Haare. Begleitchbuch zur Sonderausstellung im Niederrheinischen Freilichtmuseum. – Kempen, Niederrhein: Kreis Viersen, 2015. – 71 S.
- Natter, Tobias G. [Hrsg.]: Klimt and the women of Viennas Golden Age, 1900–1918. – München u.a.: Prestel, 2016. – 320 Seiten. – Literaturangaben
- Niem, Christina: Eugen Diederichs und die Volkskunde. Ein Verleger und seine Bedeutung für die Wissenschaftsentwicklung. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2015. – 429 S. – (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie, Volkskunde; 10)
- Ottlinger, Eva B. [Hrsg.]: Küchen/Möbel. Design und Geschichte. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Hofmobiliendepot – Möbelmuseum Wien, 4. März – 26. Juli 2015. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2015. – 165 S. – (Eine Publikationsreihe der Museen des Mobiliendepots; 32). – Literaturangaben
- Pichler, Klaus und Clemens Marshall: Golden days before they end. – Zürich: Edition Patrick Frey, 2016. – 250 Seiten. – (Edition Patrick Frey; 205)
- Pomp, Constanze N.: Brettlehuber. Die Frühphase des Skilaufens im Hochschwarzwald (1890–1930). – Münster; New York: Waxmann, 2016. – 516 Seiten. – (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie, Volkskunde; 11)
- Prader, Inge: Wie schmeckt Osttirol? Menschen und Küche einer sagenumwobenen Grenzregion. Mit einem Vorwort von Matthias Beitzl. – Wien: Brandstätter Verlag, 2016. – 224 Seiten.
- Prinz, Josef [Hrsg.]: Rappottenstein. Die Geschichte handelt von uns. – Rappottenstein: Marktgemeinde Rappottenstein, 2015. – 1127 S.
- Rader, Olaf B.: Hokuspokus. Bluthostien zwischen Wunderglaube und Budenzauber. – Paderborn: Fink, 2015. – 127 S. Literaturverz. S. 116–126
- Rest, Matthäus und Gertraud Seiser [Hrsg.]: Wild und Schön. Der Krampus im Salzburger Land. – Wien; Berlin: LIT Verlag, 2016. – 320 Seiten. – (Österreichische Kulturforschung; 21)
- Reuter, Julia und Oliver Berli [Hrsg.]: Dinge befremden. Essays zu materieller Kultur. – Wiesbaden: Springer VS, 2016. – VII, 213 Seiten. – (Interkulturelle Studien)
- Schimana, Elisabeth [Hrsg.]: Maschinen für die Oper. Der Komponist Max Brand. Visionen, Brüche und die Realität = Machines for the opera. The composer Max Brand. Visions, turning points, and reality. – Wien: Hollitzer, 2016. – 158 Seiten. – (Schriftenreihe zur Musik; 14). – Text deutsch und englisch. Katalog anlässlich der gleichnamigen Ausstellung in der Musiksammlung der Wienbibliothek im Rathaus (Loos-Räume), 20. Mai 2016 – 13. Jänner 2017
- Schmidt-Lauber, Brigitta, Christian Blumhagen und Alexandra Rabensteiner [Hrsg.]: Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis. – Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2016. – 217 Seiten. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien; 40). – (Inhalt: Brigitta Schmidt-Lauber, Das akademische Feld. Ethnographische Einblicke und (Selbst)Reflexionen. 9–24; Marian Füssel, Verkörperung der Wissenschaft? Persistenz und Wandel des Gelehrtenbildes von Thomasius bis Tournesol. 27–54; Brigitta Schmidt-Lauber, Die (sich) feiernde Universität. Bedeutungsstiftungen durch Jubiläen. 55–77; Friedemann Schmolz, Vorlesen, Hören, Denken in Gemeinschaft. Ein Plädoyer für die immer

- wieder zeitgemäße Lehrform Vorlesung. 81–102; Regina F. Bendix, »Hab ihn nie gesehen, aber viel über ihn gehört«. Zur (Neben?)Rolle tradierten Wissens in Fachsozialisation und Kanonbildung. 103–133; Kjell Blank, Interdisziplinäres Forschen im Spannungsfeld von Geistes- und Naturwissenschaften. 135–153; Herbert Posch, Wie werde ich einen Doktor los? Die akademische Würde als Verpflichtung 157–180; Lisa Sigl, Über Bedingungen der Prekarisierung in akademischen Arbeitskulturen – am Beispiel der Lebenswissenschaften in Wien. 181–206)
- Schneider, Ingo und Martin Sexl [Hrsg.]: Das Unbehagen an der Kultur. – Hamburg: Argument, 2015. – 270 Seiten. – (Das Argument: Sonderband: AS; N.F., 318) – Literaturangaben
- Schriewer, Klaus: Natur und Bewusstsein. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Waldes in Deutschland. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2015. – 219 S. – Literaturverz. S. 204 – 217
- Schürpf, Markus u.v.a.: Arbeit. Fotografien aus der Schweiz 1860–2015 = Le travail. Photographies provenant de Suisse 1860–2015. Dieser Katalog erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Landesmuseum Zürich, 11. September 2015 bis 3. Januar 2016 Herausgegeben vom Schweizerischen Nationalmuseum. – Zürich: Limmat Verlag, 2015. – 223 Seiten. – Literaturangaben
- Schwägerl-Melchior, Verena [Hrsg.]: Bausteine zur Rekonstruktion eines Netzwerks V: Sprachwissenschaft und Volkskunde im Austausch. – Graz: Inst. Sprachwissenschaft der Univ. Graz, 2016. – 256 S. – (Grazer linguistische Studien; 85). – Literaturangaben. – (Inhalt: Verena Schwägerl-Melchior, Bausteine zur Rekonstruktion eines Netzwerks V: Die Objektsammlung Hugo Schuchardts im Netzwerk des Wissen. 5–23; Elisabeth Egger und Kathrin Pallestrang, »Sehr gerührt und zu innigem Dank verpflichtet hat mich auch Ihre so liebenswürdige Nennung meiner so überaus bescheidenen Mithilfe und unseres Museums [...]« – Die Korrespondenz Michael Haberlands mit Hugo Schuchardt. 25–56; Elisabeth Egger und Susanne Oberpeilsteiner, »Ich werde mir erlauben, Ihnen am Montag, den 5. d. M., um 10 Uhr Vormittags mit meiner Frau einen Besuch zu machen und Ihnen dann die Pariser Sichel zu überreichen« – Die Korrespondenz von Wilhelm und Marie Hein mit Hugo Schuchardt. 57–130; Herbert Nikitsch, »Es ist längst besorgt u. ich hoffe früher oder später darüber Nachricht geben zu können« – Die Korrespondenz von Marie Andree-Eysn an Hugo Schuchardt. 131–144; Silvio Moreira de Sousa, Überreste eines Netzwerks. Die Korrespondenz von Eduard Hoffmann-Krayer und Johan Hendrik Gallée mit Hugo Schuchardt. 145–164; Verena Schwägerl-Melchior und Johannes Mücke, »Ihre Angelegenheit in Bezug auf d[as] Spinnen werde ich nicht aus den Augen lassen« – Briefe Antonio Ives an Hugo Schuchardt. 165–256)
- Siart, Olaf und Miriam Régerat [Red.]: Die Schwaben. Zwischen Mythos und Marke. Dieser Katalog erscheint anlässlich der gleichnamigen großen Landesausstellung im Landesmuseum Württemberg vom 22. Oktober 2016 – 23. April 2017. Mit Essays von Hermann Bausinger, Wolfgang Kaschuba u.v.a. – Stuttgart: Landesmuseum Württemberg, 2016. – 464 Seiten
- Stamper, Helmut [Hrsg.]: Bauernhöfe in Südtirol. Bestandsaufnahmen 1940–1943. Band 10: Unteres Pustertal. Von Rodeneck bis Terenten. – Bozen: Athesiaverlag, 2016. – 437 Seiten.
- Steiner, Wolfgang: Goldglanz und Silberpracht. Hinterglasmalerei aus vier Jahrhunderten. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Schaezlerpalais der Kunstsammlungen

- und Museen Augsburg vom 11. September bis 15. November 2015. Mit Beiträgen von Simone Bretz und Julia Quandt. Herausgegeben von Christof Trepesch. – Berlin: Deutscher Kunstverlag, 2016. – 256 Seiten. – Literaturverz. S. 252–254
- Storch, Ursula [Hrsg.]: In den Prater! Wiener Vergnügungen seit 1766. – Salzburg; Wien: Residenz Verlag, 2016. – 168 Seiten. – (408. Ausstellung des Wien Museums, 10. März bis 21. August 2016)
- Tauschek, Markus [Hrsg.]: Macht, politische Kultur, Widerstand. Studentischer Protest an der Universität Kiel. – Münster; New York: Waxmann, 2016. – 197 Seiten
- Tavčar-Schaller, Andrea [Red.]: Ötscher:Reich. Die Alpen und wir. Rückblick nach vorne. Niederösterreichische Landesausstellung 2015. 25. April bis 1. November 2015. Neubruck, Frankenfels-Laubenbachmühle, Wienerbruck. – Schallaburg: Schallaburg Kulturbetriebsges. m.b.H., 2016. – 126 Seiten
- Thum, Agnes: Schutzengel. 1200 Jahre Bildgeschichte zwischen Devotion und Didaktik. – 1. Aufl. – Regensburg: Schnell & Steiner, 2014. – 408 S. – (Studien zur christlichen Kunst; 9)
- Traxler, Johann und Anton-Joseph Ilk: Liedgut und Bräuche aus dem Wassertal. Weltliche und geistliche Lieder der Oberwischauer Zipser, eingebettet in deren Traditionen. – 1. Auflage. – Nürnberg: Verlag Haus der Heimat, 2015. – 495 Seiten. – (Veröffentlichungen zu den Zipsern im Wassertal; 4). – Literaturverzeichnis Seite 489–495
- Tschofen, Bernhard: The Experience of Culture: Approaches to an Ethnography of the Immediate in Complex Relations. IN: Narodna umjetnost / Croatian Journal of Ethnology and Folklore Research, 51 (2016): Heft 1. S. 133–144.
- Uhlig, Mirko, Michael Simon und Johanne Lefeldt [Hrsg.]: Sinnentwürfe in prekären Lebenslagen. Interdisziplinäre Blicke auf heterodoxe Phänomene des Heilens und ihre Funktionen im Alltag. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2015. – 239 S. – (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie, Volkskunde; 9). – Literaturangaben
- Uther, Hans-Jörg: Deutscher Märchenkatalog. Ein Typenverzeichnis. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2015. – 757 S.
- Vanja, Konrad u.a. [Hrsg.]: Arbeitskreis Bild Druck Papier Tagungsband Graz 2015. – Münster: Waxmann, 2016. – 232 Seiten. – (Arbeitskreis Bild Druck Papier; 20)
- Verhovsek, Johann und Eva Heizmann [Red.]: »Schlichte und fromme Lieder sind es ...« 100 Jahre Hirten- und Krippenlieder in der Antoniuskirche. – Graz: Verein »Freunde des Volkskundemuseums«, 2016. – 167 Seiten
- Vitti, Vanda: (Trans-)Formationen jüdischer Lebenswelten nach 1989. Eine Ethnografie in zwei slowakischen Städten. – Bielefeld: transcript, 2015. – 427 Seiten. – (Ethnographische Perspektiven auf das östliche Europa; 1). – Literaturverz.: S. 393–426
- Wagner-Böck, Nadine: Generation – Garderobe – Geschlecht. Kleidungspraxis bei Mutter-Tochter-Paaren. – Göttingen: Universitätsverl. Göttingen, 2015. – 281 S. – (Göttinger Studien zur Kulturanthropologie / Europäischen Ethnologie; 2)
- Walz, Markus [Hrsg.]: Handbuch Museum. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven. – Stuttgart: J.B. Metzler Verlag, 2016. – VII, 417 Seiten. – Literaturangaben
- Wanner, Gerhard: Bergdorf Gurtis. Natur und Menschen. – Feldkirch: Rheticus-Gesellschaft, 2016. – 126 Seiten. – (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft; 69) (Nenzing-Schriftenreihe; 8) – Quellennachweise und Literaturverz. Seite 123–126
- Weißengruber, Silvia: Arbeit und Kritik. Versuche alternativer Lebenspraktiken im

- Neoliberalismus. – Marburg: Jonas, 2015. – 80 S. – (Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie; 19)
- Wilde, Denise: Dinge sammeln. Annäherungen an eine Kulturtechnik. – Bielefeld: transcript, 2015. – 346 S. – (Edition Kulturwissenschaft; 62)
- Zimmermann, Harm-Peer [Hrsg.]: Lust am Mythos. Kulturwissenschaftliche Neuzugänge zu einem populären Phänomen. – Marburg: Jonas-Verl., 2015. – 319 S. – (Zürcher Schriften zur Erzählforschung und Narratologie; 1) – Literaturangaben

Internationale Zeitschriftenschau

- Alltag, Kultur, Wissenschaft. Band 3, 2016. Die Beiträge: Christine Bischoff, »Äpfel mit Birnen...«. Zur kulturwissenschaftlichen Praxis und Problematik des Vergleichens. 11–33; Jochen Bonz, »Im Medium der eigenen Menschlichkeit...«. Erläuterungen und Beispiele zum ethnopschoanalytischen Ethnografieverständnis, das im Feldforschungsprozess auftretende Irritationen als Daten begreift. 35–60; Ueli Gyr, Gut getäuscht? Gut verraten? Körpersprachliche Täuschungen im Visier. 61–79; Thomas Heid, »Mensch-Smartphone-Partnerschaften« oder »hybride Wesen«? Zum Wandel der Alltagspraxen von Smartphone-Nutzern. 81–105; Sabine Imeri, Volkskunde als urbane Wissenspraxis. Berlin um 1900. 107–133; Burkhart Lauterbach, »Und so ist auch der Tourismus eine Art Migration«. Zur neueren Mobilitätenforschung in der volkskundlichen Kulturwissenschaft. 135–156; Florian Schwemin, »Großer Unfug ist das Hineinschleppen des Christbaumes in die Wirtshäuser«. Kulturwissenschaftliche Blicke auf Weihnachten in Ostbayern um 1930. 157–176.
- Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. 2016. Die Beiträge: Anika Pröll, Wohnen mit Kunst. Zum Umgang mit Kunstwerken in den eigenen vier Wänden. 15–39; Stefanie Samida und Ruzana Liburkina, Living History-Darstellungen zum Ersten Weltkrieg als erinnerungskulturelles Phänomen. Nationalhistorische Erzählungen und Europäisierungstendenzen. 41–54; Libuše Hannah Vepřek: Zeiteuginnen im Zwiespalt. Aushandlungsprozesse in der Erinnerung an Anne Frank als Symbolfigur. 55–69; Katharina Uziel, »Auf solch konspirative Art und Weise kommt Herr Jesus zu uns!« Formen der Religiosität polnischer katholischer Priester in nationalsozialistischen Konzentrationslagern im Spiegel ihrer Erlebnisberichte. 71–83; Hans-Wolfgang Bergerhausen, Die Klientel des Bürgerspitals in Würzburg im konfessionellen Zeitalter. 85–99; Birgit Speckle, Tanzsäle am Beispiel von Unterfranken. Auslotung eines Forschungsfelds. 101–136; Florian Schwemin, Vom Gabenbringer zum Globalisierungsoffer. Brauchdynamik im medialen Diskurs. Der Nikolaus in der Süddeutschen Zeitung. 137–163; Daniel Habit, Bukarest 2015 – Was eine Brandkatastrophe über die »gute« Stadt aussagt. 165–177; und zwei Nachrufe von Bärbel Kerkhoff-Hader, »Er lebte für die Keramikforschung«. Dr. Werner Endres. 1. August 1937 – 13. März 2015. 179–181; Horst Klusch zum Gedenken. 12. Mai 1927 – 16. Dezember 2014. 183–185.
- Blätter für Heimatkunde. 89. Jahrgang, 2015, Heft 3/4. Aus dem Inhalt: Horst Schweigert, Und noch einmal – Zur St. Lambrechter Motivtafel. 85–103; Winfried Stelzer, Heilige Kümmernis oder Volto Santo? Zwei Kümmernis-Graffiti im Kultbild (um 1420) in St. Lorenzen im Müritzal. 104–108.

Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung. Neue Folge 50.2014 (2016). Die Aufsätze: Thomas Brune, Dialoge und Pointierung. Das neue Museum der Alltagskultur im Schloss Waldenbuch. 9–30; Martina Lüdicke, Partizipation in der Praxis. Ein interkulturelles Ausstellungsprojekt zur Textilproduktion in Hessen und der Türkei. 31–44; Dorothee Linnemann und Sonja Thiel, Von der Arbeiterbewegung zum Occupy Camp Frankfurt. Politische Gegenwartskultur partizipativ sammeln im historischen museum frankfurt. 45–70; Erika Dittrich, Das Verbotene steigert das Begehren: Hanf – ein besonderer Stoff im Museum. 71–97; Julia Dummer, »neubeTRACHTet« – eine Sonderausstellung historischer nord- und mittelhessischer Trachten in Gegenüberstellung mit phantasievollen neuen Kreationen. 99–104; Manfred Seifert, Zur Neubewertung volkskundlicher/kulturgeschichtlicher Sammlungen. 105–119; Jürgen Volkmann, »Gebadet wurde in der Küche«. Schüler machen Geschichts-Ausstellungen. Bericht aus dem Groß-Gerauer Stadtmuseum. 121–125; Ulrike Neurath, Das Sepulkralkaufhaus – Buy now, die later! Eine Ausstellung im Museum für Sepulkralkultur in Kassel. 127–136; Bernadette Gorsler, Einblicke in die Arbeit der hessischen Museumsberatung. 137–144; Ulrike Taenzer, Teamarbeit – Freiberufler und Ehrenamtliche in Museen und Sammlungen. 145–149; Ingo Sielaff, Neue Konzepte für historische Arbeitswelten. Das Borkener Bergbaumuseum gestaltet die Abteilung Bergbaugeschichte neu. 151–156. Aus den Berichten: Dieter Kramer, Stämme und Demokratie. Ein Essay mit Blick auf die Neuauflage völkischen Denkens. 190–198

Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes. Band 65 (2016). Aus dem Inhalt: Ulrich Morgenstern, Musikalische Lernorte im privaten und öffentlichen Raum. Beispiele aus Volksmusiklandschaften des Alpenraumes und Osteuropas. 18–26; Klaus Petermayr, Wieviel Musik verträgt Natur? Persönliche Betrachtungen zu einem alpinen Thema. 44–50; Konrad Köstlin, Die Stube. Ort und Topos. 51–58; Walter Deutsch, STUBNMUSI – ein Klang mit unüberhörbaren Folgen. 60–66; Eva Maria Hois, Das Florianisingen in der Südsteiermark. Vom Verschwinden eines Brauches, der am falschen Ort stattfand, und wie er wiederbelebt wurde. 67–84; Sepp Gmasz, Die drei Gassentänze bei einer burgenländischen Hochzeit. Zur Kausalität von Recht und Brauch. 92–103; Thomas Hörl und Ulrike Kammerhofer-Aggermann, »Matthias« Tresterer: KUNST ORT BRAUCH – ein Projektbericht. 113–123; Walter Deutsch. Ein singuläres Initium. Persönliche Gedanken zum Fest »50 Jahre Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie« an der Universität für Musik und darstellende Kunst in Wien am 8. Oktober 2015. 152–155; Erna Ströbitzer, Die Bedeutung der Schenkung des Volksgesang-Vereins an das Archiv des Österreichischen Volksliedwerkes. 156–161; Nachrufe von Monika Primas, Ich kann's halt nicht lassen, das Singen! Dr. Gundhild (Gundl) Holaubek-Lawatsch (14. Juli 1919 – 12. März 2015). 164–166; Bernhard Habla, Nachruf Prof. Dr. Wolfgang Suppan (1933–2015). 167–169; Manfred Riedl, Dr. Klaus Fillafer (27. Dezember 1955 – 5. August 2015) – ein persönlicher Nachruf.

Museumskunde. Hrsg. v. Deutschen Museumsbund. Bd. 81 (2016): Heft 1 mit dem Themenschwerpunkt *Positioning Ethnological Museums in the 21st Century* enthält u.a. folgende Aufsätze: Barbara Plankensteiner, Return and dialogue – two sets of experiences from Vienna. 58–63; Barbara Plankensteiner, Renovation plans and conceptual foundations for the Weltmuseum Wien. 94–99.

- Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. 27. Jahrgang, 2016, Heft 2. Das Thema »Volkskultur« 2.0. Die Beiträge: Jens Wietschorke und Brigitta Schmidt-Lauber, »Volkskultur« zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. Eine kritische Begriffsgeschichte. 10–32; Magdalena Puchberger, Heimat-Schaffen in der Großstadt. »Volkskultur« im Wien der Zwischenkriegszeit. 33–66; Konrad J. Kuhn, Ressource »Volkskultur«. Karrieren eines Konzepts zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit in der Schweiz. 67–91; Karin Bürkert, Fastnacht in Baden-Württemberg. Volkskundliche Forschung und gesellschaftliche Intervention in den 1960er Jahren. 92–118; Simone Egger, »Volkskultur« in der spätmodernen Welt. »Das Bayerische« als ethnokulturelles Dispositiv. 119–147; Markus Tauschek, Instrument, Taktik oder Strategie? Zur Vieldeutigkeit Populärer Kultur. 148–167; Reinhard Bodner und Timo Heimerding, Ein Erinnerungsfonds für die »Tiroler Volkskultur«? Die Ploner-Debatte (2011–2014) als Anstoß und Hemmnis eines Forschungsprojekts über Trachten in Tirol. 168–208.
- Schweizer Volkskunde. 106. Jahrgang, 2016, Heft 2 zum Thema Alter.
- Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 112. Jahrgang, 2016, Heft 1: Sabine Eggmann und Konrad J. Kuhn, Qualität und Potential: Das *Schweizerische Archiv für Volkskunde* zwischen Aufbruch und Konstanz – zum Redaktionswechsel. 3–5; Ulrike Langbein, Allerweltszeug. Kulturanthropologische Perspektiven auf Kleidung, modellierte Menschen und die Sammlung der *Hanro AG*. 6–23; Helmut Groschwitz, Salsa – Volkskundliche Tanzforschung in einer globalisierten Tanz- und Musikszene. 24–39; Yonca Krahn, Voran, voran: Überlegungen zum kulturwissenschaftlichen Zusammenhang von Bewegung und Schreibprozessen in alpinen Landschaften. 40–56; Karoline Oehme-Jüngling, Klingende »Swissness« im Radio. Zur transnationalen Vermittlung von Schweizer Musik über Transkriptionen. 57–78; Ursula Brunold-Bigler, «Erfragte Vergangenheit» – Im Gedenken an Alois Senti (3. Juni 1930–26. Juni 2015). 79–82; Benno Furrer, Hausforscher, Geograph und Bergsteiger. In Erinnerung an Max Gschwend (13. Juli 1916–29. Dezember 2015).
- Zeitschrift für Volkskunde. 112. Jahrgang, 2016: Sabine Hess, »Citizens on the road«. Migration, Grenze und die Rekonstruktion von Citizenship in Europa. 3–18; Jochen Bonz, Subjektivität als intersubjektives Datum im ethnografischen Feldforschungsprozess. 19–36; Christiane Schwab, Sketches of manners, esquisses des moeurs. Die journalistische Gesellschaftsskizze (1830–1860) als ethnographisches Wissensformat. 37–56; Kerstin Poehls, Material und Moral: Das Handels- und Konsumgut Zucker. 57–75; Nachruf von Jörg Niewöhner und Wolfgang Kaschuba, Prof. Dr. Stefan Beck 1960–2015. 76–79; Brigitta Schmidt-Lauber und Georg Wolfmayr, Doing City. Andere Urbanität und die Aushandlung von Stadt in alltäglichen Praktiken. 187–208; Simone Egger, Eine kosmopolitische Stadt, ein kosmopolitisches Leben. Aspasia Schönwald aus Smyrna und die Räume einer transnationalen Biografie. 209–229; Ueli Gyr, Klein ganz Groß. Gartenzwerge im Zeichen populärkultureller Nanologie. 230–252; Judith Kestler, Internierung und humanitäre Hilfe. Perspektiven auf eine kulturelle Praxis. 253–276.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

ao. Univ.-Prof. i.R. Dr. Olaf Bockhorn
 Institut für Europäische Ethnologie
 Universität Wien
 1010 Wien, Hanuschgasse 3
 olaf.bockhorn@univie.ac.at

Dr. Reinhard Bodner
 Forschungsprojekt »Tiroler Trachtenpraxis im 20. und 21. Jahrhundert«
 Tiroler Volkskunstmuseum / Hofkirche
 6020 Innsbruck, Universitätsstr. 2
 r.bodner@tiroler-landesmuseen.at

Prof. Dr. Manuela Bojadžijev
 Leuphana Universität Lüneburg
 Fakultät für Kulturwissenschaften,
 21335 Lüneburg, Scharnhorststr. 1
 manuela.bojadzijev@leuphana.de

Mag.^a Birgit Johler
 Österreichisches Museum für Volkskunde
 1080 Wien, Laudongasse 15–19
 birgit.johler@volkskundemuseum.at

Dr. Lukasz Nieradzki
 Institut für Europäische Ethnologie
 Universität Wien
 1010 Wien, Hanuschgasse 3
 lukasz.nieradzki@univie.ac.at

Sara Nimführ M.A.
 Institut für Europäische Ethnologie
 Universität Wien
 1010 Wien, Hanuschgasse 3
 sara.nimfuehr@univie.ac.at

Mag.^a Kathrin Pallestrang
 Österreichisches Museum für Volkskunde
 1080 Wien, Laudongasse 15–19
 kathrin.pallestrang@univie.ac.at

Mag.^a Magdalena Puchberger
 Österreichisches Museum für Volkskunde
 1080 Wien, Laudongasse 15–19
 magdalena.puchberger@univie.ac.at

Christine Schmid-Egger M.A.
 Referat Öffentlichkeitsarbeit,
 Publikationen, Internet
 Landesstelle für die nichtstaatlichen
 Museen in Bayern
 80331 München, Alter Hof 2
 christine.schmid-egger@bffd.bayern.de

Mag. Claudius Ströhle
 Institut für Geschichtswissenschaften
 und Europäische Ethnologie
 Fach Europäische Ethnologie
 Universität Innsbruck
 6020 Innsbruck, Innrain 52
 claudius.stroehle@uibk.ac.at

Alessandro Testa, Ph.D.
 Institut für Europäische Ethnologie
 Universität Wien
 1010 Wien, Hanuschgasse 3
 alessandro.testa@univie.ac.at

Dr. Laura Wehr
 Institut für Volkskunde/Europäische
 Ethnologie der LMU München
 80538 München, Oettingenstrasse 67
 l.wehr@vkde.fak12.uni-muenchen.de

Dr. Jens Wietschorke
 Institut für Volkskunde/Europäische
 Ethnologie der LMU München
 80538 München, Oettingenstrasse 67
 j.wietschorke@vkde.fak12.uni-muenchen.de

Impressum

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895

Im Auftrag des Vereins herausgegeben von Timo Heimerdinger,
Konrad Köstlin, Brigitta Schmidt-Lauber

Anschriften der Redaktionen

Aufsätze, Mitteilungen:

Birgit Johler

Österreichisches Museum für Volkskunde,
1080 Wien, Laudongasse 15–19

Chronik:

Magdalena Puchberger

Österreichisches Museum für Volkskunde,
1080 Wien, Laudongasse 15–19

Rezensionen:

Herbert Nikitsch

Institut für Europäische Ethnologie,
Universität Wien,

1010 Wien, Hanuschgasse 3

Johann Verhovsek

Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie,
Karl-Franzens-Universität Graz,
8010 Graz, Attemsgasse 25/I

Bezug

Verein für Volkskunde, Österreichisches Museum für Volkskunde,
1080 Wien, Laudongasse 15–19

AU ISSN 0029-9668

Jahresbezugspreis € 38,–

für Mitglieder des Vereins für Volkskunde € 26,– (plus Versandkosten)

Bankverbindung: Erste Bank, IBAN AT212011128810111600, BIC GIBAATWW

Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Verein für Volkskunde, 1080 Wien, Laudongasse 15–19

www.volkskundemuseum.at, verein@volkskundemuseum.at

Layout und Satz: Lisa Ifsits, Druck: Novographic, Wien

